

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Chefredakteur: Wolfgang Joho

Redaktionskollegium: Helmut Hauptmann, Rosemarie Heise
Henryk Keisch, Achim Roscher, Elli Schmidt, Paul Wiens

INHALT

✓ V. DEUTSCHER SCHRIFTSTELLERKONGRESS

| | |
|--|-----|
| Dem Leben näher / <i>Wolfgang Jobo</i> | 3 |
| Tiefe und Breite in der Literatur / <i>Anna Seghers</i> | 16 |
| Literatur heute / <i>Erwin Strittmatter</i> | 42 |
| Unsere künstlerische Freiheit / <i>Alfred Kurella</i> | 56 |
| Macht und Ohnmacht einer Literatur / <i>Hermann Kant</i> | 62 |
| Gedanken der Liebe / <i>Georg Maurer</i> | 81 |
| Zwischen den Küsten / <i>Arnold Zweig</i> | 90 |
| Bozenna / <i>Günter de Bruyn</i> | 99 |
| Olga Benario / <i>Ruth Werner</i> | 120 |
| Christina do Brasil / <i>Herbert Nachbar</i> | 136 |
| Die rote Kamille / <i>Erich Millstatt</i> | 142 |

UMSCHAU

Heinz Auerbach: Dramatik aus dem Äther, S. 154; Informationen

DEM LEBEN NÄHER

Bemerkungen zu Verlauf und Ergebnis des V. Deutschen Schriftstellerkongresses

Der V. Deutsche Schriftstellerkongreß liegt beim Erscheinen dieses Versuchs einer vorläufigen Bilanz schon zwei Monate hinter uns. Aber man müßte ihn einen schlechten Kongreß nennen, nicht wert der vielfachen Bemühungen Hunderter und der Aufmerksamkeit Tausender von Menschen, wenn seine Wirkung bereits so verblaßt wäre, daß es sich nicht lohnte, noch über ihn nachzudenken und zu schreiben. Es war alles in allem ein guter Kongreß, und er hatte gute Ergebnisse. Wir brauchten, so meinte Arnold Zweig mahnend und vielleicht auch ein wenig skeptisch in seinen Begrüßungsworten, nicht den Ehrgeiz zu haben, heute schon Resultate in die Welt schleudern zu wollen. Nun, Resultate im Sinne von fix und fertigen, wohlformulierten und unumstößlichen Thesen und Definitionen, gar von bequemen Rezepten zu erzielen – diesen falschen Ehrgeiz hatte der Kongreß nicht. Er war in erfreulich geringem Maße deklamatorisch. Seltener als auf früheren Tagungen unseres Verbandes und bei manchen Literaturdiskussionen vernahm man jene zur bloßen Phrase erstarrten Schlagworte, die sich so oft einstellen, eben wo Begriffe fehlen. Dafür war mehr vom konkreten Inhalt dieser Worte die Rede. Auch die äußerliche Repräsentation spielte eine geringere Rolle als früher. Dafür kam der Arbeitscharakter stärker zum Ausdruck.

Es kennzeichnete sehr genau Atmosphäre und Wesen des V. Deutschen Schriftstellerkongresses, wenn Alfred Kurella in seinem Schlußwort sagte, die Tagung sei im Vergleich zum IV. Schriftstellerkongreß weniger monologisch und auch weniger akademisch gewesen. In der Tat waren jene Beiträge, in denen Redner ohne Bezug auf die gemeinsamen Angelegenheiten nur von sich, für sich und über ihre eigenen kleinen Dinge sprachen, seltener als früher – wenn sie auch nicht ganz fehlten. Und wenn die Diskussionsreden, fern jeder Gleichförmigkeit, erfreulich stark vom unterschiedlichem Temperament und der sehr persönlichen Diktion der einzelnen Sprecher gefärbt waren, so griffen sie doch in den meisten Fällen ineinander wie die Glieder einer Kette, die ein großes Ganzes bilden. Das wohlthuend Unakademische bestand in der Konkretheit von Fragestellung und Erörterung der Probleme. Wiederum im Gegensatz zu den meisten Literaturgesprächen früherer Jahre wurden zahlreiche Namen genannt und die Be-

hauptungen an Beispielen bestimmter literarischer Werke exemplifiziert. Dadurch gewann, was zu ideologischen und schöpferischen Fragen gesagt wurde, an Anschaulichkeit wie an überzeugender Beweiskraft. So bekamen insbesondere Begriff, Wesen und Aufgaben der sozialistischen Nationalliteratur, über die vor allem in den letzten Monaten in Auseinandersetzungen und Erklärungen häufig gesprochen wurde und die, unausgesprochen, auch und gerade auf dem Kongreß eine entscheidende Rolle spielte, Plastizität und traten aus dem Bereich der Wunschkonstruktion in den der Realität. Zur Lebendigkeit der Diskussionen trug der frische und kämpferische Geist vieler Reden bei, in denen etwas zu spüren war von jener „gründlichsten, rücksichtslosesten Aufrichtigkeit“, die Arnold Zweig von den Werken unserer Schriftsteller forderte.

Gefördert wurde diese Atmosphäre echter Auseinandersetzung wesentlich durch zwei Faktoren: durch die aktive Teilnahme unserer jüngeren Autoren und durch Anwesenheit und Beteiligung einiger Schriftsteller aus Westdeutschland und Westberlin, mit denen ein Streitgespräch stattfand, das den Charakter der Tagung nicht unwesentlich mitbestimmte. Auch hier redete man weniger monologisch nebeneinanderher und aneinandervorbei als in früheren Gesprächen. Kurz: Dieser Kongreß war den konkreten Fragen der Literatur und damit dem Leben näher als seine Vorgänger, war gleichsam erwachsener und bestimmt von einem höheren Selbstbewußtsein, das sich stützte auf die errungenen Erfolge und auf die Gewißheit, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Damit spiegelte er die Veränderungen, die sich in den letzten fünf Jahren auf dem Gebiet des gesellschaftlichen Lebens wie auf dem der Literatur im besonderen vollzogen haben. Genauer gesagt: die Bitterfelder Bewegung im weitesten Sinne, also die engere Verbindung zwischen Leben und Kunst, Volk und Literatur und das Heranreifen und die Bewährung einer Reihe neuer Talente aus der jungen Generation – diese beiden Fakten insbesondere prägten das Gesicht des Kongresses. Sie waren das sichere Fundament, auf dem er ruhte und auf dem wir das Haus unserer sozialistischen Nationalliteratur weiterbauen können. Weniger als noch vor fünf Jahren hatte man es nötig, theoretische Forderungen zu stellen und Thesen des Wünschenswerten zu formulieren; mehr als damals konnte das Gespräch auf der Grundlage beachtlicher Leistungen geführt werden. Zugleich aber – und auch dies war ein Wesenszug des Kongresses – erging man sich nicht in Selbstgerechtigkeit und zeigte keine verhängnisvolle Neigung, auf den Lorbeeren einiger Erfolge auszuruhen. Es wurde gestritten, Kritik geübt und über Mängel gesprochen; und die Teilnehmer waren sich voll bewußt, daß wir, wenn wir auch schon weiter sind als vor fünf Jahren, doch erst eine kleine Etappe einer langen und beschwerlichen Wegstrecke zurückgelegt haben, deren Ziel eine neue deutsche

sozialistische Nationalliteratur ist. Grundsteine wurden gelegt, das Haus ragt schon ein Stück aus dem Boden – aber der vielstöckige Bau bleibt noch hochzutürmen.

Auf dieser doppelten Erkenntnis, der des schon Erreichten und der des noch zu Schaffenden, war das Referat von Anna Seghers aufgebaut, das dem Kongreß gleichsam sein Rückgrat gab. Gleich weit entfernt von falscher Bescheidenheit wie von einer Überschätzung der literarischen Leistungen der letzten Jahre, zeigte sie, daß Breite und Tiefe zusammenkommen müssen, wenn die neue Qualität der sozialistischen Literatur zum verändernden Faktor nicht nur unseres, sondern des gesellschaftlichen Lebens in ganz Deutschland werden soll. „Wenn wir darstellen wollen, was uns heute am meisten angeht, wenn wir die Menschen herausreißen wollen aus Stumpfsinn, Ungewißheit, Skeptizismus, brauchen wir Kunstwerke, in denen Tiefe und Breite zusammenkommen, ohne daß eines auf Kosten des anderen reduziert wird.“ Von der im Interesse der Vorwärtsentwicklung des ganzen Volkes notwendigen Qualifizierung unserer Literatur war also die Rede, denn was anders als Qualifizierung und Schaffung einer neuen Qualität bedeutet die Vereinigung von Breite und Tiefe in der Literatur.

Man sprach auch auf dem IV. Deutschen Schriftstellerkongreß und danach viel und beredt von der Qualität. Aber diesmal gewann die Diskussion dieses literarischen Grundproblems gewissermaßen selbst eine neue Qualität. Es wurde – von Anna Seghers selbst wie von anderen Sprechern – ein Schlußstrich gezogen unter den unfruchtbaren und undialektischen Streit des Entweder–Oder, unter die Frage nach dem Vorrang. Es wurde dargestellt, daß es keinen Gegensatz und keine Unverträglichkeit gibt beziehungsweise für unsere Literatur geben darf zwischen Verbreiterung und Vertiefung der Kunst, daß vielmehr eines vom anderen nicht getrennt werden kann, wenn nicht die Kunst als bewußtseinsbildender und das Leben verändernder Faktor Schaden nehmen soll.

Es kann nicht als eine Schwäche betrachtet werden, sondern ist im Gegenteil ein Zeichen für die durchaus unakademische und undogmatische und dem künstlerischen Schaffensprozeß wie der Selbstverständigung der Schriftsteller nähere und gemäßere Art der Diskussion über diese Frage, daß eine hieb- und stichfeste, aber mit dem Grau der Abstraktion behaftete Definition des Qualitätsbegriffes auf dem Kongreß nicht gegeben wurde. Die Sprecher, die diesen Komplex behandelten – und das war die Mehrzahl derer, die zu Worte kamen –, nannten vielmehr einzelne Merkmale der Qualität und trugen auf diese Weise, ohne Anspruch auf erschöpfende Kennzeichnung zu erheben, jeder auf seine Art zur Verdeutlichung und Konkretisierung des Begriffs bei. So gewann die Erörterung dieser Frage

nach der Qualität des Kunstwerks an Lebendigkeit und nahm den Charakter von Werkstattgesprächen an, die aus der schöpferischen Praxis kamen und für sie fruchtbar gemacht werden können.

Am fruchtbarsten erwies sich dabei für die Auseinandersetzung – nicht zuletzt für die mit unseren westdeutschen Kollegen – die Äußerung von Anna Seghers, Qualität bedeute, einer Sache auf den Grund gehen. Ein wichtiger Beitrag zum gleichen Fragenkomplex war das, was Alfred Kurella über die Kunst des Konzentrierens und des Weglassens und über die Wahl des richtigen Ausschnittes bei der Darstellung von Themen aus unserem Leben sagte. Das gleiche meinte Wolfgang Kohlhaase in seinem ebenso lebendigen wie anregenden Diskussionsbeitrag, wenn er erklärte, es sei „die wunderbare Eigenheit der Kunst, im Detail die Totalität ausdrücken zu können“. Diese Eigenheit gilt nicht nur für das Genre des Films, mit dem er sich auseinandersetzte und von dem er sagte, er habe die Qualität wirklicher Literatur nötig, wenn er bestehen wolle. Nichts anderes auch als die Qualifizierung der Literatur und ihre gemäße Darstellung der Realität des Lebens hatte Alexander Abusch im Auge, wenn er forderte, die „Spezifik der künstlerischen Aneignung der Wirklichkeit“ müsse entwickelt werden, oder Erwin Strittmatter mit seiner treffenden und für viele unserer Schriftsteller beherzigenswerten Bemerkung, man müsse „das Leben auf Poesie abhören“.

Es gehörte zum dialektischen Prozeß der Wahrheitsfindung und des Bemühens, den Dingen auf den Grund zu kommen, und es war zugleich ein Beweis für die ungeschminkte Ehrlichkeit der Aussprache, daß man den Begriff der Qualität auch zu veranschaulichen suchte, indem man von den Mängeln unserer Literatur sprach, also darlegte, was sowohl der Verbreitung der Kunst wie ihrer Tiefe abträglich ist. Hierzu leistete wiederum Kohlhaase – auf die Filmkunst gemünzt, aber nicht nur für sie gültig – einen wertvollen Beitrag, indem er das Fehlen von lebendigen Menschen, Leidenschaften, Konflikten sowie Talentlosigkeit und selbstsicheren Dilettantismus tadelte und Kritik übte an dem „primitiven soziologischen Verfahren beim Darstellen von Menschen“ wie an der verbreiteten, weil bequemen Methode, „Leitsätze an Stelle künstlerischer Auseinandersetzung mit der Realität“ als Kunst auszugeben. Und wenn er manchen Filmautoren vorwarf, sie studierten nicht die Fülle der Erscheinungen, sondern suchten lediglich nach Aussagen zur Bekräftigung einer These, sie bebilderten oft nur ein Thema gesellschaftswissenschaftlich und machten sich einer grundsätzlichen Verkennung des Charakters der Kunst als eines eigenen Erkenntnismittels schuldig, dann sagte er mit dieser Kritik an der mangelnden Umsetzung der Wirklichkeit im Kunstwerk implicite sehr Wesentliches darüber aus, worauf denn die Qualität in der Literatur beruht. In

die gleiche Richtung zielte, diesmal auf die epische Kunst direkt bezogen, was Willi Bredel als die unkünstlerische Methode kritisierte, sich sklavisch an die platte Wirklichkeit zu halten und auf Phantasie zu verzichten, die ein wesentliches und notwendiges Element künstlerischer Darstellung ist. Eine Kritik an den einer Qualifizierung unserer Literatur entgegenstehenden und ihrer tieferen Wirkung auf die Leser abträglichen Tendenzen und damit eine Konkretisierung des Qualitätsbegriffes vom Negativen her war es auch, was von verschiedenen Sprechern über die Gleichförmigkeit der Schauplätze und Blickpunkte in manchen Werken unserer Schriftsteller vorgebracht wurde. Anna Seghers warf manchen Büchern vor, sie seien so geschrieben, als hätten ihre Autoren nur politische Erfahrungen. Eva Strittmatter sprach von der „eindimensionalen Literatur“, der vielfach zu beobachtenden Enge der Thematik, der mangelnden Entdeckerfreude der Schriftsteller und von ihren „konstruierten Vorstellungen vom Verhalten und Denken der Menschen“.

Es gäbe ein falsches und dem lebendigen Verlauf des Kongresses nicht gerecht werdendes Bild, wollte man die Themenkomplexe, die er behandelte, säuberlich voneinander trennen. Es machte den Reiz der Diskussion aus, daß nicht in vorbestimmter Reihenfolge ein Thema nach dem anderen abgehandelt wurde und daß auch nicht jeder Redner nur zu einem einzigen Thema sprach. Doch ein Kongreß und sein Protokoll ist eines, die sichtende Wertung ein anderes. Sie zwingt zu einer Gliederung der bunten Fülle und macht eine Zusammenfassung der einzelnen Fragenkomplexe notwendig. Unter diesem ordnenden Gesichtspunkt war hier zunächst vom Problem der Qualifizierung unserer Literatur, darüber hinaus andeutend von einigen schöpferischen Fragen überhaupt die Rede. Diese Fragen standen mit Recht im Mittelpunkt und gaben dem Kongreß weithin den Charakter einer Arbeitstagung, wie sie die Beteiligten sich wünschten. Wenn nun von einem anderen Problem gesprochen wird, das unserer Tagung ein besonderes Gesicht gab, nämlich von der jungen Schriftstellergeneration, die zwischen 1956 und heute herangewachsen ist und sich schon mit literarischen Bewährungsproben ausgewiesen und einen Namen gemacht hat, dann bedeutet dies selbstverständlich nicht, der Komplex Qualifizierung der Literatur sei eines, das Problem junge Generation ein anderes, und beide auf dem Kongreß behandelten Themenkreise hätten nichts miteinander zu tun. Im Gegenteil trug gerade die Beteiligung einiger jüngerer Schriftsteller – von Kohlhaase war oben die Rede – wesentlich zur Verständigung über die Bestimmung des Qualitätsbegriffes bei. Und selbstverständlich ging und geht die Beantwortung der Frage nach Breiten- und Tiefenwirkung unserer Literatur die herangewachsenen jungen Schriftsteller besonders an.

War der IV. Kongreß im wesentlichen noch beherrscht von den Repräsentanten der älteren und mittleren Generation, so spielten auf dem V. Kongreß die Jungen in doppelter Hinsicht eine wenn auch nicht beherrschende, so doch spürbare Rolle: Man sprach diesmal sehr viel mehr von ihnen, und sie kamen selbst mehr zu Wort. Und dieses Über-die-Jungen-Sprechen hatte nicht mehr wie vor Jahren einen oft deklamatorischen und allgemeinen Charakter, sondern man nannte die Jungen beim Namen und setzte sich von seiten der Älteren konkret mit einzelnen ihrer Werke auseinander. Nicht mentorhaft von der hohen Warte des Weisen, der einen Schüler lobt, sondern kameradschaftlich und in dem ernsthaften Bemühen, die Leistungen zu würdigen und die besonderen Probleme der Jungen zu verstehen.

Vor allem geschah dies durch Alfred Kurella, der sich nicht mit einem allgemeinen Pauschallob begnügte, sondern seine Aufmerksamkeit besonders vier namentlich genannten Arbeiten jüngerer Autoren aus der letzten Zeit widmete: der „Beschreibung eines Sommers“ von Karl-Heinz Jakobs, dem Buch „Du wirst dir den Hals brechen“ von Armin Müller, dem Theaterstück „Frau Flinz“ von Helmut Baierl und der „Moskauer Novelle“ von Christa Wolf. Ohne die Absicht, mehr Lorbeer auf die Häupter ihrer Verfasser zu häufen, als sie verdienen, und auch ohne die Absicht natürlich, andere hoffnungsvolle und nicht genannte Werke abzuwerten, betrachtete er diese sehr unterschiedlichen Arbeiten unter dem Aspekt des neuen Lebensgefühls, das in ihnen zum Ausdruck kommt und selbst wieder Ergebnis einer veränderten Beziehung zum Leben und zur Umwelt ist, Folge einer neuen Grundhaltung des schaffenden Künstlers, der sich gelöst hat von der für den Künstler der bürgerlichen Gesellschaft kennzeichnenden bohemienhaften Einstellung.

Diese scheinbar über Nacht aufgegangene „neue Saat“, der der Kongreß seine besondere Aufmerksamkeit schenkte, ist heute zu einem wesentlichen Faktor unseres literarischen Schaffens geworden und hat bereits begonnen, unserer Literatur vom Thema, vom Gefühl und teilweise auch von der Form her ein neues Gesicht zu geben. Ihre Werke beweisen die Richtigkeit und Fruchtbarkeit der auf dem IV. Deutschen Schriftstellerkongreß von Walter Ulbricht an die Schriftsteller gestellten Forderung, ihr Leben zu ändern. Und sie beweisen die Richtigkeit der Bitterfelder Beschlüsse. Das, was von den Jungen zwischen beiden Kongressen geschaffen worden ist und auf dem Forum von 1961 als in vieler Hinsicht beispielhaft hingestellt wurde, straft, unterschiedlich nach Stil, Temperament, Art der Aussage und Themenstellung, aber verbunden zugleich durch das neue Lebensgefühl der jungen Autoren, die Verleumder und Gegner unserer Kulturpolitik und unseres Staates Lügen, widerlegt zugleich auch die Skepsis mancher Schrift-

steller aus unseren eigenen Reihen, die nach der Bitterfelder Konferenz eine Verengung und Qualitätsverminderung unserer Kunst befürchteten.

Soviel und mit welcher Berechtigung außer von den genannten Arbeiten auf dem Kongreß auch vor allem von Herbert Nachbar und Dieter Noll die Rede war, so hatte die Tagung in dieser Hinsicht doch noch eine gewisse Schwäche, die ein Erbe des vorigen Kongresses ist: Man nahm im großen ganzen nur Notiz von den im Zeitraum des letzten Jahres erschienenen Werken und vergaß darüber die Tatsache zu berücksichtigen, daß schließlich zwischen 1956 und 1961 ein Zeitraum von fünf Jahren liegt, in dem manches geschrieben wurde, das nicht weniger Würdigung verdient hätte als die genannten Autoren und Werke. Diese kritische Bemerkung wird nicht gemacht, um den allzu leidigen Streit um Namen und Titel zu beleben – man ist immer auf eine typische Auswahl angewiesen. Aber das Bild gewinnt durch solche Beschränkung auf einen zu kurzen Zeitraum einen zufälligen Charakter, ein Mangel, der auch nicht durch die vor dem Kongreß erschienene Literaturanalyse ausgeglichen wird, um so weniger als auch dort der Fehler gemacht wurde, daß man vielfach die Neuerscheinungen der allerletzten Zeit über Gebühr in den Vordergrund gerückt hat und dadurch, ebenso wie der Kongreß, überbewertete.

Nach dieser Zwischenbemerkung zurück zu den Debatten des Kongresses. In den letzten Wochen und Monaten wurde viel vom Generationsproblem gesprochen und darüber gestritten, ob es bei uns ein solches Problem überhaupt gebe. Diese Diskussion fand auch auf dem Kongreß ihr Echo. Wenn Tschesno-Hell erklärte, ein solches Generationsproblem könne es bei uns gar nicht geben, da die sozialen Ursachen dafür nicht mehr bestehen, so hatte er in diesem Sinne gewiß recht. Aber wenn auch die Generationen in der Deutschen Demokratischen Republik insofern eine Einheit bilden, als sie durch die gleiche Weltanschauung und die gleichen Ziele verbunden sind, so ist doch nicht zu leugnen – und dies gerade bewies der Kongreß –, daß es zwischen den älteren und jungen Schriftstellern bei uns Probleme gibt, die durchaus noch nicht gelöst sind und eine Lösung verlangen. Tschesno schnitt eines dieser Probleme an, wenn er sagte, die Jungen wollten und brauchten das Vertrauen der Älteren, und es komme darauf an, die Lebenserfahrungen der älteren Generation den Jungen zugänglich zu machen und sie, zum Nutzen der Literaturentwicklung, mit dem neuen Lebensgefühl in Verbindung zu bringen. Wie aber steht es mit diesem Vertrauen und diesen Beziehungen zwischen den Generationen? Daß es hier offensichtlich noch Mängel gibt, darüber sprach Eva Strittmatter, wenn sie beklagte, daß die älteren und bewährten Schriftsteller den Jungen durchaus nicht immer die Hilfe und das Verständnis entgegenbrächten, auf die sie warten und einen Anspruch haben.

Freilich kann sich die Hilfe für die Jungen nicht auf das Lob ihrer Leistungen beschränken, das ihnen auf dem Kongreß gewiß reich, wenn nicht überreich, zuteil wurde und an dem es auch vorher nicht mangelte. Daß auch das Gegenteil eines Fehlers mitunter ein Fehler sein und schädliche Folgen für die literarische Entwicklung der jungen Schriftsteller haben kann, darauf wies Erwin Strittmatter in seinem Beitrag mit ebenso großem Recht wie Nachdruck hin, indem er vor den Folgen von „Lobsprüchen und Qualitätssuperlativen“ warnte, die allzu leicht beim so gelobten Autor spießbürgerliche Selbstzufriedenheit im Gefolge haben, zu einer Desorientierung, einem Verlust der Maßstäbe und zur Routinearbeit mit halber Kraft führen können. Mit Recht beschwor er die Gefahr der Schnellschreiberei um des Lebensstandards willen, die Gefahr einer Inflation der Worte, eines Begnügens mit dem Ungefähren und ein allzu frühes Ermüden im Kampf gegen Widerstände.

Dies ist die andere Seite und die gewiß nicht weniger wichtige der Auseinandersetzung der Älteren mit dem Schaffen der Jungen. Man sollte gerade im Interesse der jungen Schriftsteller und ihrer künstlerischen Qualifizierung in Zukunft mehr auf solche Warnungen achten. Sie wurden in der Vergangenheit, bei subjektiv bester Absicht, nicht selten außer acht gelassen und haben in einzelnen Fällen dazu geführt, daß an sich begabte junge Talente, zu früh und zu uneingeschränkt hochgelobt, Rückschläge und Krisen in ihrem künstlerischen Schaffen erleben mußten.

Es wurde oben gesagt, der Kongreß habe sich dadurch ausgezeichnet, daß nicht nur über das Schaffen der Jungen mehr als früher gesprochen wurde, sondern daß sie selbst auch durch ihr Auftreten seinen Verlauf mitbestimmten. In der Tat verdankte der Kongreß seine lebendige, frische, unkonventionelle Atmosphäre in großem Maß den, wie es Willi Bredel ausdrückte, temperamentvollen und so gar nicht „konformistischen“ Beiträgen solcher Vertreter der jungen Generation wie Kohlhaase, Noll, Baierl, Nachbar. Hier kam sehr anschaulich das neue Lebensgefühl zum Ausdruck, von dem Kurella sprach. Und es soll, stellvertretend für andere Junge, Dieter Noll mit dem Schluß seines Diskussionsbeitrages zu Wort kommen, in dem dieses Gefühl seinen sehr eigenen Ausdruck fand: „Es soll kein Dank gesagt werden für makellose Lebens- und Arbeitsbedingungen oder für kochfertige Rezepte. Es soll für etwas anderes und für mehr gedankt werden. Wenn der zermürbende Kampf um das Wort letzten Endes sinnvoll ist, dann verdanke ich nach meiner Auffassung dies der Existenz und der Zielsetzung der Partei der Arbeiterklasse. Dem einst vereinsamten frierenden Ich, von dem es heißt, daß es ihm gegeben sei, an seiner Stätte zu ruhen, hat sie eine historische Perspektive gleichsam als eine menschliche Heimat gegeben, so daß wir uns nicht mehr mit dem Hölderlinschen Traum

begnügen müssen. Ich danke der Partei der Arbeiterklasse mit einem Wort für ein neues Lebensgefühl, ohne das ich nichts leisten könnte.“

Das waren gute und schöne Worte. Trotzdem muß einschränkend und kritisch erwähnt werden, daß mehr *über* die Jungen als *von* ihnen selbst gesprochen wurde. Wenn man zum Beispiel einen Vergleich zieht zwischen der Fülle, Vielfalt und Interessantheit der Tagung junger Autoren des Mitteldeutschen Verlags in Halle vor einigen Monaten zu dem Auftreten der Jungen vor dem Kongreß, dann schneidet dieser nicht besonders gut ab. Vieles, allzu vieles blieb unausgesprochen, was freilich nicht nur an den Jungen gelegen haben mag, sondern auch an der Zeitnot, in die der Kongreß mehr und mehr geriet und die auch schuld daran war, daß einundzwanzig Redner nicht mehr zu Worte kommen konnten.

Der letzte thematische Komplex, von dem in diesem Bericht zu sprechen ist und der auf dem Kongreß eine bedeutende, zuweilen vorrangige Rolle spielte, betrifft die Auseinandersetzung mit den westdeutschen Schriftstellerkollegen, die als Gäste zu unserer Tagung gekommen waren. Mit ihnen entbrannte vom ersten Tag an ein lebhafter Meinungsstreit, der die Atmosphäre der Konferenz wesentlich mitbestimmte. Es wurde dabei von seiten unserer Schriftsteller nicht nur mit den anwesenden Diskussionspartnern aus dem Westen – vornehmlich mit dem Westberliner Günter Grass, aber auch mit Peter Hamm – eine heftige Auseinandersetzung geführt, sondern überhaupt nach dem Westen hin gesprochen. So sehr manchmal dieses Streitgespräch die Erörterung anderer wichtiger Fragen in den Hintergrund drängte, so kann man es doch aus mehreren Gründen begrüßen: Zum erstenmal wurde auf einem so großen und repräsentativen Forum eine echte Zwiesprache mit westdeutschen Schriftstellern geführt, d. h. eine solche, bei der nicht jeder Partner, wie in der Vergangenheit so häufig, monologisch gleichsam sein Sprüchlein sagte und all das vorbrachte, was der andere ohnehin schon wußte, sondern wo die verschiedenen Auffassungen im ernsthaften Wechselgespräch miteinander konfrontiert wurden und man um das mögliche Maß an Verständigung bemüht war. Es ging hier – und auch darum war das Gespräch einigermaßen fruchtbar – nicht um akademische und dogmatische Fragen, sondern um die speziellen Probleme der deutschen Literatur, wo es, wenn auch manche schwerwiegenden und nicht leicht zu überbrückenden Meinungsverschiedenheiten, doch zum mindesten noch die Gemeinsamkeit der Sprache gibt.

Nicht zuletzt aber diente das Zwiesgespräch nach dem Westen hin auch unserer eigenen Selbstverständigung als Schriftsteller der DDR, wie ja überhaupt die Auseinandersetzung mit Westdeutschland und das Ringen um eine neue deutsche Nationalliteratur nicht voneinander zu trennen sind.

Insofern gehörte dieser Disput zu den geplanten und notwendigen Themen des Kongresses, was ja auch darin sinnfällig zum Ausdruck kam, daß eines der drei Referate, nämlich das von Hermann Kant, sich ausschließlich mit einer Einschätzung der westdeutschen Literatur befaßte.

Nicht zum erstenmal freilich wurden wir mit all den Argumenten und Scheinargumenten konfrontiert, die von westdeutscher Seite gegen unsere Literatur, unsere Kulturpolitik und gegen unseren Staat ins Feld geführt werden. Vor allem in den Wochen vor dem Kongreß beschäftigten sich der Rundfunk und die größeren Zeitungen Westdeutschlands kaum weniger stark mit unserer Tagung, als wir selbst. Die Liste dessen, was vor allem Günter Grass, aber auch Peter Hamm gegen uns vorbrachten, war denn auch nicht klein. Sie reichte von der Forderung „Geben Sie den Schriftstellern die Freiheit des Wortes“ bis zu jener schon sehr strapazierten Frage, ob man denn überhaupt Schriftsteller sein könne, ohne in Opposition zu stehen. Letztlich ging es dabei, all dies zusammenfassend und in sich begreifend, um die Interpretation des Freiheitsbegriffes und um die berühmte Pilatus-Frage „Was ist Wahrheit?“ Es darf den westdeutschen Gesprächspartnern bescheinigt werden, daß es ihnen alles in allem wirklich um die Sache und nicht um den Streit an sich zu tun war. So war die Diskussion mit ihnen nützlich und fruchtbar.

Die Art und Weise, wie den westdeutschen Gästen von unseren Schriftstellern geantwortet wurde und wie sie unsere Position vertraten, unterschied sich vorteilhaft von der Führung mancher Diskussionen über gleiche Probleme in jüngster Vergangenheit. So unterschiedlich in Temperament und Diktion die einzelnen Sprecher waren, die sich mit den Argumenten der westdeutschen Gäste auseinandersetzten, so gemeinsam war ihnen eines: sie diskutierten offensiv und brachten, jeder auf seine besondere individuelle Weise, das Bewußtsein zum Ausdruck, die richtige Sache zu vertreten. Dabei konnten und mußten sich unsere Gesprächspartner aus dem Westen Deutschlands davon überzeugen – die Beiträge von Hermlin, Wiens, Baierl, Nachbar, Abusch und Kurella bewiesen es ebenso treffend wie vielfältig in der Art der Argumentation –, daß es in all diesen Fragen das, was man drüben eine „Sprachregelung“ nennt, nicht gibt. Jeder antwortete ihnen spontan und aus seinem eigenen, ganz persönlichen Erlebnis- und Erfahrungsbereich heraus. Und bei allen prinzipiellen Meinungsverschiedenheiten im einzelnen wurde, ebenso wie schon in dem fundierten und abgewogenen Referat von Hermann Kant, die Auseinandersetzung ohne unnötige Schärfe geführt.

Die wohl lebhafteste Diskussion entspann sich um die Frage von westdeutscher Seite, ob man denn, wenn man einer Sache auf den Grund gehe, wie es Anna Seghers von der Literatur gefordert hatte, noch parteilich sein

könne oder ob nicht vielmehr Parteilichkeit und nicht immer erfreuliche und den eigenen Vorstellungen widersprechende Realität miteinander in Gegensatz geraten müßten. Es ging dabei also um die für den Schriftsteller so wesentliche Frage der Beziehung zur Realität und zur Wahrheit, letztlich um das gerade von unserer Seite immer wieder erörterte Problem, ob man denn über alles schreiben könne. Dieser für uns nur scheinbare Widerspruch zwischen dem Bekenntnis zur sozialistischen Gesellschaftsordnung und der kritischen Darstellung ihrer Mängel wurde von den einzelnen Diskussionsrednern zu erklären und zu lösen versucht. Paul Wiens sprach sehr treffend und überzeugend über unsere aktive Beziehung zur Wirklichkeit, die den Willen zu ihrer Veränderung im Sinne des erstrebten Ziels in sich schließt, von der „liebenden, fordernden Beziehung zur Realität“. Herbert Nachbar exemplifizierte anschaulich und konkret an Hand der Entstehungsgeschichte seines Romans „Hochzeit von Länneken“, wie er eben in diesem Buch versucht habe, den Dingen auf den Grund zu gehen, ohne Rücksicht darauf, daß die schönen Vorstellungen keinesfalls immer mit der weniger vollkommenen Wirklichkeit in Einklang zu bringen gewesen seien, und wie er, ohne der Wahrheit Zwang anzutun, dann festgestellt habe, „daß wir die Freiheit des Schaffens durch das Wissen erlangen, das wir von der Wirklichkeit haben, und daß wir nicht die Freiheit haben, unsere Unwissenheit zu verbreiten“. Alfred Kurella löste den scheinbaren Widerspruch, der sich für den sozialistischen Schriftsteller beim Schildern des Lebens ergeben kann, am klarsten, indem er sagte: „Wenn Dinge und Vorstellungen aufeinanderstoßen, sind nicht die Dinge schuld, sondern die – falschen – Vorstellungen.“ Den immer wieder ins Treffen geführten westlichen Freiheitsbegriff entlarvte Stephan Hermlin als Narrenfreiheit, die zur Ohnmacht verdammt sei, und setzte dem abstrakten Freiheitsstreit das entscheidende Wort entgegen: „Zu begreifen wäre, daß endlich gefragt wird, wem Freiheit dient, wozu sie dient, wovon man frei sein soll.“ Die Alternative von den Ja-Sagern und Nein-Sagern in der Literatur, die in der westlichen Presse im Zusammenhang mit dem PEN-Gespräch in Hamburg eine Rolle spielte und die auch auf dem Kongreß wieder von westlicher Seite zur Sprache gebracht wurde, und damit zugleich die Frage nach der angeblich notwendigen Oppositionsstellung des Schriftstellers, bezeichnete Kurt Stern als absurd: „Alle sahen und sehen die Welt von ihrem Standpunkt aus, sie sagten Ja und Nein. Ihr Nein ergab sich aus dem, was sie bejahten . . .“

Die Auseinandersetzung mit den westlichen Tagungsteilnehmern erschöpfte sich nun freilich nicht in diesem wechselseitigen Fragen und Antworten. So interessant, klärend und aufschlußreich dieser Teil der Diskussion auch war, so gehörte es zum wesentlicheren Inhalt des Ost-West-Gesprächs, daß von unserer Seite klar und mit großem Nachdruck auf die

schwache Position der progressiven westdeutschen Schriftsteller hingewiesen wurde und auf die Gefahr, die ihnen und dem ganzen Volk notwendig aus ihrer gegnerischen Haltung gegenüber unserem Staat erwachsen muß. Wenn Günter Grass im Ton einer etwas melancholischen Ironie meinte, die westdeutschen Schriftsteller könnten, wenn sie auch kaum Einfluß auf die Leser hätten, doch wenigstens „ein Körnchen Staub aufwirbeln“, so bewies ihm Alexander Abusch, daß der verbreitete Kult mit der literarischen Ohnmacht bei den westdeutschen Schriftstellern letztlich gegen das Wesen der Literatur überhaupt verstoße, denn jede echte Literatur will und muß Wirkung ausüben, wenn sie ihre Berechtigung erweisen will. Und wenn der gleiche Günter Grass meinte „daß wir zwischen beiden Staaten stehen, ist unsere Stärke“, so hielt ihm Alexander Abusch entgegen, es bedeute eine Zerstörung der humanistischen Kampfposition der westdeutschen Schriftsteller, wenn sie nicht erkannten, daß sie in der DDR ihren naturnotwendigen Verbündeten hätten. Es wurde endlich auf dem Kongreß noch einmal in diesem Zusammenhang wiederholt, was schon oft vorher betont wurde und dennoch bei gutwilligen westdeutschen Schriftstellern immer wieder mißverstanden wird: Nicht daß sie keine Kommunisten sind, hindert uns daran, die fortschrittlichen westdeutschen Schriftsteller als unsere Bundesgenossen im Kampf gegen Faschismus und Atomtod und für ein besseres Deutschland zu betrachten, sondern der Hinderungsgrund für einen erfolgreichen gemeinsamen Kampf ist die ungewollte Hilfe, die sie den zerstörerischen reaktionären Kräften dadurch leisten, daß sie sich an der Hetze gegen unseren Staat beteiligen.

Man konnte und durfte nicht erwarten, daß die Aussprache mit den westdeutschen Schriftstellern auf dem Kongreß zu einer Übereinstimmung in allen Fragen führen würde. Aber es kann als Positivum verbucht werden, daß zum mindesten einige Mißverständnisse ausgeräumt und auch einige Kontakte angebahnt worden sind.

Es war noch von einigen anderen Problemen auf dem Kongreß die Rede außer von jenen, über die hier andeutend berichtet wurde. Man sprach von der Bewegung schreibender Arbeiter, davon, daß, wie Anna Seghers es ausdrückte, „ein Arbeiter, der sich mit Literatur und Kunst beschäftigt, in größerer Harmonie mit sich und der Umwelt leben wird“. Es wurde gesprochen von der Notwendigkeit einer höheren Qualität der literarischen Arbeit in den Zirkeln und auch von mancherlei Überspitzungen, die unter anderem darin bestehen, daß Schriftsteller, anstatt zu schreiben, sich ausschließlich der Betreuung schreibender Arbeiter widmen, oder von solchen, die sich, gleichsam tiefstaplerisch, selbst zu schreibenden Arbeitern zurückstufen. Aber bemerkenswert war, daß von Bitterfeld lange nicht so viel geredet wurde wie auf früheren Tagungen. Dies kann und darf freilich

nicht als Zeichen der Unterbewertung der Bitterfelder Bewegung aufgefaßt werden. Ganz im Gegenteil erscheint es als ein Beweis dafür, daß sich die Bitterfelder Beschlüsse durchgesetzt haben und bereits zu einem festen Bestand unserer Literaturpolitik geworden sind.

Es wurde auch von der Literaturkritik gesprochen, gleichfalls etwas weniger als in den Diskussionen der letzten Zeit, hier freilich nicht deshalb, weil es nicht mehr viel dazu zu sagen gäbe und die Probleme schon befriedigend gelöst wären. Wieviel im Gegenteil auf diesem Gebiet noch zu tun übrig bleibt, davon sprachen Ilberg, Pollatschek und Professor Geerds kritisch und selbstkritisch. Und wie unklar man sich noch ist selbst über die Funktion der Kritik – ob sie nur Mittler oder auch Erzieher sein soll –, davon legten die Diskussionsbeiträge gleichfalls Zeugnis ab.

Trotz der erfrischenden Beiträge und konkreten Vorschläge von Jo Schulz und Jan Koplowitz kam auch das andere Stiefkind unserer Diskussionen, die heitere Muse, nur spärlich zu ihrem Recht auf dem Kongreß. Aber wollte man von alldem reden, über das nicht gesprochen wurde, so gäbe das eine lange Liste, an deren Spitze die Lyrik stände, die so gut wie ganz aus der Diskussion ausgeklammert war. Um einen Beitrag über einen alles in allem erfreulichen und gelungenen Kongreß nicht mit einem Mißton zu beschließen, sei, allen nicht zu Wort gekommenen Rednern das Wort aus dem Mund nehmend, gesagt, daß dieser V. Deutsche Schriftstellerkongreß einfach zu kurz war. Und dies, finde ich, spricht doch mehr für als gegen ihn.

Das Protokoll des Kongresses mit allen Referaten und Beiträgen wird vom Deutschen Schriftstellerverband als Broschüre herausgegeben.

TIEFE UND BREITE IN DER LITERATUR

Liebe Freunde!

Ich möchte mit Ihnen über ein Thema sprechen, das, wie ich glaube, wichtig für Schriftsteller ist, bei uns, aber nicht nur bei uns. Das Thema erregt Sie immer wieder, auch wenn es oft in ganz andere Fragen verkapselt ist. Ich möchte mit Ihnen sprechen über „die Tiefe und die Breite in der Literatur“, das heißt über das Verhältnis der Qualität eines Werkes zu seiner Verbreitung.

Warum sind die Fragen, die damit zusammenhängen, so wichtig geworden für die Schriftsteller in unserer Zeit?

Der Grenzstrich, der heute die Welt in zwei Lager spaltet und in zwei Gedankenwelten, spaltet Deutschland in zwei Staaten, in zwei Gedankenwelten. – Es ist eine Zeit, die niemanden unbehelligt läßt. Wer nicht Teilnehmer ist, der ist doch Augenzeuge. Ganze Völkerschaften scheinen plötzlich aus einem geschichtlichen Nebel aufzubrechen, und sie verlangen gebieterisch ihren Anteil an allen irdischen Gütern, nicht an Brot allein, sondern an Kunst und Musik und Literatur. Sie legen sofort überraschende Geschenke auf den Tisch, an dem alle friedliebenden Gäste der Welt willkommen sind: Ein Erbe, um das sie und wir betrogen wurden, und die Produkte ihrer lange gehemmten Talente.

In den sozialistischen Ländern, in denen sich die Besitzverhältnisse vollständig verändert haben, wird jungen Menschen schon in den Schulen, schon wenn sie lesen lernen, ein anderer Stoff als je zuvor geboten, nach unseren Gesichtspunkten gewählt und erklärt. Schon in den ersten Klassen soll in den Köpfen ein neuer Begriff von Arbeit, von gegenseitiger Hilfe, von den sozialistischen Staaten, von der Freundschaft zu anderen Völkern erweckt werden. Vom Heute, Gestern und Morgen.

Trotz Bürgerkriegen und Kriegen ist in der Sowjetunion die Bildung in breiten Schichten rasch auf die vollständige Alphabetisierung gefolgt, die die Oktoberrevolution befahl. Dort wird man von allen möglichen zufälligen Mitreisenden, wenn sie unseren Beruf erfahren, nicht nur von Lehrern und Künstlern, ausgefragt, was man jetzt schreibt und warum, und sie teilen uns ein Für und Wider mit, die letzten Bücher betreffend. Diese Eindrücke werden noch ergänzt durch den vielfachen, vielfarbigen Zustrom der

Kulturen nichtrussischer Sowjetvölker. Auf einem Schriftstellerkongreß sagte der Deputierte des Komi-Volkes vom Nördlichen Eismeer: „Wir waren zur Zeit des Zarismus Gruppen elender Fischer. Wir waren am Verhungern, am Aussterben. Wir besaßen keine Schulen. In den Jahrzehnten des Sowjetstaates sind wir ein Volk geworden. Wir haben unseren Schriftstellerverband. Durch Übersetzungen ins Russische gehören wir jetzt zur Weltliteratur.“

Es wäre töricht, in den damit verbundenen Fragen nur Fragen der Verbreitung zu sehen; denn diese ist nicht möglich ohne die Qualität der verbreiteten Kulturgüter. Es ging um die Erhöhung des Menschen aus einem Zustand von Elend und Schmutz und Vergessenheit; es ging um die Qualität seines Lebens und seiner Kultur.

Bei uns in der Deutschen Demokratischen Republik hat sich in der Zeit zwischen den beiden Schriftstellerkongressen, in der Zeit, in der hier der Sozialismus entschieden aufgebaut wurde, das Verhältnis vieler Menschen zur Literatur verändert. Die Veränderung ist wechselseitig vor sich gegangen. An der Bewußtseinsveränderung der Leser hat die Literatur ihren Anteil, den wir weder übertreiben noch untertreiben wollen. Vergessen wir auch nicht, daß zahlreiche junge Bürger vor vier Jahren noch Schulkinder waren. Aus den Mitteilungen der Verlage und Volks- und Betriebsbibliotheken geht hervor, daß die Leser sich andere Themen aussuchen als vordem. Es gibt ohne Zweifel auch Gruppen in der Bevölkerung, die unsere Bücher wenig lesen. Wie weit und warum sie sich diesen Büchern verschließen, wie weit und warum die Autoren nicht an sie herankommen, darüber müssen wir später sprechen. Die lesenden Menschen aber, die nicht ohne Bücher leben wollen, die unsere Bücher brauchen, sind aufgeschlossener, haben präzisere Wünsche. Sie fordern Bücher, die ihnen helfen, die Welt zu verstehen, in der sie leben; die Bücher sollen ihnen auch helfen, Fragen zu lösen, die jahrelang weggeschoben wurden.

Und die Autoren mühen sich, der Bewußtseinsveränderung auf die Spur zu kommen, sie darzustellen, sie anzuspornen.

Doch dieser Vorgang, den ich einen wechselseitigen nenne, weil er vom Autor her auf den Leser wirkt und vom Leser her auf den Autor, spielt sich größtenteils im Innern der Menschen ab. Er liegt nicht regelmäßig und sichtbar zur Schau aus wie unsere Waren, unsere materielle Produktion, auf der Leipziger Messe. Er ist nur an einigen Zahlen nachzuprüfen, die Sie auch hier auf unserem Kongreß erfahren, er ist in Diskussionen enthalten und in Gesprächen und in Erwägungen und manchmal in Vorkommnissen, für die es keine Rubrik gibt. Der Aufbau des Sozialismus geht vor sich unter solchen Auseinandersetzungen, stillen, heftigen, auch widerspruchsvollen, zwischen den Menschen mit der Literatur und zwischen der Literatur

mit den Menschen, die doch ihr Inhalt sind. Dabei entstehen einige wichtige Fragen, die unser Thema betreffen.

Wir müssen uns zuerst einigen, was wir unter den Worten „Tiefe“ und „Breite“ verstehen. Wir wollen dabei nicht scholastisch streiten, sondern uns auf den Sinn einigen.

Ich denke, ein Werk hat Tiefe, wenn es einen wichtigen Ausschnitt der Wirklichkeit so klar, so wahr, so packend darstellt, daß es den Leser aufrüttelt, ihn dazu bringt, diese Wirklichkeit zu begreifen, und ihn zum Nachdenken und Handeln bewegt.

Unter Breite verstehe ich sowohl die Wirkung des Kunstwerkes auf viele Menschen als auch seine Verbreitung.

Da scheint es zuerst, als ob diese beiden Begriffe, Tiefe und Breite, so völlig verschieden sind, daß sie niemand verwechseln könnte. Sie wurden aber öfters vermischt und verwischt, in manchen Fällen so stark, daß sich der Unterschied geradezu aufhob. Oft wird die Wirkung, vor allem, wenn es sich um richtige politische Wirkung, um notwendige Breite handelt, für ein Merkmal von künstlerischem Wert gehalten. Und oft wird die künstlerische Qualität gewissermaßen sich selbst überlassen in der mündlichen und schriftlichen Kritik. Ich muß sie allein aufstöbern, ich kann sie dann feststellen oder vermissen.

Gewiß, Tiefe und Breite stehen in einem ganz bestimmten festen Zusammenhang. Der ist nicht so leicht zu erklären, wie es zuerst scheint. Doch müssen wir den echten, den richtigen Zusammenhang finden, damit sich unsere Kultur zugleich vertieft und verbreitert.

Ich las oder hörte letzten Sommer zwei kleine Begebenheiten, die einem klarmachen, wie das Verhältnis zwischen Tiefe und Breite heute bei uns aussehen kann, wenn es richtig verstanden wird. Helene Weigel, die Leiterin des Berliner Ensembles, schickte aus Paris, als sie dort mit ihrer Truppe gastierte, Grüße und Wünsche zum Erfolg an die Arbeiterfestspiele in Karl-Marx-Stadt. An diesen Arbeiterfestspielen nahm in derselben Woche Felsenstein, der Direktor der Komischen Oper, teil. Bei einer Aufführung hat er festgestellt, daß von 900 Zuhörern 200 zum erstenmal in ihrem Leben in einer Oper waren. Was hat diese beiden Theaterleiter mit den Arbeiterfestspielen in Karl-Marx-Stadt verbunden? (Ich nehme sie hier nur als Beispiele. Was man von ihnen sagt, kann man von vielen Theatern und ihren Leitungen in unserer Republik sagen.) In den erwähnten Theatern, darüber sind wir uns einig, wird keine huddlige, keine oberflächliche, keine billig-sensationelle Arbeit geleistet, aber auch keine enge, die nur auf einige Auserwählte wirken soll, sondern präzise, durchdachte und zugleich eine, die viele Besucher mitreißt. Es ist also eine Leistung, die Qualität hat *und* breit wirkt.

Aber nicht nur die Breite der Arbeiterfestspiele war den genannten Theaterleitern wichtig. Nicht nur ihre Wirkung auf viele Menschen, oder, besser gesagt, nicht nur die Breite allein. Sicher haben viele Menschen Kunsterlebnisse gehabt. Manche sogar zum erstenmal. Doch was die beiden genannten Personen mit den Arbeiterfestspielen verbunden hat, war das sichere Gefühl, daß sich dort aus der breiten Teilnehmerschaft etwas Besonderes, etwas Neues entwickeln wird. Dieses Besondere, dieses Neue betrifft das Anderswerden des Menschen. Wie und wann es sich auch ausdrücken mag, es wirkt auf sein Verhältnis zu anderen Menschen, zu seiner Gesellschaft, zu seinem Staat. Viele Teilnehmer wurden aufgerüttelt, manche befähigt, stärker als vordem, sofort oder nach und nach an unserem Leben teilzunehmen, das ein gerechtes, glückliches, friedvolles, arbeitsreiches, vielfarbiges Leben sein wird. Sie waren dazu stärker als vorher befähigt, weil sie durch das Mittel der Kunst eine Veränderung durchgemacht hatten, die Kunst bisweilen zum erstenmal, ja bisweilen allein im Denken und Fühlen der Menschen bewirken kann. Manche empfingen, sei es durch ein Theaterstück, durch ein Fernsehspiel, durch Musik, durch Bilder oder durch Bücher, einen Eindruck, der ihnen bisher unbekannt geblieben ist. Von da ab denken sie über etwas anders als vordem. Vielleicht fühlt sich mancher nur an einem versteckten Punkt seines persönlichen Lebens berührt, ihm scheint es, der Autor habe gerade diesen Punkt entdeckt, der für ihn wichtig ist. Gerade der Autor hat etwas entdeckt, was sein Freund, sein Arbeitskollege, seine Familie, vielleicht sogar er selbst noch nie beachtet hatte.

Aber ein Schritt zur Veränderung lag auch schon hinter den Festteilnehmern, die zum erstenmal im Leben in eine Oper gegangen waren. Sie blieben auch hinterher nicht sich selbst überlassen, ahnungslos, richtungslos, mit einer vagen Gemütsbewegung, die sich verflüchtigen kann. Sie leben hier unter uns, in unserem Staat, ein Eindruck folgt dem anderen, eine Erklärung der anderen, eine Erregung der anderen, bis zum Verständnis und bis zur Einsicht.

Ich habe kürzlich einer Zuhörerschaft von etwa hundert Lesern die Frage gestellt, ob schon einmal auf einen von ihnen ein Buch einen entscheidenden Eindruck gemacht hat. Ein Mädchen antwortete: „Der Roman ‚Gold‘ von Polewoi. Dort hilft ein Mädchen Partisanen. Es hat nie etwas vorher mit der Partei zu tun gehabt. Ich auch nicht. Jetzt begann ich hier mitzuhelfen.“ – Eine ältere Frau: „In meinem Alter, dachte ich, kann man sich nicht mehr verändern. Aber ich las ‚Die Mutter‘ von Gorki.“ – Ein junger Mensch las am liebsten Bücher mit Abenteuern in fremden Ländern. „Ich wollte so was selbst erleben. Als ich ‚Neuland unterm Pflug‘ las, dachte ich mir, das gibt es alles bei uns. Abenteuer, Gefahren, schwere Kämpfe. Ich sah alles

anders an.“ – Ein anderer sagte: „1945 sah ich ‚Nathan der Weise‘. Das hat mich umgeworfen.“ – „Was ich über den Zweijahrplan in der Zeitung las“, sagte ein anderer, „ließ mich zunächst ganz kalt. Ich hatte nicht einmal das Gefühl, daß mich das etwas angeht. Dann las ich Kubas Gedichte. Ich rechnete nach, ich dachte nach.“ – Eine junge Lehrerin sagte: „Nur nicht Lehrer werden, das stand für mich fest. Mein erster Lehrer war Nazi. Der nächste war heuchlerisch. Solange er hier war, nahm er den Mund voll. Dann hat er sich abgesetzt. Der nächste war zwar politisch in Ordnung, aber er konnte mir keine Frage beantworten. Ich dachte: jeder Beruf, nur nicht Lehrer. Da las ich Makarenko. Ich wußte plötzlich: *nur* Lehrer werden. Ein *richtiger* Lehrer.“

Kann jede beliebige Darstellung, auch eine platte und fade, auf der Bühne oder in einem Buch diese Wirkung haben?

Tiefe verändernde Wirkung geht nur von *wirklicher* Kunst aus. Nur die echten, menschenverändernden Kunstwerke, die eben dadurch für unsere Zeit Zeugnis ablegen, reihen sich an die großen, echten, menschenverändernden Kunstwerke vergangener Zeiten an, die jeweils für ihre Epoche Zeugnis ablegten. Es ist ebenso klar, daß sich heute wie früher solche herausbilden und herausheben müssen aus den Versuchen vieler Menschen, junger und alter, Berufsschriftsteller und schreibender Arbeiter, aus unvollkommenen, fast geglückten oder schon reiferen Leistungen. Und es ist möglich, daß auch eine schwächere Leistung, weil darin ein Teil Wirklichkeit entdeckt worden ist, den vielleicht ein großes Talent nicht fand, mit-helfen kann an der Veränderung im einzelnen Menschen und in der Gesellschaft.

Oft werden uns aus entgegengesetzten Richtungen Fragen gestellt, die Qualität und Verbreitung betreffen. Dabei bedeutet „Richtung“ nicht immer Ost und West. Die einen sagen: Kann es einen besseren Maßstab geben für den Wert einer Arbeit als ihre Wirkung auf möglichst viele Menschen? Ist das nicht bereits ein Beweis für die richtige Einsicht des Autors und die richtige Darstellung? Andere fragen: Wirkung auf breite Massen? Nehmt ihr das als Kriterium? Diese Breite der Wirkung – die hatten oft ganz minderwertige Machwerke. Dafür gab und gibt es genug Beispiele.

Auch in unserem Verband waren manche Freunde in manchen Fällen beunruhigt; wenn man auf breite Wirkung das Hauptgewicht lege, könne die künstlerische Qualität vernachlässigt, das Gefühl für die Leistung abgeschwächt werden.

Ich möchte an dieser Stelle gleich sagen, daß keine Frage, von einem Menschen gestellt, der für dasselbe Ziel mit uns arbeitet, allzu einfach genommen werden darf, indem man womöglich, statt zu antworten, dem

Fragesteller vorwirft, er hätte die wichtigsten Vorgänge unserer Tage gar nicht verstanden. Dieses Thema hätten wir gar nicht zu wählen brauchen, wenn es schon von vornherein beantwortet wäre und nach keiner Seite hin übertrieben.

In Qualität ist immer etwas von dem enthalten, was im Sprachgebrauch heißt: einer Sache auf den Grund gehen. – Hat ein Künstler eine Erscheinung im Leben beobachtet und verstanden, ihren Ursprung und ihre Wirkung begriffen, dann kann er, gleichsam wieder auftauchend, aus seinen Beobachtungen und Erfahrungen, bewußten und unbewußten, seinem Talent gemäß diese Erscheinungen darstellen. Und erstaunt stellt der Leser fest, daß sein Autor etwas entdeckt hat, was ihn, den Leser, zutiefst angeht. Dem Leser geht ein Licht auf, wenn er im Kunstwerk auf seinen Anteil Wirklichkeit stößt, diese Begegnung packt ihn. Stärker als bisweilen im Leben. Ich erinnere Sie an die Erklärung von Mao Tse-tung, warum bisweilen gedichtetes Leben eindrucksvoller sein kann als wirkliches. In dem gedichteten Leben ist etwas einmalig da, was der Leser in Wirklichkeit nicht begriffen, sogar übersehen hat. Es ist plötzlich unübersehbar, unausweichlich da, durch die Macht der Kunst, komprimiert, herausgelöst aus unwichtigen Einzelheiten. Der Leser kann es jetzt klar erkennen, es prüfen und sich entscheiden.

Ich habe auf dem letzten Kongreß in einem anderen Zusammenhang daran erinnert, wie das Besondere, auf das es dem Autor ankommt, zum Beispiel bei Gorki aussieht. Er zeigt uns zu Beginn des Romans „Die Mutter“, wie der Sohn Sozialist wird. Zwar ist das Faktum, daß ein russischer Arbeiter im Zarismus den Weg zum Sozialismus findet, an und für sich erregend. Doch in dieser Feststellung wäre nur das Allgemeine enthalten. Ein weniger entwickelter Schriftsteller ließe es bei dem Allgemeinen bewenden. Seine Feststellung wäre zwar richtig, er würde die neu-gewonnene Ansicht des Sohnes in richtigen, vielleicht schönen Worten ausdrücken. Aber was tut Gorki? Wie zeigt er das Besondere? Er zeigt es so phrasenlos, so rein, so behutsam, daß der Leser nur ahnt, wohin der Weg des Sohnes geht: Die Mutter wird unruhig, weil auf einmal ihr grober Sohn höflich mit ihr spricht, nicht mehr knurrt wie sein Vater, tu dies, tu das, ihr nicht mehr die Stiefel hinschmeißt. Ängstlich wird die Mutter. Ist der Sohn gar krank?

Das war in diesem Fall die erste Wahrnehmung einer großen Veränderung, die sich in dem Sohn vollzieht. Gorki hat etwas Besonderes, er hat einen speziellen Fall innerhalb der großen Veränderung dargestellt, die in jener Zeit im zaristischen Rußland Hunderttausende Arbeiter durchmachten. Der Sohn ist nur einer von ihnen, bei jedem fing die Veränderung anders an. Das spürt man, weil man so tief vertraut wird mit dem einen.

Warum zeige ich wiederum dieses Beispiel? Warum gehe ich sofort von der Qualität aus, sogar von der Meisterschaft? Weil ich glaube, man muß davon ausgehen, was man auch erreichen will. Und die Forderungen, vor denen heute die Schriftsteller stehen, sind anspruchsvoll und sind schwer. Nur das Besondere, das scheinbar gerade auf ihn gemünzt ist, erregt den Menschen, der vor dem Allgemeinen kaltbleiben kann, auch wenn es wahr und echt ist, wenn es ihm tausendmal wiederholt wird.

In einer Gruppe schreibender Arbeiter hat einer den Einwand erhoben: „Mag sein. Wir aber, wir haben hier keine Zeit, in jedem Fall das Besondere, wie du es nennst, herauszufinden. Wir müssen immer schnell reagieren. Auf unserer Bühne oder in unserer Zeitung müssen wir zum Beispiel den Leuten Schwung geben für einen Wettbewerb, der gerade begann.“

Ich will jetzt nicht darauf eingehen, ob der Arbeiter in seinem speziellen Fall recht hatte. Wir kommen sicher nicht weiter, wenn wir uns hinter Gründen verschanzen, warum einer schwächer oder flüchtiger, als er es könnte, gearbeitet hat. Denken wir an den Aufruf von Brecht, der so kurz und so klar wie möglich den wichtigsten Inhalt der Zeit ausdrückt; dieser Aufruf war augenblicklich für breite Massen bestimmt: „Das große Carthago führte drei Kriege. Es war noch mächtig nach dem ersten, bewohnbar nach dem zweiten. Es war nicht mehr auffindbar nach dem dritten.“

Doch nicht ohne weiteres erhält der spezielle Vergleich, den Brecht gewählt hat, die breite Wirkung; denn er stellt einen gewissen Anspruch: Erkundige dich, was mit diesem Carthago geschah, falls du den Namen noch nicht kennst! – Dann, freilich, wird er unserem ganzen, von Kriegen zerstörten, von Kriegen bedrohten Land erfaßbar.

Ich wollte Ihnen damit nur ein Beispiel geben – es könnte genausogut ein Lied sein oder ein Drama oder was immer –, das in einer ganz bestimmten Situation so breit wie nur möglich zu wirken hatte und diese Aufgabe erfüllte, ohne etwas an Wert einzubüßen. Das bedeutet wiederum nicht, daß jede Leistung, die Wert hat, in jedem Fall sofort breit wirken muß. Sie kann einen Inhalt haben, der nur von einer bestimmten Menschengruppe erfaßt wird. Ein einzelner kann tief betroffen werden von einer Besonderheit, die der andere gar nicht versteht, gar nicht verstehen kann. Nach gewissen Erfahrungen, angelegt auf einer anderen Bewußtseinsstufe, kann ich gespannt dasselbe Buch lesen, das ich früher verständnislos weggelegt habe.

In einem Land, das gespalten ist wie Deutschland, ist die Spaltung in vielen Gedankenverbindungen, in Erfahrungen und Erinnerungen bis in die Sprache hinein zu spüren. Der Vierzeiler in einem Theaterstück von Arbusow betrifft auch Menschen ein und desselben Volkes: „Seht, dort ist er / der, den wir schon hinter uns gebracht. / Für die Länder hinter dem

Horizont aber / ist er vielleicht erst die Zukunft.“ Es kommt auch bei uns jeden Tag vor, daß du etwas hinter dich gebracht hast, was für deinen Nachbarn, sogar für deinen Freund, erst morgen verständlich sein wird.

In einem chinesischen Sprichwort heißt es, daß man für jedes Herz, um es aufzuschließen, den richtigen Schlüssel braucht. Einige wenige große Meister waren imstande, fast unbegrenzt viel Menschenherzen aufzuschließen. Nehmen wir Bach und Mozart, Shakespeare, Goethe, Tolstoi oder andere, auf die wir uns einigen können. In ihren Werken gibt es eine solche Tiefe und Breite, solch einen Spielraum für alle Art von Erfahrungen und Gefühlen, so viel Buntheit, so viel Trauer und Heiterkeit, daß darin jede Art Mensch eine Nahrung findet. Die Breite und Tiefe ihrer Wirkung entspricht der Breite und Tiefe des Werkes. Wir denken nach, wie sie das fertigbrachten. Wenn wir darstellen wollen, was uns heute am meisten angeht, wenn wir die Menschen herausreißen wollen aus Stumpfheit und Unwissenheit und Skepsis, brauchen wir Kunstwerke, in denen Breite und Tiefe zusammenkommen, ohne das eines auf Kosten des anderen reduziert wird.

Die Fragen, die dabei auftauchen, sind Fragen unseres Berufes. Dadurch scheinen sie vor allem einen bestimmten Kreis Menschen anzugehen. Wird dadurch der Kreis der Menschen eingeengt, die durch Bücher, Musik, Theater ihr Leben voller und besser machen? Dieser Kreis wird nicht eingeengt. Die Zahl der Menschen, die sich und anderen ihr Leben durch Kunst und Kultur bewußt machen, wird nicht eingeschränkt. Im Gegenteil! Weil sich dieser Kreis bei uns ständig erweitern soll, immer mehr Menschen von Kunst erfahren und sie zu verstehen versuchen, weil die Stunden, die sie mit einem guten Buch, in einem guten Theater oder bei einem Hörspiel verbringen, auch Bestandteile eines froheren, besseren Lebens sind, deshalb ist es an der Zeit, viel, viel mehr als bisher auf die Fragen der Qualität Gewicht zu legen. Denn das Neue besteht nicht allein darin, daß in unserem Land viel mehr Menschen als früher an Kultur teilhaben. Es soll vor allem darin bestehen, daß immer mehr Menschen aufnahmefähig werden für wirkliche Kunst. Wenn eine Jugend auch düster verlief, wenn auch ein Mensch eng und dumpf gelebt, durch wirkliche Kunst empfängt er eine Vorstellung von der ganzen Breite und Tiefe des Lebens. Dann wird er bald gut von schlecht unterscheiden lernen, tief von flach, echte Kunst von Kitsch und Rührseligkeit. Solch ein verbreitetes und im einzelnen Menschen verwurzeltes, richtiges Urteil, das ist *auch* ein Ziel unserer Kulturarbeit, auch das gehört zu breiter Wirkung. Deshalb darf man sich die Antwort auf eine Frage nicht leicht machen, die ich vorhin erwähnte: Kann es einen besseren Maßstab geben als die Wirkung auf breite Massen? Kann es für einen Schriftsteller etwas geben, was besser und wichtiger ist als die Anteilnahme vieler Menschen an seiner Arbeit, sei sie ein Roman oder ein

Gedicht oder ein Theaterstück? Wenn diese Arbeit durch die Wirkung auf das Bewußtsein überdies half, die Produktion einer Fabrik oder einer LPG zu steigern?

Das ist aber vorerst ein Ziel, eine Aufgabe, die wir uns stellen. Wenn die meisten Menschen ein Bedürfnis nach echter Kultur haben werden, wenn Unechtes, Kulturersatz, unweigerlich ihren Spott, ihren Widerwillen hervorrufen, dann wird niemand mehr in einem Kulturprogramm, in einem Theater oder in einem Kino oder in der Literatur etwas Süßliches, Hohles anbieten oder gar etwas, was schlau vom Richtigen, Wichtigen ablenkt. – Sind wir bereits soweit? Drückt unsere Literatur schon alle Gedanken des heutigen Menschen aus? „Alle Leiden und Freuden ganz“, wie es im Gedicht heißt, alles ganz, was den Menschen gegeben wurde, ich füge hinzu: dem heutigen Menschen, hier bei uns, so daß er dann seine Sachen nochmals bedenken kann oder grübeln oder lachen oder lächeln. Sind wir soweit? – Gerade als ich diese Zeilen geschrieben hatte, unterbrach ich die Arbeit, ich erwischte ein Fernsehprogramm – aus der Maxhütte –, das, glaube ich, solchen Anforderungen nicht genügt hat. Hat es den Zuhörern genügt? Vielleicht war nichts Besseres zur Verfügung.

Man versteht mich schlecht, wenn man glaubt, „tief“ könne nur schwere und ernste Darbietung sein. In einem vielfarbigen, breiten Leben müssen die Menschen auch lachen können. Doch Witz und Freude und Lustigkeit brauchen nicht flach und mittelmäßig zu sein. Ein Witz wird nicht dadurch witzig, daß er gute Freunde verletzt, ihrer Arbeit schadet. Gegner soll er und muß er verletzen, ihrer schlechten Arbeit schaden. Wir dürfen freilich auch nicht bei jedem uns betreffenden Witz verärgert zusammenzucken. An allen Geschichtswenden entstanden Komödien, so daß die neue Klasse laut auflachte, wenn sie geschildert wurde, wie sie dem Alten noch mal auf den Leim ging.

Auch Spannung, Entspannung brauchen wir. Es ist gut, daß zum Beispiel der Rechtsanwalt Kaul, unser Verbandsmitglied, Kriminalromane schreibt – mir erscheint aber Schreyers Gesichtspunkt von den zwei Qualitäten unklar. Er glaubt, es sei nützlich, in spannenden Büchern auch minderere Qualität vielen Lesern eine richtige Ansicht über verschiedene Vorkommnisse zu verschaffen. Warum denn verzichtet der Betreffende, und gleich ihm noch andere, so leicht auf wirkliche Qualität, obwohl er wahrscheinlich beides zustande brächte: breite Wirkung durch Spannung *und* Qualität. Dazu braucht er Geduld und Kenntnisse und deshalb vielleicht eine Zeitlang Verzicht auf Publizität.

Mit dieser Frage hängt eine andere zusammen, die in unserem Verband eine Rolle gespielt hat: „Hart schreiben“, wie die Redensart heißt. Da die Wirklichkeit zweifellos harte Bestandteile hat, hielten es einige Autoren,

wie zum Beispiel Harry Thürk, für richtig, besonders diese harten Bestandteile genau darzustellen.

Ein echter Konflikt packt, reißt mit. Darum bedeutet er Spannung. Es kommt aber darauf an, welche Gefühle angespannt werden, was für Gefühle ich spannen will im Leser.

Es geht durchaus nicht sanft zu bei Dieter Noll. Doch man spürt, daß er sich von seinem früheren Ich so weit entfernt hat, daß er imstande ist, es zu betrachten und mit allen Konflikten darzustellen. Diese Entfernung hat mit zeitlichem oder mit räumlichem Abstand nichts zu tun. Sie ist eine innerliche und schwere Arbeit. Sie ist vielleicht eine der wichtigsten Fähigkeiten des Künstlers. Nur wer sie besitzt, kann spürbar machen, wohin die Perspektive geht, wo die Lösung liegen wird, durch alle Widersprüche hindurch. Je härter ein Konflikt ist, desto größere Fähigkeiten verlangt er vom Autor, um die Perspektive zu zeigen.

Warum verweile ich solange bei diesen Beispielen? Weil durch Spannungen und Härte eine breite Leserschaft in Atem gehalten werden kann, ohne herauszuspüren, was Qualität bedeutet.

Bei der Entwicklung eines richtigen Gefühls für den Wert oder Unwert künstlerischer Arbeit kann der Kritiker eine wichtige Rolle spielen. Sein notwendiger Posten zwischen dem Autor und dem Publikum wird gefährdet, wenn man sein Urteil gar nicht erträgt, nicht einmal ruhig erwägt. Oder wenn er gar selbst sich von irgendwelchen subjektiven Gefühlen leiten läßt und seinen eigenen Posten nicht ernst genug nimmt. Ich glaube eine zusammenfassende, gründlich erwägende Kritik sollte nicht *zuerst*, sondern *zuletzt* in einer wichtigen Zeitung stehen – falls es nötig geworden ist, daß man sich eingehend mit der betreffenden Arbeit beschäftigt. Ich bin auch nicht der Ansicht, die ich kürzlich las: widersprechende Kritiken könnten schaden. Wodurch? Wem? Warum? Kritik kann weiterführen durch die Widersprüche zwischen differenzierten, gut begründeten Meinungen.

Eine Dichtung wird nicht allein dadurch zu einer guten Dichtung, daß der Standpunkt des Autors richtig ist. Das ist erst die Voraussetzung – den richtigen Standpunkt braucht man in unserem Staat zu anderen Berufen auch –, die Berechtigung des Schriftstellers zu seinem Beruf liegt noch in anderen Fähigkeiten. Je wichtiger seine Erfahrungen sind, je besser seine Kenntnisse, desto mehr braucht er die Fähigkeit, seine Erfahrungen und Kenntnisse einleuchtend darzustellen, desto mehr „Schlüssel“, um möglichst viele Köpfe und Herzen aufzuschließen.

Man hat mich in einem Betrieb gefragt, ob es in meiner Art Arbeit auch „Ausschuß“ gibt. Meine Antwort war: „Leider bei mir oft und viel. Vieles muß ich mehrmals durchreißen, wegwerfen. Ich muß es neu arbeiten,

bis es einigermaßen taugt.“ – Das ist gewiß keine Regel. Wahrscheinlich machen viele im Kopf eine Arbeit voraus, die ich erst auf dem Papier sehen muß. – Doch eine Arbeit, die einer unkontrolliert als fertig ausgibt, in der Meinung, ein wichtiges oder interessantes Thema sei an und für sich genug, kann damit schaden, wie eine Nachlässigkeit in einem Betrieb schaden kann. Das richtige Thema bürgt nicht allein für den Wert, auch wenn es noch so gewaltig wäre. Erst seine richtige Darstellung. – Berufliche Strenge gegen sich selbst, die jeder besitzen muß, der seine Arbeit ernst und parteilich nimmt, betont, was ich vorhin sagte: tief eingreifende, verändernde Wirkung geht nur von einem wirklichen Kunstwerk aus. Bis ein einzelner oder einige neue Künstler den neuen Inhalt reif und mitreißend dargestellt hatten, war dieser neue Inhalt immer in vielen Versuchen ausgedrückt worden, in vielerlei, manchmal plumpen, manchmal phantastischen, unzulänglichen Formen.

Viele Versuche, den neuen Inhalt auszudrücken – einzelne gültige Darstellungen aus Begabung, Wissen und Können einiger Künstler: darin steckt die Wechselwirkung aus Qualität und Verbreitung. Sie gilt erst recht für die Schriftsteller, die heute vor einem übermächtigen Inhalt stehen, vor dem reißenden Gegensatz: In einer Woche, vielleicht am selben Tag geschieht der Flug zur Venus und der Mord an Lumumba, der Vorstoß in den Kosmos und der Überfall auf Kuba.

Zu Beginn unserer revolutionären Literatur entstand in Deutschland der Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Die ihm angehörten, fühlten die Fähigkeit und Notwendigkeit, ihre Lebens- und Arbeitserfahrungen, ihre politischen Forderungen, ihre Verbundenheit mit der deutschen Arbeiterklasse, mit der jungen Sowjetmacht, mit den Revolutionen anderer Völker schriftstellerisch darzustellen. Wir debattierten damals viel über diese Benennung. Worte waren für uns Junge noch nicht so entwertet, wie es heute manchmal der Fall ist durch Inflation und Deflation, das heißt durch allzuhäufigen Gebrauch oder durch Vermeiden und Mißtrauen. Nicht allein die proletarische Herkunft gab den Ausschlag, sondern das revolutionäre Bewußtsein. Knut Hamsun zum Beispiel war proletarischer Herkunft, aber kein Revolutionär. Als sein Land besetzt wurde vom Faschismus, erwies er sich als Anhänger Hitlers. Die Norweger warfen ihm seine Bücher über den Gartenzaun zurück. Das richtige, breit entwickelte politische Gefühl seines Volkes verurteilte den begabten Hamsun. Klassenbewußtsein und künstlerische Verantwortung waren bei Gorki oder bei Nexö eng verknüpft, auf einer höheren Stufe verknüpft. Dadurch wirkten sie bereits von unserem, vom sozialistischen Standpunkt aus, sowohl breit wie tief. Doch alle im Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller wuß-

ten auch in schweren und dunklen Zeiten, für wen und warum sie schrieben. Die meisten von ihnen waren schreibende Arbeiter – oder schreibende Arbeitslose –, in den Jahren, in denen in Berlin jeder vierte Mann seine Arbeit verlor. Trotzdem, ihr Antrieb zum Leben und Schreiben war die Gewißheit, daß sich die Welt zu verändern begonnen hat mit der Gründung der Sowjetmacht. Hungernd, gedemütigt auf den Stempelstellen – Folter, Zuchthaus und alle Opfer, die noch bevorstanden, kannten die meisten erst von Genossen aus anderen Ländern, die bei uns in der Emigration waren –, waren sie überzeugt, daß eines Tages auch bei uns die Staatsmacht den Arbeitern und Bauern gehören wird und damit alle Möglichkeiten zu einem besseren Leben, zum Lernen, zum Schreiben und Dichten, zu jeder Art Kunst.

Ungefähr um dieselbe Zeit traten mehrere Schriftsteller, aus dem Bürgertum kommend, traten Johannes R. Becher und Bertolt Brecht endgültig für die Sache der Arbeiterklasse ein. Bedenkt, die Sowjetunion war damals noch jung, geschwächt von der Revolution und den Interventionskriegen, die nur wenige Jahre zurücklagen!

In dem Roman „Die Prüfung“ schildert Willi Bredel, wie er im KZ Dunkelarrest überstand: er sang Arien und Lieder aus seinen Lieblingsoperen. Musik schlug in Widerstandskraft um. Damit in engem Zusammenhang steht seine Arbeit als Schriftsteller, sein Wunsch, immer weiterzulernen. Ist die Arbeiterklasse an der Macht, wird die Kultur zu ihrer Kultur. Zugleich wird sie zur „Fortsetzung aller Kultur und Wissenswerte, die die Menschheit bisher erlangt hat“. Viele Flüsse müssen münden in den großen Strom, damit die Kultur unseres Staates – und die Schriftstellerarbeit ist ein beträchtlicher Teil – der Tiefe und Breite nach wachsen kann.

Es sieht manchmal so aus, als könne sich die Übernahme der Kultur wie selbstverständlich mit der Gründung des Staates vollziehen. Einige Schriftsteller kamen aus der Illegalität oder aus der Emigration oder aus dem Gefängnis mit fertigen Konzeptionen von Büchern, mit Studien, mit Bildung. Einige neue Schriftsteller zeigten schnell ihr Talent, befreit von dem gesellschaftlichen Druck, der auf ihnen gelegen hatte. Ich nehme als Beispiel Strittmatter – und vergessen Sie nicht Theo Harych und Rudolf Fischer, die vor wenigen Jahren starben. Die beiden letztgenannten Schriftsteller folgten dem erstgenannten scheinbar in einer Entwicklungsreihe, nicht nur mit ihren Fähigkeiten, oft auch bereits mit dem unerläßlichen Erbeil von Kenntnissen. Wenn zum Beispiel Kuba viel von Fürnberg lernte oder Strittmatter ein Schüler von Brecht war, dann bedeutet das, daß sie schon mit dem Kulturerbe in Berührung kamen, das für Brecht oder Fürnberg wichtig war. Doch die Bildung des kulturellen Überbaus ist auch nach der Revolution ein langer Prozeß. Sie ist eine Entwicklung in Widersprüchen.

Dabei liegt in gewissen Zeitabschnitten das Hauptgewicht scheinbar auf der Breite. Und die Breite umfaßt jetzt nicht nur die Wirkung, das Eindringen von Literatur und Kunst, sondern auch die literarischen und künstlerischen Äußerungen des neuen Bewußtseins. Dabei entsteht bisweilen Unsicherheit und Ungewißheit. Ich denke jetzt nicht an die Unsicherheit Vereinzelter. Schriftsteller, die mit ihrem Stoff auf Kritik stießen oder mit der Darstellung nicht fertig wurden. Ich erinnere euch an das Beispiel von Rudolf Fischer, der ein schweres proletarisches Leben hinter sich hatte. Er schrieb im Auftrag der Kumpel den Roman „Martin Hoop IV“. Es treffen sich da zwei Vorgänge, die schön sind und charakteristisch für unseren Staat. Ein Arbeiter hat sich zum Schriftsteller entwickelt, er hat Zeit und Mittel zum Schreiben. Die Bergleute helfen ihm, um Vorgänge in ihrem Schacht darzustellen. Fischer verarbeitet Namen und Vorgänge dichterisch in seinem Roman. Die Kumpel hatten eine exakte Darstellung, eine genaue Widerspiegelung der Menschen und ihrer Arbeit erwartet. Beide Teile waren schließlich enttäuscht: der Autor *und* die Kumpel. Doch das ist eine ganz andere Unsicherheit, eine andere Enttäuschung, als die absterbende Klasse sie äußert. Denn diese fühlt, daß ihre Wirklichkeit vergeht, und sie wird wirklichkeitsfern und objektlos, und sie glaubt darum: Es gibt nichts Darstellenswürdiges. Bei uns aber zeigen sich Unsicherheit und Unvollkommenheit und gewiß auch Enttäuschung bei den Versuchen, die übermächtige, neue Wirklichkeit darzustellen.

Aus dem Wunsch, die Entfaltung unserer Kultur zu beschleunigen, hat sich die Bewegung der schreibenden Arbeiter ausgebreitet.

Manchem war zunächst der Unterschied unklar zwischen dieser Bewegung und dem Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Vielleicht dachten manche, eins setze das andere fort. Früher schrieb ein Arbeiter, der dem Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller angehörte, trotz des Staates, in dem er lebte, gegen den Staat. Wenn er Kraft, Zeit, Talent, auch Mut aufbrachte, lag darin schon der Beweis, was für ein großes Gewicht er auf diesen Teil seines Lebens legte. Wenn er gedruckt werden konnte, war er froh. Doch zugleich konnten ihn, wenn er noch in Arbeit stand, solch kleine Artikel seinen Arbeitsplatz kosten.

Was ist wichtig und eigentümlich an der Bewegung schreibender Arbeiter, die sich jetzt bei uns entwickelt? Daß die Menschen, denen heute der Staat gehört – und damit nicht nur Brot allein, nicht nur die materielle Produktion, sondern Kultur und Kunst –, sich ihrer Arbeit und Lebensbedingungen bewußt werden und zugleich, sie darstellend, anderen gründlich bewußt machen. Vorgänge werden künstlerisch dargestellt, die nie zuvor bewußt und sichtbar gemacht worden sind und auch gar nicht sichtbar

gemacht werden konnten. Nicht bloß, weil sie gar nicht richtig erkannt oder mißachtet oder verschleift wurden, sondern vor allem, weil sie in der Wirklichkeit noch gar nicht vorhanden waren.

Wir sind nicht die ersten, die menschliche Arbeit darstellen. Schon auf den Stelen des Zeustempels verrichtet Herkules seine Arbeit unter dem Schutz der Göttin Athene. Der arbeitende Mensch ist oft dargestellt worden in großen Werken der Weltliteratur, in französischen, in amerikanischen, in einigen deutschen. Nicht bei uns wird zum erstenmal über menschliche Arbeit geschrieben. Gorki und Nexö schrieben aus unserem Blickfeld, bevor es sozialistische Länder gab. Heute verdunkelt die Arbeit nicht mehr das Leben des einzelnen Menschen und nicht mehr seinen Charakter; sie droht nicht mehr, seine Eigenheiten unkenntlich zu machen. Er wird auch nicht erst dadurch kenntlich, daß er sich gegen den Zwang, die Zermürbung der Arbeit stemmt, in Demonstrationen, in Streiks oder ihr entweicht in den mühsam ergatterten Stunden eines privaten, von der Arbeit gesonderten Lebens – all das ist hervorragend dargestellt worden in guten Büchern, Gedichten, Dramen. Heute und hier, in der Arbeit und durch die Arbeit, wird der Mensch erst völlig kenntlich. In den Brigadetagebüchern beobachtet er sich selbst, auf den Wandzeitungen sagt er seine Meinung, er springt auf die Bühne seines Klubs und stellt sich in Theaterszenen dar. Er ist nichts Anonymes mehr, er ist der Brennpunkt der Gesellschaft.

Mancher fragt: Glaubst du, daß sich für *alle* das Verhältnis zur Arbeit geändert hat? Nein. Das glaube ich nicht. Es gibt viele, zu viele Menschen, die noch gar nicht oder kaum verstanden haben, daß sich mit der Gründung des Staates der Arbeiter und Bauern das Verhältnis zur Arbeit geändert hat. Man kann aber im Arbeitsprozeß feststellen – und dann künstlerisch festhalten –, ob sich nichts für ihn verändert hat oder ob ihm alles gleichgültig ist, ob er langsam, langsam etwas begreift oder ob er bereits versteht, was da vor sich geht. Sein Charakter wird klar in seinem Verhältnis zur Arbeit. An den Besonderheiten der Arbeit erkennt man die Besonderheiten des Charakters. In der Wirklichkeit und in der Darstellung. Weil es dabei um unsere Produktion geht, um die Produktion des ersten deutschen sozialistischen Staates, erhalten wir viele Dokumente, klare, genaue, untrügerische – freilich nur dann, wenn es den betreffenden Menschen gelingt, klar, genau, untrügerisch zu schreiben –, über die ersten Jahre der veränderten Arbeit. Diese Zeugenschaft macht die literarischen Arbeiten, die an den Produktionsstätten entstehen oder eng mit ihnen verbunden sind, zur Grundlage künstlerischer, auch historischer und politischer Arbeit für die wichtigste Phase unserer Entwicklung (Maßen hat den Vergleich mit den Brigadetagebüchern aus dem Spanischen

Bürgerkrieg gezogen). Zugleich bringen diese literarischen Arbeiten eine neue eigentümliche Thematik, und sie fordern damit künstlerisch begabte Menschen auf – ob sie sich Mitglieder des Schriftstellerverbandes oder einer Arbeitsgemeinschaft junger Autoren oder eines Zirkel schreibender Arbeiter nennen –, neuen Stoff und neue Gestaltungsmöglichkeiten zu entdecken. Um aber solchen Wert zu haben, wirklich Zeugenschaft abzulegen von dem spezifischen Neuen in unserer Wirklichkeit, müssen die literarischen Arbeiten klar und aufrichtig sein. Von scharfer Aufmerksamkeit. Dann erst werden sie eine Fundgrube von Besonderheiten, auch in ihrer gleichsam noch ungeformten Form. Dann nur können daraus echte, neue Elemente in den Inhalt unserer Kunst, in ihre Formen, sogar in unsere Sprache dringen. Wichtig ist, daß sie frei sind von Künstelei, von Sonntagsdeutsch, von Scheinpathetik. Es kommt darauf an, ihre Direktheit zu erhalten. Die Verfasser müssen eines wissen: Unechte Pathetik und gegenstandslose Gefühle sind der wirklichen Kunst genauso fremd wie jeder wirklichen Arbeit. Wo und ob Neues entsteht, hängt zwar nicht *nur*, aber *auch* von den Menschen ab, deren Beruf es ist, diesen jungen, noch unentwickelten Teil unserer Literatur zu beobachten, zu beraten, zu helfen. Sind unsere Verlage und Zeitungen zum Beispiel immer glücklich mit ihrer Auswahl? Oft findet man ein Gedicht oder eine Geschichte nur seines Themas, manchmal aber auch nur der Überschrift wegen geeignet zu einer Veröffentlichung. Aber man denkt nicht darüber nach, daß dies sowohl den Verfasser als auch den Leser eher verwirrt als ihm hilft. Man müßte versuchen, den Unterschied zwischen dem wichtigen Inhalt und seiner richtigen Darstellung an Beispielen zu erklären. Daran könnten Verfasser und Leser lernen.

Gotsche hat recht, wenn er schreibt: „Denkt immer daran, daß jedes schlecht geschriebene Werk den Geschmack des Lesers herabdrückt.“

Ich nehme unter zahlreichen Beispielen ein paar heraus, die uns klar machen, wie sich aus manchen Versuchen, aus der Breite heraus, eine neue Thematik entwickeln kann und eines Tages Qualität, wenn die Durchdringung und Darstellung tief genug wird.

In der kleinen Erzählung „Der Stempelabstand“ von Heinz Heydecke aus Mansfeld ist die Rede von huddliger Arbeit trotz Verpflichtung der Brigade. Die Besonderheiten der Arbeit machen die besonderen Charaktere klar. Der junge Autor sagte in einer Notiz: „Mit der nächsten Geschichte will ich dieselbe Wirkung erreichen.“ Ob ihm das gelang, weiß ich nicht. Kenntnisse und Begabung gehören dazu, Probleme zu packen, die über das spezielle Arbeitsgebiet hinaus reichen.

Tiefer hinein in den Menschen geht es in der „Regengeschichte“ von Neutsch. Nicht nur Beteiligte werden berührt, die die Vorgänge wiedererkennen, sondern, weil es tiefer hineingeht, auch Fremde, Unbeteiligte.

Dem jungen neuen Betriebsleiter, der der Belegschaft fremd ist, der katholisch ist, der noch keinen Kontakt fand, wird Schuld an einem Unfall gegeben. Er hat durchaus nichts damit zu tun. Nur zusammen können der junge, zunächst beargwöhnte Leiter, und die Arbeiter, die ihm mißtrauen, eine bestimmte Arbeit zustande bringen. Wie kommen sie zusammen? Belegschaft und Leiter?

Ein Konflikt, der richtig dargestellt wird, zeigt das Gewebe der Gesellschaft, in die er sich begibt, und er zwingt auch unbeteiligte Leser, so oder so Stellung zu nehmen.

Letztes Jahr erschien im „Neuen Deutschland“ ein Auszug aus einem Brigadetagebuch, der rasch die Runde gemacht hat. Darin war die Rede von einer Frau, die ihre Arbeit vernachlässigte, weil sie verliebt ist und einem Freund gehorcht. Durch diesen Vorfall entspinnt Gerda Junghans aus mehreren Aspekten eine Diskussion in der Form von Eintragungen in das Brigadetagebuch.¹

Doch kann man an ein novellistisches Brigadetagebuch schwer die Anforderungen stellen, die man an eine reine Novelle stellt. Zum Beispiel an Neutschs „Regengeschichte“ oder an Marianne Bruns’ „Das ist Diebstahl“, aber man kann es erst recht nicht wie ein reines Brigadetagebuch beurteilen. Arbeiter, die etwas darstellen wollen von dem, was sie tagtäglich erleben, finden das Wichtigste in der Wirklichkeit, manchmal in einem kleinen Arbeitsvorgang, in einem Wortwechsel, in einer Freude oder in einer Enttäuschung. Sie finden unter allen Erscheinungen das Besondere heraus: die Punkte – manchmal sind es nur Pünktchen –, in denen das Wichtigste in der Wirklichkeit ein einzelnes Schicksal berührt.

Selbstvertrauen gehört zum Schreiben: Bitte, verlaß dich auf dein sicheres Gefühl, daß niemand deine Wirklichkeit so gut kennt wie du selbst. Diese Gewißheit wird dich dazu bringen, von der Wirklichkeit her in deiner eigenen Sprache zu schreiben, nicht von einer Form her, von einem Rhythmus her, der dir feierlich vorkommt. Keine Form, kein Rhythmus kann einen Gegenstand greifbar machen, wenn er in deinem Kopf farblos ist und konturlos.

Mancher wird fragen, warum soll ich kein Sonett auf meine Brigade dichten?

Becher hat in einem Sonett in dem alten, gleichsam besonderen Gefühlen vorbehaltenen Rhythmus zum Beispiel ein Liebespaar im Krieg dargestellt. Es sitzt Hand in Hand, sein Heim ist die Bank, es sieht auf die zertrümmerte Stadt. Es dankt der Bank. Und die Bank dankt dem Liebespaar, daß es sich niedergelassen hat. In dem kargen Sonett ist eine Ahnung vom Aufbau enthalten. Brecht bringt in klassischer Form einen besonderen, für uns erhabenen Vorgang: Solidarität. Der Eisenbahner wirft im Vorbei-

sausen eine Schaufel Kohle ab für die Witwe seines Kumpels. Keiner der beiden Dichter schrieb gegenstandslos, allgemein feierlich, sich auf den Rhythmus verlassend. Jeder schrieb von der Wirklichkeit aus, nicht von der Literatur aus.

Sicher, niemand, der etwas Neues schreibt, schreibt ganz und gar ohne literarisches Erbe, ohne bei anderen gelernt zu haben. Das betrifft Goethe, das betrifft Becher, das betrifft auch jeden schreibenden Arbeiter. Wir drängen die Menschen zum Lesen und Schreiben. Wir sprechen vom nationalen Erbe. Aber beraten wir sie genug? An was und wie sie anknüpfen können? Wurden die damit verbundenen Fragen richtig durchgesprochen? Sie sind zugleich künstlerisch und pädagogisch. Sie sind wichtig für die Qualität und für die Verbreitung zugleich. Heute wird jedem jungen Autor Georg Büchner oder Heine oder Herwegh mehr nützen als das „Lied von der Glocke“ oder Uhland oder Geibel. Wir sind meines Erachtens auch nie genug darauf eingegangen, an welche Literatur die unsere anknüpft. Einen Versuch, das darzustellen, haben wir der Zeitung „The Times“ in London überlassen, die dafür den Kopf gewaschen bekam von westdeutschen Zeitungen.

Zur Entwicklung eines besseren Kunstgefühls und Kunstverstandes – aus der Entwicklung der Qualität, aus der Verbreitung heraus – wäre es gut, wie ich glaube, mehr und andersartige Bücher, auch in Übersetzungen, herauszubringen. Vor allem die Sowjetromane. Künstlerisch schwache Leser werden dann beides zugleich erfahren: wie weit die Welt ist und wie weit die Darstellungskraft eines Künstlers zu reifen vermag, wenn er wagemutig ist und ausschöpfend tief.

Wenn auch dann und wann etwas Unrichtiges übersetzt würde, wenn uns manche Stellen nicht gefielen – die Leser müßten sich daran gewöhnen, solche Mängel zu diskutieren. Wir sollten den Lesern vertrauen, daß sie nicht an Mißverständnissen klebenbleiben; denn sie sind in unseren Schulen, in unseren Theatern, mit unserer Literatur aufgewachsen. Und die Schriftsteller würden bald einsehen, daß die Frage: Kann man über alles schreiben?, sich mehr auf das Subjekt bezieht als auf das Objekt. Nicht so sehr auf das Thema als auf den Schriftsteller. Sie würden sehen, über wieviel mehr Themen ein fähiger Schriftsteller schreiben *kann* als ein schwächerer.

Wenn sich heute bei uns ein Arbeiter oder Bauer, ein junger oder ein alter, zum Schriftsteller entwickelt, fallen viele äußere Hindernisse weg, die ihn in den kapitalistischen Staaten ducken und einengen würden. Was nicht wegfällt, bei der größtmöglichen Hilfe nicht, das sind die Hindernisse, die er erst entdecken kann, wenn er Talent hat, die Schwierigkeiten der künst-

lerischen Gestaltung. Worauf er in seinem Tagebuch oder in seiner Wandzeitung hinwies, das rückt jetzt in die reproduzierte Wirklichkeit seiner Tage.

Was auf seine Kumpel sofort gewirkt hat, weil sie alle Probleme und alle Beteiligten kannten, das müssen jetzt fremde Menschen, anderer Berufe, aus anderen Bevölkerungsschichten, verstehen, die nicht mehr alle die gleichen Assoziationen, Gedankenverbindungen haben; mehr noch, sie müssen gepackt, in die Auseinandersetzung hineingerissen werden.

Was hat ein Mitglied unseres Verbandes gemeint, als es auf einer Sitzung verlangte, „mit zweierlei Maß zu messen“? Es hat recht, wenn es damit meint, daß man dem Anfänger helfen und sein Talent geduldig entwickeln muß und nicht sofort ein Meisterwerk von ihm verlangen kann; man brauchte dann freilich nicht zwei Maße, sondern Hunderte. Unser sozialistischer Inhalt ist neu. Aber geduldige Hilfe für Anfänger ist nichts Neues in der Literatur. Flaubert half seinem jungen Freund Maupassant, stellte ihm Aufgaben. Doch das Mitglied unseres Verbandes hätte unrecht, wenn es meinte, ein Schriftsteller könne sich entwickeln, ohne daß ihm bewußt wird, was ihm zu einer wirklichen Leistung fehlt.

Wir haben oft erfahren, daß ein schreibender Arbeiter aus seinem eigenen Beruf heraus, der stets Präzision und offene Kritik erforderte, besser versteht, was ihm fehlt, um Schriftsteller zu sein, als mancher Berufsschriftsteller. Manche haben aus den hohen, sogar erhöhten Forderungen der Bitterfelder Konferenz nur einige Punkte für sich in Anspruch genommen, die ihnen leichter erfüllbar erschienen als schwere gedankliche Arbeit. Sie verstehen oder verstanden lange nicht, daß es da kein Entweder-Oder gibt, sondern *einen* Wunsch: Die Verbreitung und Vertiefung der Kunst, wirkliche Leistung und zugleich eine breite Bewegung. Ob und wie weit eine literarische Arbeit Menschen erfassen kann, auch über den kleinen Kreis hinaus, für den sie zunächst geschrieben wurde, das hängt von der Qualität der literarischen Arbeit ab, von ihrem politischen und künstlerischen Niveau. Je besser und tiefer ein Autor seinen Stoff erfaßt und dargestellt hat, desto breiter und zugleich tiefer wirkt seine Überzeugungs-gabe.

Kürzlich meinte ein Freund – Hasso Grabner –, ihm sei nur wichtig, daß ihn seine Brigade verstehe, für die er schreibt. Er tut sich und seiner Brigade unrecht, denn warum soll die Brigade *nur* ihn verstehen? Sie soll viel mehr verstehen. Und er, er soll zwar für seine Brigade schreiben, doch nicht nur für diese. Vielleicht wird einer zuerst in seiner LPG oder in seinem Betrieb verstanden und diskutiert. Seine Fähigkeit kann sich entwickeln, durch seine nächste Arbeit kann vielen Menschen ein Licht aufgehen, auch außerhalb seiner Werkstatt. Eines Tages kann sich heraus-

stellen: er hat die Fähigkeit, unser Leben hier in der Deutschen Demokratischen Republik kenntlich und gültig für beide Teile von Deutschland darzustellen, mit all seinen großen und schweren, erstaunlich großen und schweren Aufgaben. Er kann sogar mitwirken über die Grenzen der beiden Deutschland hinaus an der großen Veränderung, die heute, zu Beginn der sozialistischen Zeit, alle denkenden Menschen in allen Ländern der Welt betrifft.

Wie können wir denn als Schriftsteller mithelfen bei der Lösung der Fragen, die jetzt vor uns stehen, wenn wir uns mit flachem und seichtem Boden begnügen, wenn wir den Dingen nicht auf den Grund gehen? So breit und vielschichtig liegt heute die Welt mit all ihren Widersprüchen vor dem Menschen, daß sie ihm erst recht bodenlos, sinnlos vorkäme, erhielte er nichts anderes, nicht mehr vom Künstler als ihr Spiegelbild. Die Breite, die wir heute brauchen, ist gar nicht denkbar ohne tiefe überzeugende Qualität.

Wir leben hier in keiner Provinz, auf keiner Insel im Ozean. Wir sind ein Staat, der eine Schlüsselstellung einnimmt, in dem ununterbrochenen, seines Ausgangs gewissen, aber deshalb nicht weniger harten Kampf zwischen Krieg und Frieden. Das machen die Arbeiter und Bauern der Deutschen Demokratischen Republik durch ihre Arbeit klar, wenn die Arbeiter und Bauern in Westdeutschland fragen, was „Volkseigener Betrieb“ bedeutet. Anspruchslos, mit den Reklameschildern des Westens verglichen, aber durchdringend schimmern die Buchstaben „VEB“. Arbeiter und Bauern überzeugen durch ihre Arbeit. Mit welchen Mitteln wollen wir Schriftsteller überzeugen? Wenn ich frage, mit welchen Mitteln, dann frage ich auch nach den *künstlerischen* Mitteln. Ich frage nach literarischen Werken in Formen, die ihres Inhalts würdig sind.

Nicht nur das Berliner Ensemble oder die Komische Oper oder der Thomaner-Chor oder das Gewandhaus-Orchester, auch viele einzelne Schauspieler, Schriftsteller und Künstler zogen schmale, doch helle Spuren durch die Bundesrepublik und die Etappenländer des kalten Krieges. Das gelang ihnen, ihre Leistungen „kamen an“, weil sie manchmal im Kollektiv, manchmal einzeln, über die Einheit von Form und Inhalt zur Einheit von Tiefe und Breite gelangten. Denn wir sind hier an dem Punkt angelangt, an dem sich dieses Problem, vielleicht zu Ihrem Erstaunen, ergänzt. Wenn der neue, menschenverändernde Inhalt die entsprechende Darstellung findet, haben ihre Werke die Wirkung, die wir bei einigen großen Künstlern fanden. Diese Werke greifen dann nicht nur tief in den einzelnen Menschen ein, sondern in seine Klasse, in sein Volk.

Waren es Zufallserfolge? Schwer erreichbare Leistungen? – Oder ist es

gut, solche Leistungen zu begründen und ihre Methoden zu studieren? Nicht, um sie verdünnt nachzuahmen, sondern um selbst seine Eigenarten zu entwickeln und auch einige schwere Fehler loszuwerden?

In einer Dorfwirtschaft oder in einem Klub kann so gespielt werden, daß ein Bauer vom Main oder ein Arbeiter vom Ruhrgebiet das Gefühl hätte: Das geht auch mich an. Ich möchte dabei sein. An dieser Stelle kommt eine Frage: Sicher wird es in Bonn verboten. Warum also spielen? Weil unser Standpunkt nicht willkürlich ist und nicht zufällig, sondern der Wirklichkeit innewohnt, die wir darstellen. Weil eine literarische Arbeit von Wert die Wirklichkeit richtig darstellt, ob sie sich heute oder morgen über die Grenzen hinaus verbreitet. Wenn wir auch von unserem Standpunkt aus, von unserer Gesellschaft aus etwas darstellen, nichts, was wir richtig dargestellt haben, kann hier steckenbleiben. Es hat seine Wirkung weit über uns hinaus.

In der Emigration schrieben einige Schriftsteller, zum Beispiel Renn oder Uhse oder ich selbst, ihre Bücher mit höchst begrenzter unmittelbarer Wirkung. Damit sie auf deutsch erscheinen konnten in dem kleinen Emigrationsverlag, mußten unsere Kinder jedes Wort in Silben teilen für die spanischen Drucker. Ausgerüstet mit diesen Romanen kamen wir nach dem Krieg nach Deutschland. Sie wurden verbreitet, denn sie stellten etwas Wichtiges richtig dar.

Viele Schriftsteller und Künstler in der Bundesrepublik wünschen wahrscheinlich genau wie wir einen echten Wettbewerb zwischen den materiellen und geistigen Gütern auf beiden Seiten von Deutschland, statt eines albernen, aber ums Haar tödlichen Seiltanzes auf der Kante des kalten Krieges. Mehrere ihrer Novellen, Gedichte, Filme kamen in unser Land. Viel mehr kam von ihnen zu uns, als von uns hinüber. Liegt das an der Qualität? So etwas Dummes denkt auch drüben niemand. Liegt es an der „Tendenz“? Über die Frage Qualität und Tendenz will ich zuletzt etwas sagen. Unsere Kritiker benutzen, um westdeutsche Romane zu kennzeichnen, den Ausdruck „kritischer Realismus“. Denn die Autoren wissen, was für ein Unheil sich dort zusammenbraut, aus welchen alten und neuen Ingredienzen es gemischt wird. Gewiß, diese Autoren sind bewußt kritisch. Manche sind zugleich bewußt nicht-sozialistisch. Ich nehme als Beispiel Heinrich Böll. Trotzdem, er ist viel mehr als ein sogenannter „kritischer Realist“. Wer friedliebend und menschlich ist, gibt eine Perspektive, die weit hinausgeht über die bloße Kritik. Seine Perspektive ist sicher eine andere als unsere. Aber heute, an diesem harten Tag, kämpfen und schreiben alle, die guten Willens sind, für den Frieden. Bedeutet dieses gemeinsame nächste Ziel, daß ich ein Buch Bölls, das mir gefällt, unwidersprochen hinnehme? Das wäre töricht und unwahr, und er würde es mir nicht abnehmen.

Mir gefällt zum Beispiel sein letzter Roman „Billard um halb Zehn“. Er gibt den wichtigsten Konfliktstoff unserer Zeit, den Konflikt zwischen Krieg und Frieden, in den Schicksalen von drei Generationen einer Architektenfamilie. Der Großvater hat die Abtei gebaut, der Sohn den Befehl zur Sprengung gegeben; der Enkel soll wieder aufbauen. Doch sein ganzes Gefühl spricht gegen den heuchlerischen Scheinwiederaufbau. Das ist ein handfester Konfliktstoff, und das Thema, wenn es allein darum ginge, könnte man manchem hinters Ohr schreiben, der vergessen hat, was ein Konflikt ist. Böll stellt seinen Stoff nicht in chronologischer Folge dar; er flicht die einzelnen Handlungssträhnen, gegenwärtige und vergangene, zu einem Knoten zusammen, den er auflöst, wann und wie es ihm künstlerisch gut dünkt. Dadurch ist das Buch für viele Menschen nicht so leicht faßbar, das durch sein Thema die Bedeutung eines großen Romanwerkes unserer Epoche haben könnte, fordernd und unausweichlich. Vielleicht würde der Autor erwidern, es sei auch nicht seine Absicht gewesen, Menschen aufzufordern zu unausweichlichem Handeln. Viele talentvolle Schriftsteller in der Bundesrepublik würden dasselbe sagen. Wir aber sind überzeugt, daß gerade ein solcher Inhalt möglichst vielen, ja allen Menschen bewußt gemacht werden muß.

Daran knüpft sich jetzt das künstlerische Problem: Wie können wir einen Gedanken in seiner ganzen Tiefe und Tragweite möglichst vielen Menschen bewußt machen, ohne daß das Kunstwerk Schaden erleide, ohne daß ein Fünkchen verlorengehe? Dieses Gefühl: „Wenn nur nichts von dem verlorengeht, was ich so gut weiß, so stark fühle“, hat jeder Mensch bei seiner Arbeit gekannt, ob er Scholochow heißt oder heute zum erstenmal etwas darstellen will.

Was ist Parteilichkeit, in einem literarischen Werk künstlerisch dargestellt? – Wenn sie nicht künstlerisch dargestellt wird, sondern nur von außen als politische Aussage montiert, wirkt sie innerhalb des Kunstwerkes nicht überzeugend. Steht diese Frage auch für alle Schriftsteller, kommt sie uns ganz besonders grell in der deutschen Literatur vor, im Vergleich zwischen den Literaturen der beiden deutschen Staaten. Unser eigentliches Thema finden wir hier wieder in einem entscheidenden Augenblick.

Wir wollen jetzt nicht darauf eingehen, daß jede literarische Arbeit eine Tendenz enthält, bewußt oder unbewußt, offen oder versteckt, daß ein Werk, wenn man es gründlich untersucht, immer die Parteilichkeit seines Autors verrät. Ich spreche von der bewußten, der notwendigen Parteilichkeit des Autors, die aus den dargestellten Personen, aus der Tendenz ihres Handelns, aus der Lösung ihrer Konflikte hervorgeht. Wir wünschen uns Bücher und Dramen und Filme, die den Menschen verständlich machen, in welcher Richtung, durch alle Konflikte hindurch, die Lösung liegt.

Kann aber dieser Wunsch des sozialistischen Schriftstellers nicht einem Kunstwerk schaden? – Die Antwort ist: Wenn es schadet, war es kein Kunstwerk. Denn ein Schriftsteller heftet seine Meinung niemals, wie Gorki sich ausgedrückt hat, den Gestalten als Zettel an, und er gibt ihnen keine Flügel und Teufelsschwänze wie in den Mysterienspielen des Mittelalters. Er stellt sie mit ihren Konflikten dar. Und aus der Handlung ergibt sich, aus der Darstellung selbst, nicht aus einem Leitsatz, wohin die Wirklichkeit zielt, wohin die Darstellung zielt. Autor und Leser, sobald sie im Bund sind, und dazu kommt es bei einem heiß gelesenen Buch, sind sich der Richtung der Handlung bewußt, wenn auch seitenlang und in der Fabel tagelang das Ziel verdeckt zu sein scheint – wie auf dem Weg durch ein unbekanntes, vielleicht phantastisches Gebirge.

Zahlreiche Menschen, die bei der Lösung wichtiger Fragen mit uns eins sind, erwidern bisweilen, die Lösung dieser wichtigen Fragen gehöre in ein politisches Dokument, auf die Kanzel oder auf den Lehrstuhl, aber nicht in einen Roman oder in einen Film. Sie ziehen Bücher vor, in denen, tendenzlos, nur die Lebensvorgänge von Liebe bis Tod dargestellt sind, die unveränderlich scheinen. Oft sind diese Menschen mit Recht enttäuscht, wenn sie statt künstlerisch dargestellter Konflikte abstrakte Beteuerungen lesen. Friedrich Engels meinte, die Tendenz müsse aus der Situation und Handlung selbst hervorspringen, ohne daß ausdrücklich darauf hingewiesen werde, und der Dichter sei nicht genötigt, die geschichtliche, zukünftige Lösung der gesellschaftlichen Konflikte, die er schildert, dem Leser in die Hand zu geben.

Selbst wenn keine Inquisition, keine Zensur, keine Selbstkontrolle – wie sie in den kapitalistischen Ländern empfohlen wird – die Künstler warnen würde, ihre Parteilichkeit zu bekunden, – je mehr die Erkenntnis eines Autors, selbst wenn er in seinem Leben allein stand, zur allgemeinen Erkenntnis geworden ist, desto mehr ist seine Parteilichkeit selbstverständlich für alle. Sie ist sozusagen aufgehoben von der geschichtlichen Entwicklung – in einem Land früher, im anderen später –, oder die Revolution hat ihre Ursache weggefeht.

Heute nimmt kein Mensch mehr Anstoß an der Parteilichkeit eines Sophokles; denn Antigone wird nicht mehr lebend eingemauert, weil sie ihren Bruder begrub. Doch Bonnard sagt richtig in seinem Werk über Griechenland, daß in diesem Drama Sophokles ein Vorgefühl erweckt von einer Zukunft, die nach anderen Gesetzen richten wird. (Zahllose Beispiele kann man aus der Weltliteratur bringen für die Parteilichkeit großer Kunstwerke, die im Lauf der Zeit „tendenzlos“ geworden sind, weil heute gleichsam alle Menschen derselben Partei angehören.) Die erbitterten Kämpfe in Dantes „Göttliche Komödie“ begreifen wir heute kaum mehr. So ging

es mit der Feindschaft der beiden Familien von Romeo und Julia, die unsere Autoren auf die Tendenzen unserer Epoche übertragen, so ging es mit den Glaubenskämpfen im Dreißigjährigen Krieg – und so ging es auch mit Erfindungen und Entdeckungen. Viele Gefühle und Leidenschaften wurden einstmals von der Gesellschaft bestraft wie Erfindungen und Entdeckungen, die verdächtig schienen. Wenn der Friede gesichert sein wird und ein neues Verhältnis der Menschen zueinander, ohne Profit und Ausbeutung, und ein neues Verhältnis der Völker, ohne Rassenhetze und Kolonialismus, dann wird auch das, was unsere Gegner verfolgen, dann wird „unsere Tendenz“ selbstverständlich für alle geworden sein.

Aber je mehr das Problem, das heute ein Autor aufwirft, den Leser angeht, desto leichter zuckt dieser Leser empfindlich zusammen, denn er fühlt sich gestört in seiner Entspannung, er fühlt sich selbst zur Entscheidung verpflichtet. Brecht schrieb seinen „Galilei“ vor langem. Das Problem eines Mannes, der, um sein Leben vor der Inquisition zu retten, auf wissenschaftliche Wahrheit verzichtet. Das ist ein historischer Stoff. Doch das Drama scheint für den heutigen Tag ausgedacht und gespielt, jeden Abend wird daran die Parteilichkeit neu entfacht, solange die Gefahr des Atomkrieges besteht. Der junge Spanier Garcia Lorca hat so gut wie keiner in seinen Gedichten und Dramen „nur“ den Charakter des spanischen Volkes dargestellt, seine Leidenschaften, seine Landschaften. Die Franco-Soldaten haben ihn im spanischen Bürgerkrieg für seine eigene Parteinahme an die Wand gestellt. Wäre er am Leben geblieben, er hätte sein ganzes Volk, seine Armut, seinen Zorn, seinen Haß gegen das Franco-Regime, fordernd, erregend dargestellt, bis auf den heutigen Tag. Darum hat dieser Mord eine Lücke gerissen in das Leben des spanischen Volkes und in seine Literatur.

Ein großer Dichter, der die ganze Skala von Gefühlen, von Handlungen seiner Mitmenschen erkennt und darstellt, wird in seinem Werk nicht die wichtigsten Handlungen und Gefühle auslassen, die heute die Menschen kennzeichnen. Er darf sie nicht auslassen. Nicht weil er irgendeinem äußeren politischen Zwang gehorcht, sondern weil jedes Gefühl, jede Handlung der von ihm dargestellten Personen bewußt oder unbewußt gefärbt wird von dem Wichtigsten, was heute vor sich geht. Wenn ein Schriftsteller es trotzdem ausläßt in seinem Werk, geschieht das aus anderen, aus völlig unkünstlerischen Gründen, die nichts mit dem Werk zu tun haben: aus Unwissenheit, aus Unentschlossenheit, aus Ängstlichkeit, aus dem Wunsch, leicht gedruckt zu werden. Wer das Leben darstellt – mit dieser oder jener Methode –, kann als wirklicher Künstler nicht aus der Wirklichkeit schneiden, was zu ihr gehört. Ebenso störend, ebenso unkünstlerisch wie eine aufgeklebte, nicht mitgestaltete Tendenz wirkt auf uns das künstliche Weg-

lassen oder das ängstliche Verschmieren eines lebenswichtigen Bestandteils: das Gefühl eines Menschen zu seiner Arbeit, zu dem Staat und zu der Gesellschaft, in der er lebt. Diesen Zusammenhang läßt kein wirklicher Künstler aus, mag er uns sogar fern in seiner Methode stehen. Denn er schildert ja keine Scheinwirklichkeit, keine Schimäre, sondern die Welt, in der er sich befindet. So gibt es zum Beispiel bei Proust in seiner Schilderung des Pariser Adels die Auswirkungen des Dreyfus-Prozesses, sonderbare, differenzierte, unvermutete Auswirkungen. Wenn ein Kunstwerk Qualität hat, wenn sich darin die Richtung aus echten tiefen Konflikten mit allen denkbaren Widersprüchen entwickelt hat, wird diese Richtung seinen Wert nicht vermindern, sondern erhöhen. Dann werden dem Leser, sogar ohne daß er sogleich den Grund weiß, in einem solchen Werk die Schönheit noch schöner erscheinen, noch eigentümlicher die Besonderheiten, noch brennender die Konflikte. Seine Wirkung wird breiter.

Es kommt freilich oft vor, daß einer unserer Schriftsteller, statt die ganze Entwicklung zu bringen, nur das Ergebnis einer Entwicklung bringt, nur die Parteilichkeit der Personen, nur ihren Standpunkt im politischen Leben, nur ihr politisches Verhältnis zur Gesellschaft. Sein Echo ist gering, obwohl seine Gedanken richtig waren, obwohl er mit heißem Herzen schrieb. Aber er schrieb, als hätte er keine Erfahrungen im Leben außer politischen, keine Freundschafts-, keine Arbeitserfahrungen, keine in der Liebe, keine in der Natur. Und es scheint auch, als hätte er nie etwas anderes gelesen als politische Dokumente, nie Romane von Gorki oder Tolstoi, nie Dramen gesehen von den deutschen Klassikern oder von Shakespeare oder von modernen Dichtern, nie Gedichte gelesen von Becher oder Neruda – lauter Kunstwerke, in denen die Tendenz das Ergebnis langer, schwerer, vielschichtiger Erfahrungen war, genau wie es im Leben der Fall ist.

Warum wirken manche Romane und Dramen, Gedichte und Filme nicht nur von westdeutschen Autoren, auch von Schriftstellern sozialistischer Länder, auch wenn sie uns nicht ausdrücklich eine klare politische Perspektive zeigen? Nicht nur weil sie uns in vielen Gedanken nahestehen, sondern weil sie in das unmittelbar gelebte, in das dichte und nahe Leben tief eingedrungen sind. Wenn ich auch noch kein politisches Ziel finde, ich lerne doch aus ihren Darstellungen reiche und bunte Strecken des echten Menschenlebens kennen, manche Erscheinungen, die vielleicht in einem anderen Buch, trotz politisch richtigen Standpunktes, übersehen wurden.

Jeder Mensch mit Kunstbedürfnis wünscht sich die ganze Wirklichkeit, die ihn angeht, dargestellt. Ein künstlerisch aufgeweckter Mensch wünscht sich, die Gesellschaft, in der er lebt, in Darstellungen zu finden, seine Arbeitsstätten, seine Landschaften, seine Trauer, seine Freuden und seine Sehnsucht. Alle Stadien des Lebens wünsche ich mir dargestellt. Aber die

Bücher sind mir zuwider, in denen verfälscht wird oder vergiftet oder verhöhnt, was mir das Leben lebenswert macht. Bücher, die rückgängig machen wollen, was sich die Menschen zu eigen machten, in schwerer Arbeit, mit Kämpfen und Opfern.

Wir sprechen hier über Fragen, die bei unserer Arbeit in der Deutschen Demokratischen Republik entstanden. Und, wie ich glaube, ist das Problem, das ich „Tiefe und Breite“ nannte, ein wichtiger Teil dieser Fragen. Es steht vor allen Schriftstellern. Es steht vor den deutschen Schriftstellern in der Bundesrepublik. Wenn auch in ihrer Wirklichkeit der Stoff, den hier die Schriftsteller darzustellen versuchen, noch nicht enthalten ist.

Wenn ein Schriftsteller unseres Landes seinen Beruf ganz versteht, seine Umwelt darstellt und ihre Vergangenheit, die Gesellschaft, die Landschaft, die Arbeit, die Liebe, dann wird er auch in der Wirklichkeit seines Landes und seiner Tage wahrnehmen, wo und wie sich der Sozialismus herausbildet und vorwärtsentwickelt, unter allen möglichen Widersprüchen, unter allen möglichen Schwierigkeiten, mit allen möglichen Hindernissen. Wie sollte er diese große Veränderung nicht darstellen, da er hinreißend die Wiesen am Morgen darstellen kann, oder ein Mädchen, das seinen Geliebten erwartet, oder den Ärger des Meisters, dem sein Lehrling Sorgen macht? Die Wahrnehmungen, die den entstehenden Sozialismus betreffen, werden in seinem Werk vorhanden sein, nicht als Anhängeschild und nicht als Symbol, sie werden dargestellt sein an Menschen in ihrem Leben. Das werden sie, nicht weil der Autor willkürlich, künstlich als Fremdkörper in sein Werk eine Tendenz gelegt hat, sondern weil die Tendenz zum Sozialismus in der Wirklichkeit unserer Zeit liegt, sogar erkennbar für die, die sich einstweilen oder bis zum Tod dagegen sträuben. Wie hätte denn der Autor als wahrheitsliebender Dichter diese Tendenz auslassen können, da er doch kein Gefühl und keinen Gedanken seiner Mitmenschen ausläßt, ihre Enttäuschungen nicht, ihre Hoffnungen nicht, wo er doch den Gewitterregen nicht auslassen will und nicht die Verliebtheit des Mädchens?

Wenn aber eine Überzeugung, auch wenn sie wahr und ehrlich und streng erprobt ist, ohne künstlerisch gestaltet, entwickelt und begründet zu sein, nur an die Erzählung geheftet wird, gleichsam als Fremdkörper, dann kann sie unverständlich und störend wirken. – Tolstoi hat in seinem Tagebuch notiert, daß das Bewußte auf der höchsten Stufe des künstlerischen Könnens wieder so selbstverständlich wird, so zum Leben gehörend, als ob es noch unbewußt sei wie auf der ersten Stufe der künstlerischen Betrachtung, die noch keine Hemmung kennt durch Bewußtwerden und Überzeugung, so daß das Talent ungebunden schäumt und glitzert.

Wenn Sie, Freunde und Gäste, bei uns leben, werden Sie allorts wahrnehmen, daß etwas anderes, etwas völlig Neues beginnt; es ist behaftet mit

Fehlern, mit Widersprüchen, mit Rückschritten, es hat zahllose Hindernisse, es mag zögernd, verdeckt sein, aber Sie werden es wahrnehmen. Ihre dichterische Begabung, Ihre Leidenschaft für die Wirklichkeit wird es wahrnehmen an tausend Besonderheiten, wie ich das zuerst nannte.

Es gibt in der Bundesrepublik wie bei uns Bücher, die den Lesern Grauen und Ekel vor jeder offenen oder heimlichen Kriegsvorbereitung einimpfen, und den Entschluß, da nicht mitzutun und den Krieg für immer unmöglich zu machen. Solche Bücher liegen auch in den Fenstern der westlichen Buchhandlungen, freilich spärlich gesät, unter Generalsmemoiren, unter Hetzbüchern, die bei uns das Gesetz verbietet. Welches Buch bringt mehr Menschen dazu, für den Frieden zu handeln, zum Beispiel „Haie und kleine Fische“ von Wolfgang Ott oder das in mancher Beziehung thematisch ähnliche Buch „Die Abenteuer des Werner Holt“? (In beiden Büchern geraten blutjunge Menschen, halbe Kinder, in den Weltkrieg.) In Otts Buch erschöpft sich der Krieg in sich selbst, er läßt Tote zurück und Verzweifelte. Auch in Nolls Buch sind die Menschen am Verzweifeln. Die Hauptperson weiß nie mehr, als sie damals hat wissen können. Aber der Autor selbst, der sich der Ursachen und der Folgen des Krieges bewußt ist, macht den Lesern die Richtung frei zum Denken und Handeln. Ich glaube, daß es Noll gelang, in seinem Roman seine Überzeugung, seinen Standpunkt, die Perspektive nicht von außen hereinzutragen, sondern durch die Schicksale, die er darstellt, dem Leser klarzumachen.

Ich will Sie daran erinnern, daß wir auf unserem letzten Kongreß Kriegsromane vermißten, das heißt, die Darstellung des zweiten Weltkrieges von unserem, dem sozialistischen Standpunkt aus. Ich war der Meinung, daß dieses Thema gerade für einen deutschen Autor besonders schwer, besonders folgens schwer sei. Und die Darstellung gerade aus diesem Grund erst recht wichtig. In den letzten Jahren entstanden in ganz Europa neue Kriegsbücher, von der Sowjetunion bis Frankreich, ja auf dem ganzen Erdkreis, von Japan bis Finnland. Diese Bücher zusammen sind aus dem Gedächtnis begabter Schriftsteller vieler Länder entstanden. Manchmal ist dieses Gedächtnis ebenso tief wie breit. Wir wünschen uns, daß dieses Kollektivgedächtnis für die kommenden Generationen zum letztenmal Zeugnis abgelegt hat, nicht nur über den zweiten Weltkrieg, sondern über die Zeit der Kriege, die barbarische Vorgeschichte.

Auf dem anderen Ufer der Zeit entstehen neue Städte, eine Gesellschaft ohne die alten Leiden und Seuchen und Kriege. Dabei entstehen auch unsere Bücher, Dramen, Gedichte, Romane, Hörspiele; einige sind schon gediehen, sind schon reif; viele sind noch roh und ungleichmäßig. Aber etwas haben sie alle gemeinsam: Was sie schreiben, das ist die erste Botschaft in deutscher Sprache über unser Leben auf dem anderen Ufer.

LITERATUR HEUTE

Von der Jetztzeit

Vergangenheit und Zukunft treffen sich in einem Punkt. Der Punkt heißt *Heute* oder *Jetzt*. Jetzt entthronen die Völker in aller Welt ihre Herrscher und stellen ihre Menschenwürde her. Wie leben als Schriftsteller in dieser wichtigen Zeit. Was wir, die wir uns Aufschreiber, schreibende Arbeiter und arbeitende Schreiber nennen, nicht miterleben und aufzeichnen, wird aus der Erinnerung zusammengestümpert werden müssen. Die Erinnerung ist ein schaler Aufguß gelebten Lebens. Bei uns liegt es, ob unser literarisches Gestern einmal groß genannt werden kann; bei uns liegt es, ob unsere literarische Zukunft groß sein wird.

Wir sprechen gern von den Zeiten großer Kunst in der Vergangenheit. Manchmal verdrehen wir die Augen (ob immer ehrlich, sei dahingestellt), schnalzen und sagen: „Das war noch zu den großen Zeiten Goethes, Tolstois, Gorkis, Majakowskis, Brechts...“ Die Zeiten, in denen die Kunst dieser Einmaligen erblühte, sind vorüber. Waren sie besser als die unsere? Mitnichten. Wir können und wollen die Zeiten, in denen jene Großen lebten, nicht zurückholen. Wir wollen nicht. Liest man in den Biographien zwischen den Zeilen, so wird einem inne, in welch widrigen Verhältnissen und mit wieviel Kraftaufwand sie, die wir die *Großen* nennen, ihre Kunstwerke schufen. Sie arbeiteten aber trotz aller Widerwärtigkeiten unablässig, waren, mit den Augen von heute gesehen, originell fleißig, waren die Seismographen der gesellschaftlichen Vorgänge um sie herum. Deshalb wurden sie groß.

Wir können und müssen von den Großen in der Literatur lernen. Dreimal: Jawohl! Aber unsere Zeit heißt Jetztzeit. In den neuen Verhältnissen sind *wir* zu Hause. Ausgestattet mit den Ratschlägen der Großen, betreten wir literarisches Neuland. Die Neuland-Expedition können uns die Verehrten nicht abnehmen. Ihr Zuruf und ihr Zuwinken über Jahrhunderte und Jahrzehnte hinweg müssen uns genügen.

Von den großen Zeitgenossen

Und wie ist es? Gibt's unter uns keine Großen? Leiden wir beim Betrachten unserer großen Zeitgenossen nicht alle mehr oder weniger am

grauen Star der Selbstliebe? Schauen wir uns nur in unserer kleinen Deutschen Demokratischen Republik um: Leben nicht unter uns große Künstlerinnen und Künstler wie Anna Seghers, Arnold Zweig, Ludwig Renn, Fritz Cremer, Hanns Eisler, Helene Weigel? Wird's nicht auch einmal heißen: „Das war noch zu den großen Zeiten der Seghers, des Cremer?“ Werden nicht noch unsere Enkel von Hans Marchwitza und Willi Bredel lesen, daß sie in unserem Lande zu den ersten Dichtern und Schriftstellern gehörten, die aus der Arbeiterklasse kamen und über die Arbeiterklasse schrieben? Sind wir uns immer bewußt, welche profilierten Persönlichkeiten sich in unserer Mitte befinden? Müssen uns unsere Künstlergenossen wie Erich Weinert, Friedrich Wolf, Louis FURNBERG erst durch den Tod in die Ferne gerückt werden, ehe wir ihre Größe erkennen? Sahen wir Brecht und Becher in ihrer vollen Bedeutung für unsere Literatur, als sie noch unter uns lebten? Werden wir die Nationalhymne von Becher und Eisler erst in fünfzig Jahren mit Inbrunst singen? Ist sie nicht schon klassisch, weil sie die Hymne unseres ersten Arbeiter-und-Bauern-Staates ist?

Von der jungen Generation

Und jetzt drängt eine neue Generation von Schriftstellern an. Wir hörten und hören hier auf dem V. Kongreß Namen von jungen Schriftstellern, die auf dem IV. Kongreß noch keiner kannte. Es handelt sich um kraftvolle Talente, von denen wir etwas erwarten dürfen. Ich bin stolz auf unsere Jungen. Ich sehe da Persönlichkeiten heranreifen wie Helmut Hauptmann, Erich Köhler, Gerhard Baumert, Eduard Klein, Dieter Noll, Günter Görlich, Wolfgang Kohlhaase, Erik Neutsch, Martin Viertel, Alfred Wellm, Margarete Neumann, Werner Lindemann, Walter Werner, Max Walter Schulz, Werner Bräunig, Horst Beseler, Günter und Johanna Braun, Helmut Baierl, Helmut Sakowski, Gottfried Herold, Herbert Nachbar, Paul Schmidt-Elgers, Wolfgang Held und andere. Um die Zukunft unserer Literatur braucht uns nicht bange zu sein.

Von den Gefahren für die Jungen

Allerdings lauern auf diese jungen Schriftsteller andersartige Gefahren, als sie die Schriftsteller in der Vergangenheit kannten.

Wir sind stolz auf unsere junge Republik, und wir wollen nicht so leicht jemanden verletzen, der sie besingt. Unsere öffentliche Meinung, ein großer Teil unserer Zeitungen ist freigebig mit Lobsprüchen und Qualitätssuperlativen. In der allgemeinen literarischen Zeitungskritik herrscht Gleich-

macherei. In der Industrie sind wir in unseren Qualitätsansprüchen unduldsamer, weil wir an *Weltmaßstab* und Export denken. In der Literatur loben wir zuweilen das Hausbackene als Qualität und sind spießbürgerlich selbstzufrieden. Einige Kultur- und Verlagsredakteure, die eine politische Kampagne durch eine Erzählung oder ein Gedicht unterstützt sehen möchten, sind schon zufrieden, wenn in den Arbeiten der jungen Schriftsteller die *Schweinebütte*, *Gramm und Millimeter* oder der *Maiskolben* vorkommen. Das Verwischen und Verwachsen aller literarischen Maßstäbe desorientiert unsere jungen Kollegen. Es macht sie verantwortungslos, läßt sie zu Routiniers werden. Einige Talente, von denen ich etwas erwarte, sehe ich nur mit halber Kraft arbeiten. Sie schöpfen die Möglichkeiten ihres Talents nicht aus. Es wird nicht von ihnen verlangt.

Eine andere Gefahr: Die Honorare beim Fernschfunk und beim Film sind hoch. Das ist zu begrüßen, doch wenn ein junger Künstler sich nicht in der Hand behält, steigen seine Bedürfnisse, steigt sein Lebensstandard zu schnell. Er ist gezwungen, seine nächstes Werk schnell und ungefähr zu schreiben. Einige solcher Werke leiden an einer Inflation von Worten. Die Autoren suchten nicht nach den treffendsten Worten, sondern begnügten sich mit dem Ungefähren. Sie reihten Ungefähr an Ungefähr und blieben dabei im ganzen ungefähr. Es ist ein Mysterium in der Wortkunst: Viele unzutreffende Wörter aneinandergereiht, tragen das zu beschreibende Sujet weiter weg, statt es dem Leser nahezubringen.

Eine dritte Gefahr: Der Versuch, eine wirkliches Kunstwerk vor die Öffentlichkeit zu stellen, kann auf Widerstände stoßen. Wir müssen uns von der Irrmeinung befreien, daß sich Kunstwerke bei uns kampflos durchsetzen, weil wir uns in der Weltanschauung einig sind. Es ist Kampf erforderlich, aber dieser Kampf zwischen lebendigen und erstarrten künstlerischen Auffassungen ist gesund. Unsere jungen Talente dürfen in diesem Kampf nicht zu früh ermüden und sich in die nahrhaften Wiesen des Schematismus zurückziehen. An solchen Weidegründen mangelt's bekanntlich bei uns nicht.

Laßt uns auch immer daran denken, daß wir nichts oder wenig für die zu erstrebende Einheit Deutschlands tun, wenn wir über die Menschen und die Verhältnisse in unserer Deutschen Demokratischen Republik ohne literarische Qualität schreiben.

Von den schreibenden Arbeitern

Der Schriftsteller hört oft folgendes Lob von seinen Lesern: „So wie du den Frühlingsmorgen beschreibst, empfinde ich ihn. So wie du den Nach-

mittag an der Maschine schilderst, erlebe ich ihn.“ Das hört der Schriftsteller gern. Kann er sich deshalb an die Brust schlagen und sagen: „Ja, so ist es: Mir gelingt das Aufzeichnen von Gefühlen. Das ist meine besondere Gabe, die nur mir, dem Schriftsteller, eigen ist?“ Ist es ihm immer gelungen, seine Empfindungen aufzuzeichnen? Hat's nicht auch Zeiten für ihn gegeben, da es ihm noch nicht gelang, wie es seinem Leser jetzt noch nicht gelingt? Gibt's nicht auch immer wieder Zeiten für ihn, in denen ihm nicht gelingt, auszudrücken, was sein Volk fühlt? – Sein Vorzug ist, daß er sich intensiver mit der schweren Arbeit des Aufschreibens beschäftigt, daß er den Keim seines Talents, das ganz sicher vielen eigen ist, zum Blühen brachte.

Vorläufig ist der Schriftsteller, der Dichter noch der Mund und die Schreibhand vieler Fühlender, denn wenn's nicht so wäre, fände er keine Leser. Wird es aber immer so bleiben? Wird der Berufskünstler nicht wirklich eines Tages entbehrlich werden, wie der Berufspriester in vielen Teilen unserer Welt bereits entbehrlich geworden ist?

In einem Gemeinschaftswaschhaus der Berliner Stalinallee hängt an einer zugedeckten Wäschemangel ein Schild. Darauf steht zu lesen: „Weil es kein Zahnrad gibt zu kaufen, kann diese Mangel nicht mehr laufen.“ Das hat einer der Waschmeister geschrieben. Er ist, wie man sich denken kann, von den waschenden Hausfrauen ob des Ausfalls dieser Wäschemangel häufig befragt worden. Das wurde ihm über. Er hat die Kritik am Ministerium für Maschinenbau in seiner Weise der Öffentlichkeit übergeben. Et tat's in der launigen Form des naiven Reims. Nun spricht der Zweizeiler für ihn, und der Waschmeister hofft, daß er bei irgendwem irgendwann ankommt.

Vor einigen Wochen stand vor unserer Haustür ein Traktor. Der Traktorist hatte den poesielosen Fabriknamen des Fahrzeuges mit weißer Ölfarbe überpinselt und einen anderen Namen darüber geschrieben. „Mausi“ stand nun dort. Das klingt trivial. Ich bin überzeugt, daß dieser Dorftraktorist seine Geliebte niemals „Mausi“ nennen würde. Das ist ein Kose-name bei Menschen aus der Stadt. Einen kleinen Hund aber, der ihm gehorcht, der mit ihm sein Alltagsleben teilt, würde auch der Dorftraktorist „Mausi“ nennen. Er hat seine Maschine also nicht vermenschlicht. Er hat sein Gewehr nicht zu seiner Braut gemacht, wie es weiland preußische Generale blasphemisch von ihren Rekruten verlangten. Der Dorftraktorist hat zu seinem Traktor ein Verhältnis wie zu einem ihm nützlichen, ihm Freude machenden Tier. Es handelte sich um einen kleinen, technisch nicht sehr schönen Traktor. Dieser Traktor kommt zum Beispiel auf weichem Acker aus mangelnder Kraft nicht weiter. Er wühlt sich ein. Der Vergleich mit einer schwachen Maus liegt nahe. Der Traktorist liebte und poetisierte

den Traktor in einer Weise, wie ein anderer Bauer sein Pferd liebt und poetisiert. Ganz sicher weiß dieser Traktorist mehr um die Poesie seines Traktors als ich, der Schriftsteller, erfühlen, erraten, errahnen kann; es sei denn, ich hätte selber einen Traktor gefahren. Wenn der Traktorist sich nun im Aufschreiben von Empfindungen üben würde, könnte er sicher mehr über die Poesie seines Fahrzeugs aussagen als ich, der Außenstehende.

Von diesen und ähnlichen Erwägungen ließen wir uns leiten, als wir vor zwei Jahren die Konferenz von Bitterfeld mit der Losung *Kumpel, greif zur Feder!* abhielten. Die Bitterfelder Bewegung nahm den Charakter einer Stoßaktion an. Ich habe nichts gegen Stoßaktionen; auch auf dem Gebiete von Kunst und Literatur nicht. Mir drängt sich beim Betrachten einer solchen Stoßaktion das Bild und der Vorgang von einer Sturmflut und dem Entstehen von Marschland auf: Die Wellen des Meeresalltages spülen Teile des Marschlandes davon, und doch findet die nächste Sturmflut genügend Marschland vor, um fruchtbaren Schlick abzulagern. Bei der Bildung von Marschland entsteht natürlich auch Schaum. Schaum wird zu Wasser. Wir lächeln heute schon über die Erwägungen unserer Freunde in Karl-Marx-Stadt, ihren Bezirksverband aufzulösen. Der Bezirksverband störte sie bei der Betreuung schreibender Arbeiter in den Betrieben. Wir lächeln über jene erschreckten Gemüter, die sich von der sektiererischen Parole, die schreibenden Arbeiter würden die Schriftsteller binnen kurzem „an die Wand schreiben“, beirren ließen. Wir lächeln über jene bequemen Kulturredakteure, die sich jeden Sonntag ihre Kulturseite von den schreibenden Arbeitern füllen ließen. Jeden Sonntag machte ein anderer Betrieb die Kulturseite. Wir lächeln über die Graphomanen, die plötzlich aus Gründen „des gesicherten Absatzes“ nicht mehr Schriftsteller werden wollten, sondern sich selber zum schreibenden Arbeiter „zurückstufen“.

Wie gesagt: Das war der Schaum, und in manchem Tümpel mag auch heute noch etwas davon zu finden sein. – Es gibt Leute, die nur den Schaum sehen, und es gibt Leute, die mehr Land sehen, als vorhanden ist. Keinesfalls sollten wir Schriftsteller zur ersten Kategorie gehören, denn es ist tatsächlich Land entstanden. Das sind die Zirkel schreibender Arbeiter (so weit sie lebendig arbeiten), die Brigadetagebücher, die Dortchroniken, die Laienspielgruppen . . .

Viele von den Zirkeln sind – das wollen wir nicht verschweigen – auf administrativem Wege entstanden. Viele von ihnen verharren deshalb auch in „statistischem“ Zustand. Es wurde ein „fahrender Schriftsteller“ für sechshundert Mark Monatsgage eingestellt. Man läßt ihn den Zirkel betreuen, und die liebe Bürokratenseele hat Ruh. Direktor, Parteisekretär oder Gewerkschaftsvorsitzender kümmern sich nicht um die literarischen Erzeugnisse, die in ihrem Betrieb hergestellt werden.

Ich will durch diese scharf pointierte Schilderung von noch vorhandenen Mißständen nicht in den Verdacht geraten, daß ich die Bewegung *Kumpel, greif zur Feder!* unterschätze. Ich war selber schreibender Arbeiter und bin der Meinung, daß es in unserer Zeit der Wandlungen, des weltanschaulichen Ringens und der ökonomischen Kämpfe nicht genug Aufschreiber und Chronisten geben kann. Wenn aber auch vieles geschrieben wird, muß vieles nicht unbedingt gedruckt werden. In meiner Gartenlaube steht eine Bauernlade. Sie ist gefüllt mit Manuskripten, die nie gedruckt wurden. Das ist mein Privatmuseum. Viel Papier, viel Worte und wenig Sinn.

Einige Kulturredakteure unserer Tages- und Wochenzeitungen sollten über dem schreibenden den lesenden Arbeiter nicht vergessen. Der lesende Arbeiter will nicht Sonntag für Sonntag die Selbstverständigungen und das gut gemeinte Gestammel seiner Arbeitskollegen aus der anderen Abteilung lesen. Darüber kann er sich mit seinem Nachbarn in der Frühstückspause unterhalten. Oder sind jene Kulturredakteure wirklich der Meinung, die gut gemeinten Arbeiten erhalten eine höhere Qualität, wenn sie von ihnen fertig gedichtet und dann gedruckt werden?

Ich sage das alles nicht aus Spottfreude, sondern aus Besorgnis. Der gute Anfang ist da. Einige Betriebe und Bezirke haben Anthologien mit beachtenswerten Versuchen von schreibenden Arbeitern herausgegeben. Wir kennen das Bändchen mit Gedichten von Werner Barth, dem Hüttendichter der Max-Hütte... Wir dürfen die Menschen nicht verführen, sauerteigloses Brot zu backen, wir dürfen ihnen nicht Wasser als Wein reichen.

Was ist denn der tiefere Sinn des Aufschreibens von Menschenwandlungen und ökonomischen Kämpfen? In nicht allzu langer Zeit wird der eine oder der andere schreibende Arbeiter aus den Betrieben zu der nicht leichteren Arbeit eines Schriftstellers überwechseln. Dann wird gerade er die Notizen aus den Brigadetagebüchern, alle von seinen Kollegen aufgeschriebenen Episoden, alle halbfertigen Gedichte und Herzensäußerungen künstlerisch überhöht in einem Betriebsroman verwenden können, den nur er schreiben kann, weil er die Verhältnisse und die Poesie seines Betriebes kennt.

Um aber zu diesem erstrebenswerten Zustand zu gelangen, muß die literarische Arbeit in den Zirkeln an Qualität gewinnen und anspruchsvoller werden. Ein Arbeiter, der sich mit Literatur und Kunst beschäftigt, wird in größerer Harmonie mit sich und der Umwelt leben.

Für einen sehr gelungenen Versuch, viele Werktätige mit den Belangen der Kunst vertraut zu machen, sie schöpferisch einzubeziehen und zu harmonisieren, halte ich das Unternehmen unseres Freundes Kuba in Ralswiek. Wer die Zuschauer, die Mitspielenden und Mitgestalter aus dem Volke bei diesen Festspielen beobachtete, wird eingestehen müssen, daß dort

etwas Neues entstanden war. Der Beobachter wird auch Gelegenheit gehabt haben, festzustellen, daß die Bewegung *Kumpel, greif zur Feder!* nicht immer auf das Schreiben ausgehen muß. Kuba ist freilich eine aus unserem literarischen Leben nicht wegzudenkende Potenz. Was er tut, tut er mit proletarischem und poetischem Feuer, mit echter dichterischer Naivität. Das kann manchmal unbequem sein, doch ich meine, daß wir Kuba zumindest soviel Aufmerksamkeit schuldig sind wie anderen Schriftstellern, die sich bewußt schwierig machen! Ich meine, wenn jemand imstande ist, unsere jungen Talente zu beflügeln, dann ist das Kuba.

Vom Schriftsteller und vom werktätigen Leben

Der Werktätige ohne künstlerische Betätigung leidet an einem Mangel, ob er es weiß oder nicht, ob er es eingesteht oder nicht. Der Künstler, der die manuelle Arbeit aus seinem Leben ausschließt, leidet an einem Mangel, ob er es weiß oder nicht, ob er es eingesteht oder nicht. Unsere Gesellschaftsordnung sorgt dafür, daß es in beiden Fällen kein Dauerzustand des bewußten oder unbewußten Unbehagens bleibt. Von unseren jungen Schriftstellern sind die meisten schon im Werktag unserer Republik zu Hause. Viele von ihnen werden, obwohl es an ihren Erstlingswerken noch nicht immer ablesbar ist, vollkommenere Schriftsteller sein, als wir es sind. Sie werden weniger nötig haben als einige von uns, auf die „Reinheit ihres Berufes“ zu pochen.

Wir haben versucht, Schriftsteller, die den Alltag der Republik zu wenig kannten, dazu zu bewegen, in die Betriebe und aufs Land zu gehen. Es gab dabei Erfolge. Ich will mich auf zwei der auffallendsten beschränken: Da ist das Schriftstellerpaar Brigitte Reimann und Siegfried Pitschmann. Ihre jüngsten Werke deuten darauf hin, daß sie zu größerer künstlerischer Harmonie gekommen sind, seit sie auf dem großen Bauplatz wohnen, den wir Schwarze Pumpe nennen.

Ein anderes Beispiel ist unser Freund Franz Fühmann. Ihm haben die Fabrikschornsteine den poetischen Horizont nicht verstellt. Er hat ihn sich nicht verstellen lassen. Wie kann's einem wirklichen Dichter an Kraft gebrechen, das zu poetisieren, was Menschenhände erschufen? Er darf doch angesichts der Mannigfaltigkeit menschlicher Arbeitserzeugnisse nicht zusammensinken, sich und seine Seele bedroht fühlen. Da begibt er sich doch seiner Mission als Dichter, denn einem echten Dichter muß es möglich sein, aus der verwirrenden technischen Mannigfaltigkeit mit der Poesie das Prinzip herauszukultern.

Wenn wir uns nun heute fragen, ob es gut war, unsere Kollegen aufzurufen, sich in den Betrieben und auf dem Lande umzusehen, dürfen wir

mit einem lauten Ja antworten. Trotzdem gibt's Gefahren dabei. Wir sind zu eifrig mit dem Generalisieren und Kanonisieren. Ein Rinderoffenstall in einer geschützten Waldgegend kann zuträglich und leistungssteigernd auf die Tiere wirken. Ein Rinderoffenstall auf umwindeter Ebene oder auf dem Plateau eines Gebirges kann die Tiere krank machen. Einem Schriftsteller, der monatelang am Schreibtisch saß und eine Arbeit mit Erfolg abschloß, zu empfehlen, als Ausgleich sich in Betrieben oder auf dem Lande umzusehen, kann richtig sein. Einen Schriftsteller aus der Arbeit am sozialen Auftrag, den er sich selber gab, herauszureißen, ist Sabotage an der Literatur . . .

Wir haben außerdem erlebt, daß junge Schriftsteller durchaus keinen Nutzen von einem Betriebsaufenthalt hatten, weil ihnen die ökonomische und politische Übersicht über das gesamte Geschehen in unserer Republik fehlte. Die jungen Schriftsteller sahen vor lauter wirklichen und eingebildeten Schwierigkeiten kaum, was in dem betreffenden Betrieb produziert wurde. Ein Schriftsteller, der nur einen Betrieb kennenlernt, kann zudem auf eine sehr provinzielle und naturalistische Ebene geraten.

Von der schöpferischen und von der selbstverschuldeten Einsamkeit

Ich will noch von etwas Unpopulärem reden, nämlich von der Einsamkeit, die der Schriftsteller von Zeit zu Zeit, aber besonders in der Schaffenszeit braucht. Die Literaturgeschichte bestätigt, daß die meisten Werke der Weltliteratur zwar im Kampfe geboren, doch in einer gewissen Abgeschlossenheit zu Papier gebracht wurden. Diese Einsamkeit als wichtige Schaffensvoraussetzung wird bei uns gröblich unterschätzt. Die Dauer der Abgeschlossenheit, die ein Kunstschaffender zum Anfertigen seines Kunstwerkes benötigt, hängt von seiner Kraftfülle ab. Ich bewundere immer wieder unseren Freund Otto Gotsche, der einen Roman in vier bis sechs Wochen herunterschreibt. Das ist Kraft! Freilich ist Otto Gotsche seiner sonstigen Funktionen wegen mehr oder weniger zu solchen geballten Arbeitsleistungen gezwungen. Ich bin überzeugt, daß auch er gern länger beim Schreiben seiner Bücher verweilen würde. Man kann an den sehr starken Stellen in Otto Gotsches Büchern zudem erkennen, daß er künstlerisch noch Größeres leisten könnte, wenn ihm genug Zeit zur Verfügung stünde. Trotz allem bleibt die Leistung eine Einmaligkeit. Sie kann nicht zum Maßstab für die Entstehungszeit von Romanen anderer Schriftsteller gemacht werden . . .

Da ist zum Beispiel Dieter Noll. Seine Parteigruppe sorgte sich um ihn,

weil er nicht mehr die Gruppenversammlungen besuchte, ja wohl gar ver-
gaß, seine Beiträge zu entrichten. Nach meiner Meinung war die „Sorge“
der Gruppe zu oberflächlich; denn man erwog, Noll aus der Arbeit an sei-
nem Roman herauszureißen und ihn in einen Fabrikbetrieb zu schicken, da-
mit er wieder Anschluß ans Leben gewänne. Dieter Noll war sehr beun-
ruhigt. Er wandte sich hilfesuchend an Kollegen. Nun ist sein Roman fertig,
sogar ein zweiter Band ist schon in Arbeit. Der Roman ist gut. Alle loben
Noll für seine Leistung.

Man muß bei Schriftstellern und Künstlern immer mit solchen Eruptionen
rechnen. Ihr Anliegen, das sie der Gesellschaft mitzuteilen haben, wird so
groß, daß alles andere um sie herum für eine Zeitlang unwichtig wird. Das
muß erlaubt sein! Das müssen wir verstehen, wenn es uns mit der Forde-
rung nach großer Kunst wirklich ernst ist. Die Rechnung mag sich jeder
selber aufmachen: Was nützt der Gesellschaft mehr: die schematische An-
wesenheit (denn um mehr handelt es sich in solchen Fällen nicht) eines
Schriftstellers auf einigen Versammlungen oder die Arbeit an einem Buch,
das sich an Hunderttausende Menschen in unserer Republik und im Aus-
land wendet und sie (wie im Falle von Dieter Noll) zum Nachdenken über
die fehlerhafte Vergangenheit veranlaßt?

Es gibt eine andere Abgeschlossenheit, die mit der schöpferischen Ein-
samkeit nichts zu tun hat. Von ihr werden Schriftsteller, auch andere Leute
befallen, die sich zum fortschreitenden sozialistischen Leben in unserer Re-
publik verhalten wie ein Reisender, der zu spät auf den Bahnsteig kommt.

Vom Poetisieren

„Der Kuckuck kommt, wenn er sich am jungen Birkenlaub satt fressen
kann, und ruft, bis die erste Kornpuppe auf dem Felde steht.“ So sagen un-
sere Bauern. Das, meine ich, ist Volkspoesie. Und diese Volkspoesie müßten
uns gerade unsere schreibenden Arbeiter und Bauern wieder in die Lite-
ratur bringen. Statt dessen dressieren wir sie auf akademische Gedichte.
Manche unserer Schriftsteller würden schreiben: „Die Balzzeit des Kuckucks
währt von etwa Ende April bis etwa Mitte Juni.“ So steht's auch im
Zoologiebuch. „Ja“, sagen jene Schriftsteller, „der Bauernspruch ist zwar
poetisch, doch wissenschaftlich nicht haltbar. Der Kuckuck frißt keine
Birkenblätter. Der moderne Schriftsteller muß wissenschaftlich gebildet
sein!“

Da beginnt die Kalamität, die mir fast täglich aus Leser- und Schüler-
briefen entgegentritt. Unser Literaturunterricht an den Schulen ist zum Teil
amusisch geworden. Wir vermischen in unseren Tagen beständig Wissen-

schaft und Kunst. Manchmal kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, als ob einige unserer Literaturwissenschaftler mithelfen, diese Verwirrung zu vervollkommen. Wenn wir uns als Schriftsteller und Dichter einer konsequent wissenschaftlichen Ausdrucksweise befleißigen wollten, dann dürften wir auch nicht mehr schreiben: „Es regnet“, sondern: „Es sinkt H_2O herab.“ Die Sonne dürfte in unseren Werken nicht mehr auf- und der Mond nicht mehr untergehen, kurzum, wir brauchten keine Literatur mehr. Der Genosse Kurella hat vor einiger Zeit mit einem sehr guten Artikel im „Sonntag“ bereits versucht, die Belange von Kunst und Wissenschaft zu ordnen, doch ich höre eine Anzahl Laienkritiker munter im alten Stil weiterplappern.

Predige ich dem unwissenschaftlichen Schriftsteller das Wort? Keinesfalls. Schlimm wär's, wenn ich selber glaubte, der Kuckuck fräße Birkenlaub und die Kuh ernähre sich ausschließlich von Butterblumen. Schlimm wär's, wenn ich poetisch von Armen und Reichen spräche, nicht von Ausgebeuteten und Kapitalisten, und der Poesie zuliebe auch an die Beständigkeit von reich und arm glauben würde. Aber daß ich das hinter meiner Poesie nicht glaube, daß ich nicht an den Birkenblätter fressenden Kuckuck glaube, geht doch aus der Haltung und den Taten der von mir dargestellten Menschen, geht aus den gesellschaftlichen Verhältnissen, die ich schildere, hervor.

Auch in der Stadt gibt es Poetisierungen. Ich halte die Bezeichnung „Feuerstuhl“, die bei unseren jungen Leuten die Runde macht, durchaus für eine gültige Poetisierung des Motorrades. Ich halte auch die Tierschwänze, die unsere Jugendlichen an ihre Fahr- und Motorräder binden, für eine Art Poetisierung. Sie denken dabei an die fliegenden Schweife dahinjagender Pferde. Was diesen Jugendlichen fehlt, geben sie ja auch durch ihre Kostümierung als amerikanische Viehhirten zu erkennen. (Vielleicht ist das ein kleiner Hinweis für die Sektion Pferdesport bei der Gesellschaft für Sport und Technik!)

Wir dürfen, glaube ich, nicht allzu ungehalten sein, wenn die Jugend unsere Embleme und Symbole, die ja auch ein Ausdruck von Volkspoesie sind, nicht mehr versteht. Es ist eine Eigenart solcher Embleme, daß sie im allzu täglichen Gebrauch sich abnutzen. Die Jugend sucht nach neuen poetischen Emblemen, um ihr Lebens- und Zeitgefühl auszudrücken.

Wir klagen über die geringe Auflagenzahl unserer Gedichtbände, über den Mangel an lyrischem und poetischem Verständnis bei der Jugend im allgemeinen. Ich glaube, daß das nicht an unserer Jugend, sondern an uns liegt. Ebenso wenig wie wir die Poesie der Technik erschlossen haben, vertiefen wir uns in die Poesie der heutigen Jugend.

Natürlich hat die Jugend ein feines Ohr und sträubt sich gegen das Pa-

thos, selbst wenn es noch so edler Art ist. Aber ist nur die Jugend mit Pathos übersättigt? Ist das Mißtrauen gegen Pathos nicht gerade in unserem Lande historisch bedingt? Ich möchte diese Pathosfeindlichkeit lieber als Station eines Heilungsprozesses gewertet wissen. Inzwischen aber können wir die Zeit nicht mit Maulen und Resignieren verbringen, sondern müssen unsere Welt auf ihren Poesiegehalt abforschen.

Der Dichter sollte der Herold der Schönheit sein. Gibt es in unserem gesellschaftlichen Leben und in unserer Industrie keine Schönheit? – Die leuchtenden Augen der Sieger im Wettbewerb. Die Menschen beim Umzug am 1. Mai. Die Freude in den Gesichtern der Genossenschaftsbauern, wenn der Wert ihrer Arbeitseinheit steigt. Der schöne Turm des Fernsehsenders. Der Glanz des neuen Hauses. Die zweckmäßige Schönheit eines Kleidungsstückes. Die technische Schönheit der Abraumförderbrücke. Die Schönheit der friedlichen Weltraumrakete.

Aber auch die alten poetischen Requisiten sind ja nicht verschwunden. Wir haben die flüsternden Bäume nicht abgeholzt. Immer noch grasen Kühe und Rehe auf Wiesen, und die Zugvögel meiden uns nicht, weil wir den Sozialismus aufbauen.

Der Mähdrescher fügt sich in die Landschaft ein, wie es Telegraf- und Elektroleitungen schon lange tun. Was ist schöner: Hundert gebückte, schwitzende Mäher oder ein Mähdrescher, auf dem der Mensch wie auf einem Throne sitzt und den Motorenkräften gebietet? Für das erste Bild können nur Romantiker schwärmen, die nie in der Sommerhitze die Sense schwangen.

Nun darf aber der Mähdrescher in unseren Werken nicht so groß werden, daß er den Himmel verdunkelt, und der Mensch, sein Erfinder, darf in unseren Werken nicht klein wie die Schraubenmutter am Lenkrad des Mähdrescher-Ungetüms werden. Noch immer erhebt sich auch über dem Mähdrescher der hitzehohe Erntehimmel. Noch immer bekommt auch der Fahrer des Mähdreschers Durst. Noch immer hat er eine Liebste, und die Bäume am Feldrand spenden Schatten wie früher. – Sobald das alles jedoch in unseren Werken keinen Platz mehr findet, sobald wir uns vom Mähdrescher die Poesie weghypnotisieren lassen, sind wir noch nicht das, was wir sein sollten: Dichter, die Herolde der Schönheit.

Vom Neuerertum in der Literatur

Ebenso wie wir uns vom Traktor und dem Mähdrescher nicht hypnotisieren lassen dürfen, weil sie nicht Dinge an sich sind, sondern sich in die Landschaft und in unser Leben einpassen oder die Landschaft nach dem

Menschenwillen verändern helfen, so dürfen wir uns auch nicht von der friedlichen Rakete und dem Raumschiff beirren lassen. . .

Die Erde fährt durch den Weltraum. Der Mensch sendet eiserne Tauben aus und harrt ungeduldig ihrer Rückkehr. Er wartet auf ein Ölblatt von Brüdern auf anderen Sternen.

Wir alle sind glücklich über den astronautischen Erfolg, über den Welt-erfolg unseres sowjetischen Brudervolkes. Man kann die Begeisterung verstehen, denn wer von uns war nicht begeistert? Man kann auch verstehen, daß im Ansturm der Gefühle von einer Weltraum- oder von einer astronautischen Literatur gesprochen wurde. Nirgendwo würden sich unsere Schriftsteller lieber der Praxis zuwenden wie auf diesem Gebiet. Allein, wenn wir in einer ruhigen Stunde die literarischen Forderungen betrachten, die in diesem Zusammenhang an uns gestellt werden, so müssen wir feststellen, daß wir doch noch ein bißchen auf der Erde bleiben sollten. Noch ist ein großer Teil der Menschheit nie mit einem Flugzeug von einem Land in das andere geflogen. Es ist noch allerlei auf der Erde in Ordnung zu bringen. Wir werden nicht so bald arbeitslos werden, wenn wir hier auf der Erde bleiben. Und vor allem: Für die Literatur und für die Kunst wird der Mensch doch das Wichtigste bleiben, ob er sich nun auf der Erde oder irgendwo im Weltenraum befindet. Es wird uns solange etwas unheimlich im Weltenraum sein, wir werden etwas frieren, bis wir auf fernen Planeten uns selber in der Gestalt eines Menschenbruders begegnen. Von diesem geheimen Wunsch wird unser Vordringen in den Weltenraum auch genährt.

Eines darf uns mit Freude erfüllen: Die bürgerliche Literatur, dabei denke ich nicht nur an die Schundliteratur, hat ein gespenstisches Bild vom künftigen Weltraumfahrer entworfen. Der Entwurf wurde von dem menschlichen Menschen Juri Gagarin zerstört. Nicht ein Roboter, ein seelenloser superman schaut uns vom Foto her an, sondern ein russischer Mensch, ein Menschenbruder, den man gern an sein Herz drücken möchte. Und auch die Menschen, die Juri Gagarin in den Weltenraum folgen werden, werden nicht gespenstisch, nicht „übermenschlich“ ausschauen.

Es gibt Schriftsteller, die schreiben: „Die Sonne ist rund, sie ist feurig-flüssig, sie hat Flecke . . .“ Das sind Behauptungen, die stimmen. Dafür verbürgt sich die Naturwissenschaft. Man kann sie in jedem naturwissenschaftlichen Lehrbuch, zuweilen sogar mit mehr Schneid geschrieben, vorfinden. Schriftsteller, die solche Tatsachen nacherzählen, sind denn auch keine eigentlichen Künstler.

Dann gibt es Schriftsteller (eine Anzahl von ihnen lebt ein wenig westlich von uns), die schreiben: „Die Sonne ist eckig, sie ist eine rote Hirnmasse, sie ist gar nicht da, wenn wir nicht da sind. Die Sonnenflecke sind

verkalkte Gehirnzellen ...“ Das sind Behauptungen, die nicht stimmen. Die Naturwissenschaft verbürgt sich nicht für sie. Trotzdem finden solche Schriftsteller ihre Bewunderer. Die Bewunderer sind Leute, die sich tolerant nennen, die sich keinesfalls nachsagen lassen wollen, daß sie zu spät gekommen seien, wenn doch festgestellt werden sollte, daß die Sonne eckig und kleberig ist. Ihre Prädikate für ausgefallene literarische Fabrikate kennt man: „Wie originell! Wie frech! Wie non-conform!“

Und dann gibt es Schriftsteller, die einfach sagen, was sie beim Anblick der Sonne empfinden, was sie mit ihrem Wissen um die naturwissenschaftlichen Eigenheiten der Sonne empfinden. Mit ihnen und ihrer Aussage solidarisiert sich der größte Teil der literarisch und künstlerisch interessierten Menschen, weil sie Ähnliches beim Anblick der Sonne fühlen. Solche Schriftsteller sind nach meiner Meinung Künstler. Wenn sie dazu noch unkonventionelle Worte finden, um ihre von Tatsachen genährten Gefühle darzutun, so sind sie große Künstler.

Vom positiven Helden

„Laßt nur den die Dornen sehen, der Augen für die Rose hat“, sagt Tagore. Bei unserem Aufruf *Schriftsteller, heran ans tätige Leben!* ist's uns unterlaufen, daß wir auch solchen Schriftstellern, die keine Augen für die Rose hatten, empfohlen, in den Garten zu gehen. Man versteht, was ich meine: Sie waren ungeschult in der Dialektik. Und wer sich nicht müht, die Dialektik in unseren Lebensvorgängen aufzuspüren, dem gehen auch die Augen für die Rose niemals auf. Er verfitzt sich in den Dornen, schwitzt (oft sogar ehrlich) zwischen Schwierigkeiten und sieht die Rose oberhalb seiner Augen nicht.

Aus einem Flugzeug heraus gesehen, scheint das auf der Landstraße dahinfahrende Auto stillzustehen. Im Auto sitzend gewahren wir, daß es mit hundert Kilometer Stundengeschwindigkeit dahinfährt. Nähe und Abstand sind es also, die das unterschiedliche Empfinden von Bewegung in uns auslösen. Es gibt aber einen Punkt, in dem sich Nähe und Abstand schneiden. Auf diesem Punkte sollte der Realist stehen. Der Naturalist sitzt im Auto am Fenster. Er sieht die Bäume am Straßenrand. Sie scheinen ihm vorbeizurasen, und er sagt: „Eine rasende Welt!“ Der Schematist sitzt neben dem Naturalisten im Auto. Er schaut aber nicht zum Fenster hinaus, sondern liest die Geschwindigkeit vom Tachometer ab. Für den Formalisten ist das Auto überhaupt nicht da. Er kurvt etwas höher als das Flugzeug in den Wolken und hält die Erde für einen amüsanten Fliegendreck auf Gottes Daumennagel ...

„Der positive Held darf kein Engel, sondern muß Mensch unter Menschen sein“, sagt man mit Berechtigung. Nun kommt der Schematist, schneidet dem Engel die Flügel ab und steckt ihm einen Propeller hinten an. „Immer noch genug Engel“, sagt der Schematist. „Er hat ja noch den Engelsrock!“

Da kommt der Naturalist, zieht dem Engel den Engelsrock aus und stellt ihn an einen Baum zum Verrichten seiner Notdurft. Nun ist der Engel nach der Meinung des Naturalisten endlich ein Mensch, denn man kann alles Menschliche an ihm sehen.

Ich bin dafür, daß der *positive Held* Mensch unter Menschen ist. Um meinem Leser sein Heldentum trotzdem glaubhaft zu machen, muß ich mich bemühen, vorzuführen, wie der Mensch unter Menschen zu seiner Heldentat für die Gesellschaft kommt; und das Quant für Quant, bis zu dem Punkt, wo sein gesellschaftlich nützliches Tun sich so verdichtet und anreichert, daß es in Heldentum umschlägt. Weiter ist eigentlich nichts zu tun. Trotzdem ist's schwer, und man muß im tätigen Leben zu Hause sein. Für den *sozialistischen Realismus* gilt die Forderung, daß mindestens ein *positiver Held* im Werke ist – der Verfasser.

Im übrigen fährt der Zug der neuen deutschen Literatur auf der richtigen Strecke. Man kann's an den Wegweisern ablesen, die die jüngsten Werke unserer Schriftsteller sind. Der Zug fährt durch Neuland. Da darf man nicht allzu überrascht sein, wenn hin und wieder ein wild gewordener Rehbock auf die Schienen springt und bellt. Er kann den Zug mit dem Gebell nicht aufhalten. Die Station, die wir ansteuern, heißt: *Sozialistische Nationalliteratur*.

UNSERE KÜNSTLERISCHE FREIHEIT

Auszug aus dem Diskussionsbeitrag

In unserer Debatte ist die Frage nach dem Realismus aufgeworfen worden. Ich glaube, es gibt eine einfache Antwort. Man braucht nur die auf dem Kongreß genannten und besprochenen neuen Werke unserer älteren bewährten Autoren und ihrer jungen Kollegen zu nehmen, und man hat die Antwort. In diesem Wirken wird aus der Erfahrung eines neuartigen Lebens heraus jene Art der künstlerischen Darstellung der Wirklichkeit erweitert und bereichert, die wir als „sozialistischen Realismus“ zu bezeichnen pflegen. Eine solche immer neue Bereicherung der Literatur überhaupt und unserer deutschen Literatur im besonderen kann nur durch eine realistische, von den Ideen des Sozialismus inspirierte Literatur erfolgen.

Es lohnt sich aber, noch auf ein Sonderproblem einzugehen. Wir sind dem bei uns vor allem in der bildenden Kunst begegnet. Es ist das Problem des Schnitts durch die Wirklichkeit, den der Künstler führt, das Problem des fruchtbaren Moments. Selbstverständlich ist Kunst Eingriff ins Lebendige, Herausschneiden, Auswahl, ja Reduktion, Zurückführung auf ein Minimum von Wirklichkeitsmomenten. Aber das Geheimnis liegt im *Wie* der Auswahl, im *Wie* des Schnitts. Von zwei Rednern kam dieses Problem hier zur Sprache als Kritik an der Methode, der sich unser Kollege Günter Grass (dem Beispiel vieler westdeutscher Schriftsteller folgend) in seinem Roman „Die Blechtrommel“ bedient hat. Es geht darum, auf welcher Ebene, in welcher Richtung man den Schnitt durch die Wirklichkeit legt, um einen echten Einblick in das Ganze zu bekommen. Entscheidend und wichtig ist dabei die Wahl des Beobachtungsträgers oder des Prismas, dessen man sich bedient, um Wirklichkeitsfragmente zu einem Bild der ganzen Wirklichkeit zusammenzuraffen. Das Beispiel von Karl-Heinz Jakobs, das ich anführte, zeigt, daß der „Beobachtungsträger“ durchaus nicht immer ein ausgemacht „positiver Held“ zu sein braucht, um der Wirklichkeit ihren positiven Kern abzugewinnen. Die Wahl des Mediums und des Ausschnitts geschieht meistens schon in Form des Einfalles, über den der Künstler keine Macht hat. Aber erstens kann man zwischen verschiedenen Einfällen wählen, und zweitens erhält jeder Einfall noch viele widersprüchliche Möglichkeiten. Begeht der Künstler hier einen Fehler, so

ist nichts mehr zu retten. Auch ich bin der Meinung, daß Günter Grass sich für die Wahl seiner zentralen Figur, des kindischen Monstrums mit der Blechtrommel, von vornherein Grenzen gesetzt hat, die seiner offenbar kritischen Absicht die Stoß- und Schlagkraft genommen, seine Breitenwirkung sehr eingeengt und letzten Endes die künstlerische Substanz seines Vorwurfs verwässert haben.

In der bildenden Kunst sind wir im vergangenen Jahr bei der Auseinandersetzung über einige Kunstwerke auf das Problem des „fruchtbaren Moments“ gestoßen. Es ist eine Lessingsche Frage, und es geht darum, die Kritik Lessings an der für ihn zeitgenössischen Kunst, die der neuen bürgerlichen Kunst den Weg bahnte, auf unsere neue Situation und ihren Inhalt anzuwenden. In der Literatur hängt das „fruchtbare Moment“ sehr eng mit der Fabel zusammen, und der Verzicht auf eine Fabel im klassischen Sinn, wie er in der modernen westlichen Literatur zum Dogma zu werden droht, verurteilt den Künstler zum Verlust seiner Souveränität dem Leben gegenüber. Das klingt paradox. Aber erst durch die Bindung, die der Künstler sich durch die Wahl einer Fabel auferlegt, gewinnt er völlige Freiheit über den Stoff! Das gerade spürt man bei den Büchern, die ich hier besprochen habe. Sie zeichnen sich durch die Klarheit und Fruchtbarkeit der Wahl des Schnittes aus, den sie in die Wirklichkeit tun, durch die Art des Weglassens und der Konzentration auf eine begrenzte Zahl wichtiger, lebensmäßig miteinander verbundener Dinge.

Das ist eine neue Freiheit, die unserer Literatur sehr zugute kommt. Auch im Leben ist sie Resultat einer Bindung, jener Bindung, die die Künstler sich auferlegen, indem sie nach immer neuen Formen zur Überwindung der Trennung zwischen Künstler und Volk suchen, unter der wir bis heute noch zu leiden haben.

Auf dem IV. Kongreß sprach Genosse Walter Ulbricht unter anderem davon, daß die Schriftsteller ihre Lebensgewohnheit ändern müßten, weil sie anders nicht weiter könnten. Gemeint war, daß der Bohemien als Idealtyp des Künstlers, der sich um jeden Preis von der Gesellschaft isoliert, ihre Lebensregeln verachtet und in dieser Selbstisolierung und grundsätzlichen Verneinung alles Üblichen die Vorbedingung für die Befreiung seines Schaffens sieht, heute nicht mehr kunsthändig ist. Es wird diesen Typ von Individualisten auf allen Ebenen unserer Gesellschaft noch ziemlich lange geben. Und wenn wir sagen, daß wir in ihm nicht mehr den Urtyp des Künstlers par excellence sehen können, so bedeutet das nicht, daß unsere Künstler Mönche oder Spießer, Quietisten oder „Untertanen“ sein sollen. Es handelt sich um die Grundhaltung unserer Künstler zum Leben. Und hier hat sich gerade bei den jüngeren Künstlern Entscheidendes geändert. Man spürt es an ihren Werken.

Das ist eine echte Umstellung, die für den einzelnen auch manche Härte mit sich gebracht hat. Sie werden aufgewogen durch die Weite des Horizonts und die Tiefe der Lebenserfahrung, die der Künstler gewinnt, wenn er sich entschlossen und auf die Dauer „unter das Volk“ begibt.

Hier treten an jeden Künstler früher oder später Probleme heran, die wir schon aus der Frage „Kann man über alles schreiben?“ kennen, einer Frage, die Anna Seghers gültig beantwortet hat. In einer etwas komplizierteren Form ist eine ähnliche Frage hier von unserem westdeutschen Kollegen Peter Hamm gestellt worden. An die Aufforderung von Anna Seghers anknüpfend, „den Dingen auf den Grund zu gehen“, fragt er: Kann jemand, der den Dingen auf den Grund geht und dabei feststellt, daß die Dinge auf dem Grund anders sind als seine Vorstellungen, noch partiell schreiben? Anders gesagt: Wer „alle Leiden, alle Freuden ganz“ beschreiben will (auch davon hat Anna Seghers gesprochen), könne nicht so schreiben.

In dieser ganz abstrakten Form ist die Frage nicht zu beantworten, es sei denn durch eine ebenso abstrakte allgemeine Antwort. Und die lautet: Wenn Vorstellungen und Dinge in Widerspruch geraten, sind nicht die Dinge schuld, sondern nur die Vorstellungen. Aber da die Dinge ja keinen Grund (im Sinne der Frage) haben und uns der „Grund“ auch nur als neue Vorstellung entgegentritt, hinter der wir (mit Recht) einen neuen, noch tieferen Grund vermuten, steht nicht Grund gegen Vorstellung, sondern neue Vorstellung gegen alte. Es kommt also jetzt darauf an, die Vorstellungen durcheinander zu korrigieren und diese Auseinandersetzung dazu zu benutzen, um zu einem guten Grund vorzustoßen, wobei die zunächst gewonnene neue Vorstellung durchaus als Ausgangspunkt und fester Boden betrachtet werden kann. Das ist ein ewiger Prozeß – der Prozeß der menschlichen und auch der künstlerischen Erkenntnis überhaupt. Wer sich ein wenig in unserer Welt, ja auch nur in der Welt des denkenden und handelnden Menschen überhaupt auskennt, der weiß, daß wir doch nur davon, nur dadurch leben, daß wir unsere Vorstellungen vom Leben ständig in der Auseinandersetzung mit dem Leben selber und den neuen Vorstellungen, die es uns gibt, korrigieren. Was ist mein, was ist Ihr Leben anderes als eine solche ständige Korrektur, bei der dann jeweils das Handeln den letzten Ausschlag gibt, beim Künstler das schöpferische Handeln, das Dichten?! Alles andere wäre Stillstand und Tod. Aber Kunst ist Leben, und wir sind da wieder bei der Kardinalfrage des Künstlers überhaupt: beim unendlichen Prozeß des Schaffens. Um es einmal ganz einfach beim Namen zu nennen: Während ich hier Christa Wolfs „Moskauer Novelle“ rühmte, wußte sie schon, daß das kein ganz gutes Buch ist und daß die künstlerischen und menschlichen Vorstellungen, die es tragen, nach Zerstörung

verlangen – und ich weiß es auch und habe trotzdem recht, wenn ich eben dieses Kunstwerk lobe.

Wenn unsere jungen Schriftsteller soviel Neues entdecken können, dann deshalb, weil sie durch die Änderung ihrer Lebenserfahrungen in einen anderen, neuen Prozeß des ständigen Kampfes ihrer Vorstellungen von der Wirklichkeit hineingezogen worden sind als früher. Die Briefe, die ich bekommen habe, und die Gespräche, die ich geführt habe, bestätigen, wie schmerzhaft, ja manchmal tragisch dieser große Kampf um die neue Kunst für den einzelnen ist. Aber aus diesem großen Prozeß des „Anders-werdens“, wie es Johannes R. Becher nannte, kam jenes tiefe Verständnis für die eigentlichen Vorgänge in unserem Leben, das mit der Veränderung in den Gefühlen und Gedanken bei allen Menschen, auch beim Schriftsteller in seinen lebendigen Personen und künstlerischen Gestalten die Möglichkeit hervorbringt, Wirklichkeit mit den Mitteln der Kunst neu zu erfassen und allen zum Bewußtsein zu bringen. Das macht uns das Schaffen unserer jüngeren Künstler so lieb und so wertvoll. Und unseren Bürgern der DDR hier im Saale ist es nichts Neues, wenn ich sage, daß hier die Berührungspunkte unserer Kunstentwicklung mit den Gedanken über die Aufgaben unseres Staates und die Bedeutung ihrer Lösung für ganz Deutschland liegen, die Genosse Ulbricht in der Erklärung des Staatsrates ausgesprochen hat. Es ist auch kein Zufall, daß Genosse Hermlin sich bei einer der ernstesten und schönsten Stellen seines Beitrages zur Diskussion auf diese Rede beziehen konnte.

*

Lassen Sie mich zum Schluß noch auf eine Eigentümlichkeit unserer Diskussion hinweisen.

Wir sogenannten alten Schriftsteller gehören fast alle seit langen Jahren der Arbeiterbewegung an, waren Mitglieder der Sozialdemokratie, der KPD, haben an vielen großen Kämpfen, an Niederlagen, an Siegen teilgenommen und setzen heute ihren Kampf um ein besseres Deutschland in den Reihen der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands fort. Es ist nicht verwunderlich, wenn wir davon sprechen, daß wir unsere bessere Fähigkeit, auch unsere Eigenart als Künstler, unser ständiges, nicht immer einfaches und nicht konfliktloses Ringen um die künstlerische Gestaltung unserer Epoche, der Partei der Arbeiterklasse verdanken. Auf diesem Kongreß haben wir, und zwar aus dem Munde und durch das Werk unserer jüngeren Kollegen gehört und gespürt, daß auch sie sich zu dieser Partei bekennen und erklären, daß sie den entscheidenden Teil ihrer Erfolge der ideellen und moralischen Hilfe dieser Partei verdanken. Wir haben solche Bekenntnisse hier in verschiedenen Tonarten, pathetisch, sachlich und hu-

morvoll gehört. Das waren Bekenntnisse zu dem, was wir die politisch-moralische Einheit unserer Gesellschaft, unseres Volkes hier, auf dem Boden unserer Republik nennen. Der Kongreß war alles in allem eine eindrucksvolle Bestätigung dieser Einheit und ihrer Fruchtbarkeit für die Kunst.

In den vorbereitenden Aussprachen zu diesem Kongreß ist einmal als Frage aufgetaucht, ob unsere bewegte Gegenwart der Kunst günstig sei. Wir können die Frage beiseite schieben – der Kongreß selber war und ist die Antwort.

Wir haben der Jugend, unserem schriftstellerischen Nachwuchs, auf dem Kongreß einige Vorschüsse gegeben, mit Recht. Ich glaube nicht, daß unsere Kollegen das Lob als Vorschußlorbeeren aufgefaßt haben. Bei aller Kraft, die sich in den Werken der Jugend äußert, sollten wir ihren Schultern doch nicht zu viele Lasten auferlegen. Sie werden einen bedeutenden Platz in unserer Literatur und im Leben unseres Verbandes einzunehmen haben und sich darauf vorbereiten müssen, mit den Jahren in aller Tiefe und Breite das große Erbe unserer deutschen Literatur überhaupt und das Erbe unserer revolutionären sozialistischen Vorhut, das Erbe der „Älteren“, anzutreten. Für diese Zeit wächst aber auch die Rolle der Schriftsteller der mittleren Jahrgänge, die ja in unserer Literatur in ebenso geringer Zahl vertreten sind, wie sie uns überall im Leben fehlen. Sie werden bei der weiteren Entwicklung unserer Literatur in den verschiedenen sich abzeichnenden Richtungen noch eine ganze Weile eine führende und lenkende Rolle spielen müssen. Von ihnen wird viel verlangt werden. Und auch wir Alten können uns nicht einfach zurückziehen. Die Kunst- und Lebenserfahrung der revolutionären Kämpfer, die wir verkörpern – warum sollten wir das verschweigen? –, ist unserer Literatur, glaube ich, noch vonnöten.

Die letzten Jahrzehnte haben uns neue Einsichten in die Rolle und Funktion des Künstlers in unserer Zeit vermittelt.

In Zeiten wie den unseren, die im Zeichen des Übergangs aus einer Welt-epoche in die andere stehen, muß jeder Mensch sich selbst, seine Haltung der Welt gegenüber und seine Stellung zur Gesellschaft ständig neu überprüfen, auch der Künstler.

Die Künstler, insbesondere die „Meister des Wortes“, haben zu allen Zeiten – mit mehr oder weniger Berechtigung in der Praxis – den Anspruch erhoben, kraft der künstlerischen Phantasie und der schöpferischen Ahnung den Dingen auf den Grund gehen und in die Zukunft voraussehen zu können, Kündiger, Mahner und manchmal Warner zu sein. Und echte, große schöpferische Begabung berechtigt und ermächtigt den Künstler in der Tat, eine solche Rolle in der Gesellschaft zu spielen.

Mit der modernen sozialistischen Gesellschaft sind nun aber in Gestalt der Lehre des Marxismus-Leninismus ein theoretisches Rüstzeug, eine Denkweise und Weltanschauung entstanden, die eine tiefere Erkenntnis vom Zusammenhang der Dinge und eine wissenschaftliche begründete Vorausbestimmung der Zukunft zum Prinzip der Politik, der Staats- und Menschenführung haben werden lassen.

Die gleiche Entwicklung hat in den Massen des werktätigen Volkes und der mit ihm fest verbundenen Intelligenz neue geistige, seelische, sittliche und kulturelle Kräfte und Potenzen freigelegt und zur Entfaltung gebracht, die der voraussehbaren Zukunft und den in ihr beschlossenen menschlichen Beziehungen neue Inhalte, neue Qualitäten, neue Farbe verleihen.

Unter diesen Umständen kann auch der Künstler seine hohe gesellschaftliche Mission, Bildner und Gestalter, Scher und Kündler, Mahner und Warner zu sein, nur dadurch ganz erfüllen, daß er sich die herrschend gewordene sozialistische Weltanschauung schöpferisch zu eigen macht und sich mit den neuen Strömungen und Kräften im Leben des Volkes unlöslich verbündet. Von diesem Geist inspiriert und von diesen Kräften getragen, werden schöpferisches Genie und künstlerische Phantasie stets einen unschätzbaren und durch nichts zu ersetzenden Faktor der sozialistischen Höherentwicklung der Menschheit bilden.

Ich denke, in diesem Sinne können wir auch die Botschaft verstehen, die unsere Partei an den Kongreß gerichtet hat. Der ganze Verlauf des Kongresses hat gezeigt, daß unsere Schriftsteller von dem Willen und der Bereitschaft getragen sind, so mit den führenden Kräften unseres Landes und unserer Republik, mit der Regierung unseres Staates und der Führung unserer Partei zusammenzuarbeiten, daß ihr Schaffen ein immer wirkungsvollerer Beitrag zur Lösung der Aufgabe wird, die uns der Kampf um eine friedliche, bessere Zukunft unseres gemeinsamen Vaterlandes stellt.

MACHT UND OHNMACHT EINER LITERATUR

Ich will mit einem Wort beginnen, das Sie wahrscheinlich erschrecken wird: „Sind wir als Schriftsteller für oder gegen den deutschen Bürgerkrieg, zu dem Vorbereitungen getroffen werden.“ – Der Satz ist ein Zitat, er ist von Hans Magnus Enzensberger und wurde vor einigen Wochen während der Diskussion zwischen den Angehörigen des Deutschen PEN-Zentrums Ost und West und Schriftstellern aus der Bundesrepublik formuliert. Eine merkwürdige, eine erschreckende, eine alarmierende Frage. Auch eine notwendige? Ja, eine äußerst dringende, notwendige Frage. Stellten wir allen deutschen Schriftstellern, ob in der Deutschen Demokratischen Republik oder in der Bundesrepublik, diese Frage, so könnten wir sicher sein, fast alle würden sie antworten: Natürlich bin ich gegen einen solchen Krieg. Fast alle. Aber alle? Die Frage Enzensbergers ist deshalb so alarmierend und notwendig, weil es dringende Gründe für die Vermutung gibt, es fänden sich auch unter den Schriftstellern einige, die nicht so ohne weiteres glaubhaft machen könnten, sie seien entschieden gegen das Gemetzel zwischen den Deutschen. Sehen wir uns daraufhin in der westdeutschen Literatur um, stellen wir mit außerordentlicher Genugtuung fest – die Formel ist reichlich abgenutzt, aber hier am Platze: die überwältigende Mehrheit der in der Bundesrepublik lebenden Schriftsteller könnte, mit Enzensbergers Frage konfrontiert, in der Gelassenheit des guten Gewissens auf ihr Werk verweisen. Da ist die Antwort: wir wollen weder einen Bruderkrieg noch einen Krieg überhaupt. Wir stehen mit Wort und Person ein gegen das Ansinnen, uns an irgend etwas zu beteiligen, das uns wieder in ein Schlachthaus führen könnte. Wir wollen Frieden im deutschen Lande, und außer ihm den Frieden unter uns und mit allen anderen. Wir sind nicht auf Eroberung aus, uns dürstet nicht nach tödlich-törichter Revanche. Wir haben den letzten Krieg nicht vergessen, nicht den Brand in den Straßen, nicht die Schreie der Männer, der Mütter und der Kinder. Lest unsere Bücher, und ihr werdet diese Antwort finden oder wenigstens keine gegen-teilige Antwort. Wir haben keinen Grund, an der Richtigkeit dieser Auskunft zu zweifeln. Zählten wir die Namen vieler in Westdeutschland lebender Schriftsteller auf und täten wir es in Zusammenhang mit Enzensbergers Frage, so käme uns das Verfahren sogar reichlich absurd vor. Das Problem

ist nun, hat es da überhaupt einen Sinn, die Frage aufrechtzuerhalten. Ist sie, wie behauptet, notwendig? Ja, denn dieser Literatur, einer Literatur, die nein sagt zu Krieg und Bruderkrieg, steht in Westdeutschland eine andere gegenüber. Sie kann zwar kaum mit großen Namen aufwarten, aber, das ist entscheidend, mit großen Auflagen, mit riesigen Auflagen sogar. Gemeint ist die „zweite Literatur“, wie sie unser Kollege Cwojdrak genannt hat, und auch eine, die man in Anlehnung daran die „dritte“ nennen könnte oder besser vielleicht die letzte von der Qualität, nicht aber von ihrer Rolle her. Ich muß aus einem bestimmten Grunde mit ein paar Sätzen darauf eingehen. Daß Westdeutschlands Bevölkerung, vor allem seine Jugend, Jahr für Jahr mit rund 20 Millionen Exemplaren jener Literatur versorgt wird, die unter der Serienbezeichnung „Der Landser“ die jungen Gemüter unsicher macht, ist bekannt. Bekannt ist aber auch, daß es sich hierbei zum überwiegenden Teil um kaum verhüllte Plagiate – Selbstplagiate meistens – der PK-Berichte aus faschistischen Kriegszeiten handelt. Auch bekannt sein dürften oder sollten die Namen und Werke solcher Bombenbarden wie Erich Kern, Heinrich Eisen oder Konsalik oder auch Josef Martin Bauer. Die Produkte dieser Leute differieren von den Ausschreibungen des Pabelverlages lediglich durch etwas weniger Einfalt, was sie noch gefährlicher macht, durch ein bißchen mehr handwerkliches Können, was sie noch gefährlicher macht, durch mehr Heuchelei, was sie noch gefährlicher macht! Das ist keineswegs zu hoch gegriffen. Diese Literatur und Quasiliteratur ist schlechthin lebensgefährlich. Sie ist Rauschgift, aufputschend und abbauend, berauschend und zersetzend. Ein Beispiel dazu sei hier genannt, eines, an das jeder von Ihnen ein weiteres knüpfen könnte, so daß eine Würgekette aus Beispielen entstünde. Auf einer Reise durch Schleswig-Holstein hörte ich im Bus die Unterhaltung einer Gruppe von etwa zwölfjährigen Jungen. Sie spielten das Spiel „Wer weiß was“. Der erste fragte: Wo wurde die Taschenuhr erfunden? Die Antwort kam. Der zweite fragte: Wie viele Meter hat eine Meile? Die Antwort kam. Der dritte fragte: Wie weit kamen die deutschen Truppen an Moskau heran? Die Antwort kam genau. Ich fragte: Woher wißt ihr das? Aus dem „Landser“. Und warum sind die deutschen Truppen wieder umgekehrt? Weil der Schnee kam, und weil der Sprit ausblieb. Auch das wußten alle aus dem „Landser“. Ich fragte: Wo kamen die deutschen Truppen her? Was wollten sie drüben? Sie kamen nicht auf die Antwort, der „Landser“ hatte ihnen das nicht verraten. Doch schließlich platzte einer ganz glücklich, wenn auch nicht ganz sicher heraus: Vielleicht, weil Adolf Hitler einen Vogel hatte. Nein, nein, er gab keineswegs eine faschistische Parole zum besten, denn die finden sich so rein nun auch nicht wieder in den Pabel-Plantagen, daß sie formelhaft aus dem Munde eines Zwölfjährigen wiederkehren könnten. Zu-

mindest ist das selten so, und wir würden ins falsche vergrößern, wenn wir es behaupteten. Er sagte nur, „weil Adolf Hitler einen Vogel hatte“ und markierte damit exakt den äußersten Punkt, bis zu dem die sich manchmal auch antifaschistisch gerierende Kritik der Groschenhefte und Fünfgroschenblätter vorgetrieben ist: Das elende Teppichbeißen war schuld – ein paar literarische Etagen höher heißt das dann, böse Dämonen trieben den Mann. Daß von hier aus Selbstkritik unmöglich ist und daß so die Hoffnung offen bleibt, beim nächsten Mal, wenn ein Normaler die Sache in die Hand nähme, könnten die paar Kilometerchen bis Moskau doch zu schaffen sein, dürfte einleuchten.

Doch ich spreche schon, entsprechend der Abmachung und vielleicht auch ohne Notwendigkeit, zu lange über diesen Punkt. Schuld daran ist wiederum Herr Enzensberger. Hans Magnus Enzensberger und auch Martin Beheim-Schwarzbach waren es nämlich, die sich beim Hamburger PEN-Gespräch gegen die Einbeziehung des militaristischen Schunds in eine literarische Diskussion wandten. Beheim-Schwarzbach sagte: „Was von den Frontsoldaten bis zu den noch bestehenden SS-Verbänden an Gezeter ausgeht, hat doch mit Literatur überhaupt nichts zu tun!“ Und Enzensberger meinte, dies variierend, den Schlamm, den gäbe es doch gar nicht und folglich sollte man auch nicht über ihn reden. Das hört sich vielleicht ganz gut an, ist aber nichts anderes als schlimmer Irrtum. Zum einen ist dieses krause Zeug, wenn auch vielleicht wirklich, wenn auch sicher keine Literatur, so doch etwas, was von vielen Leuten dafür gehalten wird. Und dadurch kann es den Platz im Bewußtsein der Leser besetzen, den Platz, der eigentlich der Literatur zugedacht war. Es passiert die Hase-und-Swinegel-Geschichte mit umgekehrten Zeichen: Der diesmal absolut negative Pabel-Schweinigel brüllt dem Hasen triumphierend sein „Ich bün all hier“ entgegen. Für echte Literatur keine Vakanzen.

Ansonsten fällt es nicht schwer, auch in der sogenannten seriösen Literatur Westdeutschlands kriegerrische Scharfmacher und Bürgerkriegstrompter zu finden, und das auch, ohne noch einmal Ernst Jünger zu bemühen. Nehmen wir nur den Dr. phil. Rudolf Krämer-Badoni, Romanverfasser, Kritiker und gelegentlich Kalendersprüchemacher für den RIAS. Er vermag hochgestochen wie selten einer zu schreiben. Wenn er sich zum Beispiel über „Grund und Wesen der Kunst“ ausläßt, klingt es so: „Aus der kompromittierten pragmatischen Intentionalität treibt der Mensch als einzige zeitlose Ekstasis die radikale Intentionalität des Kunstwerks hervor.“ Herr Krämer-Badoni kann aber auch anderes aus sich hervortreiben, dies etwa: „Ich bestehe darauf, daß ich mit den literarischen Funktionären des längst entjungferten kommunistischen Ideals nicht brüderlich schöntue, sondern den Bürgerkrieg konstatiere und zur Verteidigung und Ausbrei-

tung der Freiheit zurückschieße. . .“ Wer assoziierte da nicht das Knacken Johstschen Revolvers und das heisere Gebrüll vom 1. September 1939: „Seit heute früh fünf Uhr wird zurückgeschossen!“ Nein, Enzensbergers Frage ist schon berechtigt. Die Alternative lautet: Krieg oder Frieden. Denn darüber sollten wir uns Klarheit geben: Es bliebe nicht bei jenem Bürgerkrieg, obwohl das schon gräßlich genug wäre; der Brand müßte beim heutigen Stand der politisch militärischen Dinge zum grauenhaften globalen Ereignis werden.

„Der Frieden“, sagte Thomas Mann, „scheint mir der kategorische Imperativ unserer Zeit, dessen Nichtbefolgung die Welt bedroht.“ Es gibt in der deutschen Literatur der Gegenwart in beiden deutschen Staaten eine große literarische Macht, die sich auf die Befolgung dieses Imperativs eingeschworen hat.

Es gibt eine nicht zu unterschätzende Kraft, die auf ihn pfeift. Und weil es uns allen hier um den friedlichen Fortbestand der Welt und der Literatur mit ihr geht, bitte ich Sie, mir zu gestatten, daß ich hier durchaus Politisches ins Spiel bringe und sage: Daß es in unserer Zeit möglich ist, den Krieg zu verhindern, den Frieden zu erhalten und auszubauen, ist die Folge der politischen, ökonomischen und militärischen Konstellation in der Welt. Es ist unser aller große Chance. Es ist auch die Chance der Literatur. Umgekehrt kann die Literatur selbst diese Chance der Erhaltung des Friedens vergrößern. Sie kann es um so mehr, je besser die Schriftsteller erkennen, daß mit den Worten Bechers „die Verteidigungslinie der Dichtung überall dort verläuft und die Positionen ihrer Verteidigung bis dorthin vorgeschoben sind, wo das Recht auf das Leben selbst, auf ein menschenwürdiges Leben aller, wo der Friede und wo die Freiheit verteidigt werden“. Überall dort – das ist das Entscheidende. Es unterstreicht noch einmal, daß es in einem bestimmten Zusammenhang keine außerliterarischen Bereiche gibt, daß, wo politische Entscheidungen fallen, sie auch etwas für das Schicksal der Literatur bewirken. Wie könnte die Literatur da politische Abstinenz üben? Wie dürfte sie da resignieren und in Unglauben an sich selbst verfallen!

Aber gerade dieser Zweifel an der Kraft der Literatur ist eine Erscheinung, die erschreckend oft aus den Äußerungen westdeutscher Schriftsteller hervorschlügt.

Ganz offen spricht er sich in Hans-Erich Nossacks 1958 erschienenem Roman „Der jüngere Bruder“ aus. Der Schriftsteller Arno Breckwaldt, Romanfigur und ganz offensichtlich „Sprecher“ des Autors, sagt: „Wenn noch Bücher geschrieben und gedruckt werden – ganz gleich. Und ob sie gut oder schlecht sind – das ändert nichts in der Welt. Bücher, Bücher . . .“ In Martin Walsers „Skizze zu einem Vorwurf“, seinem Beitrag zu Wey-

rauchs Sammelband „Ich lebe in der Bundesrepublik“, finden sich Äußerungen wie: „Daß wir öffentlich ohne Wirkung sind, befreit ungeheuer.“ Er spricht vom Gefühl der Schriftsteller, „einer Art anzugehören, deren Zeit vorbei ist wie die der Echsen und Lurche“. Und meint: „Wir haben uns mit unserer Rolle als Lorbeerbäume neben den Rednerpulten abgefunden.“ Und schließlich: „Wir wärmen uns an Ohnmacht. Jeder ein Tänzer. Unangewandt . . .“

Hinzugesagt werden muß freilich, daß Walser diese Haltung benennt, ohne sich mit ihr zufriedenzugeben, genauer, weil er sich nicht zufriedengeben will mit ihr. Auch seinem außerordentlich interessanten Roman „Halbzeit“ mangelt es nicht an Zeugnissen der Beklemmung, in die sich der westdeutsche Intellektuelle getrieben sieht, und wir werden gut daran tun, sie nicht als sich selbst tragende Ohnmachtsbekundungen, sondern als Signale aufzufassen. Manchmal allerdings – und das soll hier nicht nur zu Walser gesagt werden – kommen diese Signale allzu verstümmelt oder so, als wären sie unterwegs dem aus dem Funkverkehr bekannten und mißlichen Fading unterworfen gewesen, an unser Ohr, und das muß nicht immer an unserer Empfangsanlage und an unserer Empfangsbereitschaft liegen, obwohl damit manches nicht stimmt; der Fehler sollte auch im Sender oder in jener modernen Chiffriersucht zu suchen sein, von der Walser keineswegs frei ist.

In Walter Jens' jüngstem Buch, dem „Traktat“, wie der Autor es nennt, „Deutsche Literatur der Gegenwart“, ist ebenfalls mehrfach vom Zweifel an der Macht der Literatur die Rede. „... kein Verhätscheln, kein Belatschen des Nonkonformismus . . . täuscht die Autoren darüber hinweg, daß sie im Grunde sehr ohnmächtig sind.“ Oder „in einem solchen Augenblick, da der Poet seine Ohnmacht mit aller Deutlichkeit erkennt, wird er sich hüten, persönliche Polemiken gegen seinesgleichen . . . für wichtig zu halten“. Oder schließlich: „Wer möchte, 1960, noch das Gefühl der Einflußlosigkeit, den Geschmack der politischen Ohnmacht, durch literarische Befehdungen würzen? . . .“ Ganz augenscheinlich sind auch viele jener westdeutschen Schriftsteller, die sich durch ihr Schreiben immer wieder dagegen durchzusetzen versuchen, nicht frei von diesem Mißtrauen in die Kraft der Literatur.

Walter Jens hat versucht, das Problem der Ohnmacht nicht als ein westdeutsches, sondern als ein Problem der „Deutschen Literatur der Gegenwart“ darzustellen. Er hat ausdrücklich von West und Ost in diesem Zusammenhang gesprochen und namentlich Brecht als Zeugen in seiner Sache benannt.

Ohne nun von einem Extrem in das andere fallen und von einer Allmacht der Literatur bei uns und ihrer Hegemonie reden zu wollen, was

ja Unsinn wäre, muß darauf doch mit dem Hinweis geantwortet werden, daß, um bei Brecht zu bleiben, erstens unsere Gesellschaft, in der Brecht lebte und arbeitete, in ihren wichtigsten Zügen und Tatbeständen mit dem übereinstimmte, was der Dichter sich von der menschlichen Gesellschaft erhofft und wofür er gekämpft hatte – eine Tatsache, die logischerweise kein Gefühl der Ohnmacht hervorrufen kann. Es handelt sich, um es deutlicher zu sagen, um eine Ordnung, in der sich der Aufstieg des Arturo Ui ein für allemal als aufhaltsam, ja als unmöglich erwiesen hat, und um eine Ordnung, in der gehört „was da ist, denen, die für es gut sind, also, die Kinder den Mütterlichen, damit sie gedeihen; die Wagen den guten Fahrern, damit gut gefahren wird; und das Tal den Bewässerern, damit es Frucht bringt“.

Und zum zweiten dürfte auch eine andere Tatsache dazu angetan gewesen sein, Gefühle der Ohnmacht von Brecht fernzuhalten, die Tatsache nämlich, daß sein Werk hierzulande weitgehend in das Bewußtsein des Volkes aufgenommen, von ihm willkommen geheißen worden ist wie ein guter Freund, wie ein Seinesgleichen, das es ja auch war und ist.

Nein, wir werden darauf bestehen müssen, uns für bestimmte Gefühle nicht zuständig zu betrachten – was natürlich keineswegs besagt, es wäre unmöglich, daß einen Schriftsteller bei uns so etwas wie eine Krise heimsucht, daß er sich nicht verstanden glaubt, daß seine Vorstellungen in bestimmten Fragen anders aussehen als die Wirklichkeit. Darum geht es nicht. Es geht nur darum, daß eine solche Haltung hier keine umgreifende, das Ganze durchziehende sein kann, weil ihr die gesellschaftlichen Voraussetzungen, ohne die solche kollektiven Stimmungen nicht denkbar sind, fehlen.

Der Kapitalismus aber macht in seiner Spätphase jegliche Kongruenz zwischen den von ihm geforderten und für ihn nötigen Normen gesellschaftlichen Verhaltens und dem Grundwesen von Kunst und Literatur unmöglich. Kunst kommt her von und zielt auf Humanität. Das Wesen des Imperialismus aber ist die pure Antihumanität. Die extremste Auswirkung dieses Widerspruches brachte das kapitalistische Extrem, die Herrschaft des Faschismus hervor. Die Kunst ging außer Landes, was eine sehr milde Formulierung der tatsächlichen Vorgänge ist.

Zu fragen ist nun, ob wir es nicht bei jener Resignation, auf die wir bei der Lektüre eines Teils der westdeutschen Literatur immerfort stoßen, mit einer anderen Art von Außer-Lande-Gehen zu tun haben. Die Vermutung verstärkt sich um so mehr, als den Zeugnissen der Resignation vielfach Bekundungen folgen, aus denen tiefe Sorge um das Morgen, ja Furcht vor diesem Morgen spricht. In seinem wahrscheinlich sehr bekannten Aufsatz, „Die Literatur auf leisen Sohlen“, schreibt Heinz von Cramer über die

augenblicklich noch gegebenen Möglichkeiten der westdeutschen Literatur zum Widerstand und sagt: „Noch, aber wie lange, denn der Herr Strauß und der Herr Schröder halten schon den stählernen Maulkorb bereit. Es liegt da mehr im argen, als die ewig Sorglosen wahrhaben wollen. Trotzdem sollten wir die Zeit nutzen, die man unserer körperlichen Existenz noch läßt. Später, wenn uns erst Gesetze einengen und Verfolgung, Gefängnisse und wirkliches Auslöschen der Existenz bedrohen, wird ein anderer Diskurs zu halten sein.“

Hans Werner Richter wiederum schreibt: „Ich lebe in der Bundesrepublik, oder lebe ich vielleicht, massenpsychologisch gesehen, schon wieder im Vorhof eines kommenden neuen autoritären Systems, eines kommenden Systems, das im Namen der Freiheit die Freiheit unterminiert, im Namen des Rechts das Recht untergräbt, im Namen der Demokratie die Demokratie liquidiert?“

Doch wurde dieses Gefühl, diese Furcht nicht nur in publizistischen Beiträgen westdeutscher Schriftsteller formuliert, es spricht auch immer wieder aus ihrer Dichtung selbst. Hans Magnus Enzensbergers Gedichte, vor allem die, die im Band „Landessprache“ veröffentlicht sind, sind getönt davon. Er lebt in der Bundesrepublik, „in dieser Schlachtschüssel, diesem Schlaffenland, wo es aufwärtsgeht, aber nicht vorwärts . . . in dieser Mördergrube . . . wo die Vergangenheit in den Müllschluckern schwelt, wo die Zukunft mit falschen Zähnen knirscht . . .“

Auch das forschende Raisonement des Günter Grass, die flotte Blechtrommelei seines Gnomen Oskar Matzerath wird hier und da von Äußerungen unterbrochen, die von schierer Angst diktiert sind: „Ein ganzes leichtgläubiges Volk glaubte (in der Zeit des Faschismus) an den Weihnachtswaldmann. Aber der Weihnachtswaldmann war in Wirklichkeit der Gasmann. Ich glaube, daß es nach Nüssen riecht und nach Mandeln. Aber es roch nach Gas. Ich aber, ich weiß nicht. Ich weiß zum Beispiel nicht, wer sich heute unter den Bärten der Gasmänner versteckt, weiß nicht, was Knecht Ruprecht im Sack hat, weiß nicht, wie man Gashähne zudreht und abdrosselt, denn es strömt schon wieder Advent oder immer noch.“

Alfred Andersch schließlich, um die Reihe der andrängenden Beispiele gewaltsam aufzuhalten, hat aus dieser Haltung heraus einen Roman geschrieben, einen Roman der Resignation und der Fluchtbewegung. Gegen „Die Rote“, so heißt dieses Buch, weil seine Heldin rote Haare hat, und vielleicht auch, weil das Wort „Rot“ in einem westdeutschen Buchtitel stutzen macht und Anfragen provoziert, über „Die Rote“ also läßt sich viel Kritisches sagen, schon gar von uns aus. Aber es ist auf jeden Fall das Buch eines echten Schriftstellers, eine stilistische und kompositorische Leistung von Rang, und es zeigt sehr deutlich, daß da eine Literatur zu Teilen

im Begriff ist, wieder einmal außer Landes zu gehen. Und das nicht nur, weil die Titelheldin wortwörtlich die moralisch-politische Misere Westdeutschlands flieht und sich in Italien niederläßt.

Vielleicht sind an dieser Stelle, ohne daß wir unsere eigentliche Frage aus dem Auge ließen, einige Bemerkungen zu einer Erscheinung erlaubt, die man die neue Italienreise nennen könnte. Italien scheint für viele westdeutsche Autoren das neue Land der Zuflucht zu sein.

Auffällig häufig sind die italienischen Schauplätze in der westdeutschen Dichtung geworden. Wenn man den Andeutungen Walter Jens' folgt, so liegt das daran, daß im heutigen Deutschland oder doch Westdeutschland die, wie er sagt, Primitivschichten fehlen. Die Landschaft, die der deutsche Schriftsteller bewohne, sei literarisch nicht mehr ertragreich. Woanders, in Piemont etwa und in den sizilianischen Bergen, habe die Alltagssprache, bildreich und frisch, noch die Bannkraft präliterarischen Glanzes, und ein plastisch-roher Dialekt warte darauf, sich mit Stil und Manier zu bekämpfen. – Selbstverständlich sollte man diese Gedanken nicht einfach wegwischen, wengleich auch der Lobgesang auf präliterarischen Glanz und Primitivschicht immer wieder etwas Verdächtiges an sich hat, da hier Ansatzpunkte für allerreaktionärste Kunsttheorien liegen, wie etwa: Die Ausbreitung der Kultur nivelliert die sprachliche Landschaft. Die Literatur bedarf jedoch des Präliterarischen und der sprachlichen Primitivschicht als Reibflächen, ergo ist der kulturelle Fortschritt der Literatur feindlich – usw.

Nein, der eigentliche Grund für die neuerlichen Italienreisen liegt sicher ganz woanders. Enzensberger nennt ihn, wenn er in seinem Brief „Schimpfend unter Palmen“ auf die Frage, warum er in Italien lebe – inzwischen ist er wieder zurückgekommen –, antwortet: „Aus Politik!“ Wie er das meint, wird ganz deutlich, wenn er von Italien erzählt: „Aber da ist keiner, der nicht entschlossen wäre, die Flinte, die man ihm in die Hand drückt, in das Korn zu werfen, das man ihm vorenthält. Hierzulande ist es der Stolz der Gepreßten, unbrauchbar zu sein für den erhabenen Zweck, dem sie zugeдacht sind: die Aufrüstung.“

Die Aufrüstung, die Remilitarisierung ist sinn- und augenfälligster Bestandteil der westdeutschen Entwicklung. Sie ist für den besten Teil der Literatur mit das Alarmierendste an dieser Entwicklung. Sie ist der schroffste Hinweis darauf, daß hier an etwas angeknüpft wird, das im Bewußtsein der meisten gleichbedeutend ist mit dem größten aller je erlebten Schrecknisse. Es ist ein Bewußtsein von der Kontinuität des Schreckens, das aus dem Vergleich der Entwicklung von 1933 bis 1945 mit der durch Remilitarisierung angesteuerten Entwicklung in Westdeutschland hervorgeht. Von dort her, von dem Eindruck, es wiederhole sich ja alles, es habe ja alles von neuem begonnen, trotz schmerzhaftester Belehrung von

neuem begonnen, kommt die Resignation, der Zweifel am Sinn, an den bessernden Möglichkeiten der Literatur. Und fürwahr, auch nach mehrfachem Hinblicken sind die Parallelen erschreckend. Denn mit der Wiederaufrüstung, die zwar auch keine Ursache, sondern die Wirkung einer tieferen ökonomisch-politischen Ursache ist, sind so viele andere Wirkungen erschienen, die den Eindruck, es wiederhole sich ja alles, nur verstärken. Um nur eines zu nennen: Die Generalität an der Spitze der Bundeswehr kennt man aus den Wehrmachtsberichten der Hitlerschlachten und aus den Kriegsverbrecherlisten von Nürnberg, wenn auch die offizielle Propaganda die Öffentlichkeit manchmal glauben machen will, der Klang dieser Namen sei von Freislerschen Anklagereden nach dem 20. Juli her vertraut. Es sei dazu notiert, das sich auch eine bestimmte Art Literatur die größte Mühe gibt, dem Leser die Meinung zu suggerieren: Hitlerische Generalität, das sei ein Synonym für Widerstand gegen Hitler. Hans Scholz' Roman „Am grünen Strand der Spree“ erzählt das, Illustriertenschreiber kolportieren das Woche für Woche, und auch die letzte Propagandafanfare des Strauß-Ministeriums, der Bundeswehrroman „Rekruten der Freiheit“ von Joachim Rasmus-Braune, tönt das in die Welt hinaus. Und auch, das möchte ich dazu sagen, diverse Opera des sehr merkwürdigen Hans Hellmut Kirst stehen für diese Behauptung.

Die westdeutsche Wirklichkeit aber hat Wolfgang Koeppens glänzenden Roman „Tod in Rom“ seit langem überholt. Die Drei-Sterne-Schlächter der Hitlerwehrmacht lauern längst nicht mehr im Wüstenfort auf Abruf, sondern sitzen in Bundeswehr- und NATO-Führungsgremien.

Aber es handelt sich nicht einfach um eine Wiederaufrüstung, um eine neue Herstellung alter Verhältnisse im bloß militärischen Bereich. Es handelt sich um Remilitarisierung, d. h. um die Durchdringung des gesamten gesellschaftlichen Lebens mit militaristischen, auf Krieg abzielenden Einrichtungen und Vorschriften. Nein, es scheint alles noch einmal zu kommen, wie es war. Es scheint so! Und das verzweifelte Händehochwerfen einiger westdeutscher Schriftsteller ist, wenn auch nicht zu begrüßen, weil dieser Schein trügt, so doch zu verstehen. Remilitarisierung und Humanismus, von dem die Literatur eine Äußerung ist, gehen nicht überein. Die Remilitarisierung, eine scheinbar außerliterarische Angelegenheit, greift tief und zerstörend hinein in den Prozeß, den wir Literatur nennen. Die Verwirrung so mancher Schriftsteller entspringt der Erkenntnis, daß die Politik, nach der die westdeutsche Entwicklung abrollt, einen neuerlichen Frontalangriff auf die Humanität und den Humanismus darstellt.

Die Ideologen in der CDU sind sich des Widerspruchs zwischen dem Humanismus und ihrer Politik durchaus bewußt. Deshalb setzen sie nicht wenig darauf an, den Humanismusbegriff zu „erneuern“, genauer gesagt:

ihn durch weniger Irritierendes zu ersetzen. Wer das bezweifelt, befasse sich mit den Reden, die auf dem Kulturkongreß der CDU im Herbst des vergangenen Jahres gehalten worden sind. Ich empfehle das besonders unseren westdeutschen Freunden.

Von den in diesen Zusammenhang gehörenden Zitaten möchte ich etwas zitieren, das uns Wilhelm Girnus in seiner interessanten Arbeit „Humanismus in der Entscheidung“ vermittelt. Es ist eine seriöse italienische Definition des Humanismusbegriffes: „In seiner allgemeinsten Bedeutung versteht man unter Humanismus die Entfaltung der Macht des menschlichen Geistes in freier Aktivität, ohne Verdunkelung durch Autoritätsgläubigkeit. Als humanistisch ist jede Position zu betrachten, die den Wert und die Würde des Menschen sowie seine schöpferischen Fähigkeiten betont und von der Tatsache ausgeht, daß der Mensch der Schöpfer und souveräne Herrscher der Welt ist, in der er lebt . . .“

Wir wollen das im Ohr behalten und uns einige Proben aus den Gelsenkirchener CDU-Reden zuführen, die nach meiner Ansicht für die Literatur und für Schriftsteller sehr, sehr wichtig sind und etwas zu wenig beachtet worden sind.

„Der alte Stolz ist überall am Werk“, sagte Dr. Bruno Heck. „Der Aberglaube an die Allmacht der Vernunft, an die ursprüngliche und unzerstörbare Güte des Menschen und an den reinen Segen der Wissenschaft!“ – Man beachte bitte, wie Heck sich bemüht, zu vergrößern und zu vereinfachen, um überhaupt treffen zu können. Damit sein Hieb gegen die Vernunft ins Ziel kommt, muß er von einem Aberglauben an die Allmacht der Vernunft faseln. Wenn er der Wissenschaft eins versetzen will, dann spricht er von ihrem reinen Segen, den es natürlich für niemand gibt. Da er dem Humanismus ans Zeug will, muß er den historischen Popanz eines Aberglaubens an die unzerstörbare Güte des Menschen aufrichten. Der Humanismus wird zum Aberglauben. Eine Überzeugung, die sich auf den Glauben an den menschlichen Fortschritt stützt, wird als alter Stolz denunziert. Bis zu einer Lobpreisung der für bestimmte Politiker so brauchbaren Knechtseligkeit ist es von hier gar nicht mehr soweit.

Bernhard Hanssler, ein anderer Redner, übrigens Schriftsteller, wie man hört, zog die Schlußfolgerung und verkündete: „Es geht nicht mehr auf die ‚alte Humanitätstour‘, weil dabei zwar die Gefühle übrigbleiben, aber die Welt abhanden kommt.“ Abgesehen von der auch hier wieder schrecklichen Vereinfachung möchte man doch fragen: Wessen Welt müßte da abhanden kommen, folgt man der „alten Humanitätstour?“ – Hanssler sagt weiter: „Wie wir den Menschen denken, so werden wir die Schule entwerfen. Unsere Schule darf nicht mehr die alten schwärmerischen Träume weiter nähren vom edlen Menschen, vom aufrechten Menschen, vom

autonomen Menschen, vom natureingepaßten Menschen, vom prometheischen Menschen, vom homo faber, vom sach- und funktionsbezogenen Menschen, vom schicksalhaft-milieubestimmten Menschen, vom triebbestimmten Menschen.“

Es muß noch einmal gesagt werden, daß es zur Methodik dieser Theoretiker gehört, Richtiges mit Falschem zu koppeln, ihre Ungeheuerlichkeiten an Aussagen zu binden, denen man, stünden sie isoliert, zustimmen könnte. Nehmen wir nur das Nebeneinander vom „aufrechten“ und „triebbestimmten“ Menschen.

Es muß für den Schriftsteller sehr aufschlußreich sein zu sehen, wie tief zurück das Reaktionärtum dieser Leute reicht. Immer noch hat es ihnen der prometheische Mensch angetan, immer noch mühen sie sich um die Zurecknahme der Prometheus-Idee. Die alte Wunde schmerzt noch immer.

Diesen Äußerungen aus Gelsenkirchen sei eine einzige aus dem bekannten Rotbuch angefügt: „Wenn die Kommunisten ‚Humanismus‘ sagen, dann meinen sie all das, was ihnen zur Erreichung ihres Endzieles dienlich sein könnte. Das sind, sofern es sich gegen die westliche Politik richtet, Antifaschismus, Antimilitarismus, Pazifismus, Neutralismus, Liberalismus, Antikolonialismus.“ Und die Kommunisten meinen auch, so wollen wir das Rotbuch ergänzen, den prometheischen Menschen, wenn sie Humanismus sagen. Aber die Dichtung überhaupt, nicht nur die kommunistische, ist ohne das Prometheische nicht zu denken, ist nicht zu denken ohne Selbstbewußtsein, ohne den „alten Stolz“ . . .

„Kunst“, sagt der Erzähler Siegfried Lenz, „ist identisch mit der Kraft, uns die Welt anzueignen oder ein Schicksal zu vollenden.“ Mit diesem Wort ist eine der grundsätzlich verschiedenen Positionen markiert, auf denen heute westdeutsche Schriftsteller anzutreffen sind. Der gegenteilige Standpunkt ließe sich etwa mit der Äußerung Krämer-Badonis umreißen: „Das europäische Nachdenken über die Kunst hat sich nie wirklich frei gemacht von der Meinung, die Dichtung ziele auf Erkenntnis.“

Man sieht, der Streit ist alt; er zieht sich durch die Zeiten hin, und immer wieder sind es gerade die Verfechter auch politisch reaktionärer Ideen, die den Erkenntnischarakter der Kunst zu leugnen trachten.

Freilich bedeutet es eine nicht unbeträchtliche Schwächung der Stellung jener, die der Kunst, also auch der Literatur, Erkenntnisfähigkeit zuerkennen oder sie als eine „Kraft, uns die Welt anzueignen“, bezeichnen, daß der Erkenntnisgrad eines Teiles der heutigen westdeutschen Literatur vergleichsweise klein ist.

Der Zirkel, mit dem viele westdeutsche Schriftsteller ihren Standpunkt umgreifen, ist nicht sehr weit geöffnet. Die soziale Fläche, die in ihrem Werk erscheint, wirkt oft außerordentlich beschränkt. Das wird gerade in

den Fällen besonders deutlich, da Autoren am Werke sind, denen es ganz offensichtlich weder an Talent noch am langen Atem des Epikers gebricht und die Romane zustande bringen, deren äußerer Umfang an den von „Krieg und Frieden“ erinnert, also etwa bei Walser und Grass.

Wenn man Walsers „Halbzeit“ bewältigt hat – aber nein, „bewältigt“, das klingt zu sehr nach Anstrengung und Überwindung und trifft nicht, weil dieser blendend geschriebene Roman erfreulich viel ästhetisches Vergnügen und manch geistiges Abenteuer bereitet –, also, wenn man Walsers „Halbzeit“ gelesen hat, so kann man sich dem Gefühl nicht entziehen, in jenem Bereich, in den wir uns vom Autor hatten führen lassen, sei nun aber auch der letzte Knopf gezählt, sei uns kein Dessous mehr unbekannt, sei uns nichts Menschliches mehr fremd . . . aber, und dies ist ein großes Aber, wenn wir uns dann fragen, welchem der großen, uns alle bewegenden Probleme unserer Zeit wir – ich frage es jedenfalls, obwohl Anna Seghers gestern ein bißchen davon abgeraten hat – denn in diesem Buche begegnet seien, dann fällt die Antwort schwer. Oder sie lautet: Sie tauchen nur in Apercus auf. Die großen Probleme dieser Zeit erscheinen in der Schrumpfform von Intellektuellenapercus. Der Eisbombe wird ein Kapitel gewidmet, der Atombombe ein Bonmot. Von Parteien ist kaum, von Parties immerfort die Rede . . .

Wer „Halbzeit“ gelesen hat, wird natürlich längst gemerkt haben, daß dies grob übertrieben ist, aber dem einen wird er doch beistimmen müssen: daß der gesellschaftliche Bereich, den Walsers Roman ausschreitet, begrenzt anmutet. Es ist nur ein winziger Ausschnitt aus dem Ganzen, aber kein Ausschnitt, der für das Ganze stehen kann oder das Ganze mitdenken läßt, es verstehen hilft. So begreife ich jedenfalls das Verhältnis des Besonderen zum Allgemeinen, das mir in diesem Falle nicht gewahrt zu sein scheint. Es ist vorstellbar, daß jetzt jemand sagen möchte: Schön, bei Walser mag das stimmen, aber wieso ausgerechnet dem Grass dieser Vorwurf gemacht werden soll, das will nicht einleuchten. Die „Blechtrommel“ ist doch nichts Geringeres als ein Roman, vor einem weiten historischen Hintergrund angelegt, die Geschichte zieht sich über dreißig Jahre hin, und von einem bewegenden, weltbewegenden Ereignis dieser Zeit ist doch wirklich die Rede . . . Das ist richtig und auch wieder nicht.

In der Tat reicht die „Blechtrommel“ weit in die Vergangenheit, in der Tat ist sie nicht nur mit Details, sondern mit Geschichte prall gefüllt, und doch wird auf andere Art die gleiche Beschränktheit erkennbar, unter der „Halbzeit“ leidet. Auf andere Art. Gleicht „Halbzeit“ einem kleinen Kreis, so gleicht die „Blechtrommel“ einem schmalen Pfad, zumindest aber einer Straße, die sich, je näher sie den Schauplätzen der Gegenwart kommt, immer mehr verengt. Wenn anfangs noch aus der tristen Kleinbürgerei hin-

ausgegriffen wird in eine kräftige plebejische Erlebnis- und Vorstellungswelt, so schließt die Geschichte bald nur noch durch die Karnickelröhren des Spießbürgermilieus – was auch dadurch nicht anders wird, daß die Spießbürger Künstlerkappen tragen.

Die Hauptbeschränkung aber ist zweifellos mit der „Helden“wahl gegeben. Mit den Augen eines physischen und psychischen Monstrums läßt sich nichts anderes sehen als das, was Oskar Matzerath sah und wie er es sah. In einer Lyrikdiskussion hat Günter Grass rhetorisch gefragt „... kann man, wenn man vorhat, Sinnentleerung oder Gemurmel in der Straßenbahn oder die Langeweile darzustellen, eben die Langeweile durch Langeweile und das Gemurmel in der Straßenbahn durch Gemurmel in der Straßenbahn darstellen?“ Und so hat er seine Frage beantwortet: „Das ist eine neue Art von Naturalismus.“

Die Antwort ist ausgezeichnet. Sie müßte aber auch gegeben werden, wenn die Frage lautet: Kann man, wenn man vorhat, das Monströse der Spießbürgerei darzustellen, es aus dem Blickwinkel eines spießbürgerlichen Monstrums darstellen?

Grass' Verfahren birgt natürlich viele Reize, schließlich handelt es sich um eine absonderliche Art von Verfremdung, an die er sich da hält, aber ich meine, daß die Nachteile die Vorteile überwiegen. Rundheraus gesagt, glaube ich, daß die Literatur in unserer Zeit unter anderem helfen soll, hinter das Geheimnis zu kommen, wie man die verfluchten „Gashähne“ abdreht. Daß Günter Grass sie abdrehen möchte, bezweifle ich keinen Augenblick, ich bezweifle aber, daß man mit der von ihm angewandten künstlerischen Methode der Lösung der Rätsel näherkommt.

Eine neue Art von Naturalismus, so scheint mir, obwaltet in der „Blechtrommel“, sie prägt weite Teile von „Halbzeit“ und ist auch in anderen Romanen nachzuweisen. An die Stelle von Weite und Vielfalt sind soziale Enge und Perspektivschrimpungen getreten.

In der zeitgenössischen westdeutschen Kritik wird das gern als Gegenhaltung zu Historismus und Reportage bezeichnet, die Eigenschaften des „vordergründigen Panorama-Romans“ sein sollen. Anna Seghers „Entscheidung“ zum Beispiel ist ein solcher vordergründiger Panorama-Roman. Und Walter Jens, von dem diese Formulierung stammt, kommt denn auch in seiner „deutschen Literatur der Gegenwart“ zu dem das Wesen der „jungen deutschen Literatur der Moderne“ zusammenfassenden Schluß: „... das oberste Gesetz allüberall: Beschränkung, Beschränkung, Beschränkung: Reduktion statt Expansion.“ Natürlich tut der Kunst Beschränkung gut, sie kann sogar gar nicht sein ohne sie. Aber Beschränkung und Beschränktheit sind zwei völlig verschiedene Dinge.

„Heute“, schreibt Jens weiter, „hält sich der Autor, um Unermeßlichkeit

wissend, zunächst an den kleinen, privaten Bereich persönlichen Schicksals. Wer dem Fortschrittsglauben ... nicht wenigstens in seiner Kindheit begegnet ist ... der wird den Glauben seiner Großväter nicht mehr verstehen, daß man mit Hilfe von Additionen eine Gesamtheit abbilden könne. Beschränkung heißt das Zauberwort der Gegenwart, nicht der Zyklus, sondern die Parabel spiegelt die Realität. Kein stofflich angereicherter Roman ... allein das Unvollkommene, die Scherbe und das Fragment, symbolisiert noch die zerspaltene, im Übergang begriffene Welt!“ Interessant, daß auch ein sonst so bedachter Mann wie dieser zu wenig standfesten Vereinfachungen greifen muß, um eine solche These zu formulieren. Jens weiß doch sicher genau, daß der Eindruck der Totalität, den etwa die „Buddenbrooks“ oder Balzacs Romane hervorrufen, nicht durch einfache Additionen und stoffliche Anreicherungen erzielt wird. Er weiß doch, daß die großen Realisten noch von den Beziehungen der Erscheinungen, die sie künstlerisch fixieren, wissen, von ihren Beziehungen untereinander, zu ihren Ursachen zurück und zu ihren Wirkungen hin; daß sie erzählen, nicht einfach zählen, wenn sie aufzählen; daß sie die Dinge „aufs Schnürchen bringen“, anstatt sie dem Leser einfach vor die Füße zu schütten.

Der große bürgerliche Roman ist keine bloße Bestandsaufnahme, sondern eine Ordnung.

Sicher ist es richtig, den Splittercharakter einer bestimmten Literatur in Zusammenhang zu bringen mit dem Weltbild ihrer Autoren, einem Bild, in dem sich die heutige Gesellschaft als ein Scherbenhaufen darstellt, als eine Welt voller Disparität.

Aber die Scherbenliteratur ist eine Not und keine Tugend, und man sollte sich strikt weigern, ihr die Bezeichnung „modern“ zu überlassen.

„Die wahre Modernität“, meint wieder Becher, „kann nirgendwo anders zu finden sein als dort, wo das Künstlerische sich darstellt als ein realer Ausdruck der Entwicklung des Menschen, seiner Bemühungen, sich zu übersteigen und das Reich des Menschen zu verwirklichen.“ Das ist ein Wort, bei dem „der alte Stolz“ tüchtig am Werke war, spricht es doch von der Entwicklung des Menschen und hält es doch am prometheischen Glauben fest, daß der Mensch es sei, der sich sein Reich selber baue. Freilich ist es auch ein sehr allgemeines Wort und setzt manches stillschweigend voraus, was in einem Gespräch zwischen Schriftstellern aus den zwei deutschen Staaten leider nicht als stillschweigende Voraussetzung angenommen werden kann.

Das zeigt sich schon, wenn wir den Entwicklungsbegriff bestimmen wollen, das zeigt sich um so mehr, wenn wir dem Wort „der Mensch“ und dem Inhalt, den wir beide ihm geben, jedenfalls in unserer literarischen Praxis, nachgehen.

Für Becher, und für uns mit ihm, ist immer dann, wenn vom „Menschen“

die Rede ist, auf ganz natürliche Weise vor allem vom arbeitenden, sich durch tätigen Beitrag an der Gesellschaft beteiligenden Menschen die Rede, und wir konzentrieren unsere Aufmerksamkeit bei der Suche nach jenen, die in der Lage sind, „das Reich des Menschen zu verwirklichen“, selbstverständlich auf die Arbeiterklasse, auf die Bauern und auf die mit ihnen in dieser Bemühung verbundenen Schichten.

Aus dem Studium eines bestimmten Teiles der westdeutschen Literatur jedoch, jenes nämlich, der sich gerne „die Moderne“ nennt, ergibt sich der Eindruck, den die „Times“ in ihrer letzten, der deutschen Gegenwartsliteratur gewidmeten Beilage so formuliert: „... Im Westen Deutschlands scheint die arbeitende Klasse fast von der literarischen Szene verschwunden zu sein... wie antibourgeois und bohemienhaft die westlichen Schriftsteller auch sein mögen, wie sehr sie auch die Inhumanität der modernen Gesellschaft ablehnen, so verbleiben sie doch geistig in einer auffällig bourgeoisen Atmosphäre und haben Probleme, die von der Realität der Existenz der Arbeiterklasse säuberlich geschieden sind.“

Man kann diese Feststellungen im großen und ganzen unterschreiben, muß aber doch einige, nicht unwichtige Einschränkungen machen.

Für die dramatische Literatur treffen sie fast ohne Abstriche zu: Auf Westdeutschlands „Brettern, die die Welt bedeuten“, ist so gut wie kein Platz für die Welt der Arbeiter – und für die der Bauern auch nur, wenn es einmal „recht lustig“ zugehen soll. In der Lyrik liegen die Dinge, soweit ich im Bilde bin, nicht ganz so schlimm. Bei Weyrauch, Krolow, Eich und vor allem bei jüngeren Autoren, wie etwa Günter Bruno Fuchs und Arno Reinfrank, zeigt sich in manchem doch das Bild eines Arbeiters, noch eher das des Bauern, wenngleich das auch lange nicht immer etwas mit einem vom Klassenbegriff her bestimmten Bild zu tun hat. Die erzählende Prosa enthält noch die meisten Beispiele der Aufnahme des Arbeiters in die Literatur, wenn sie auch bei weitem hinter dem zurückstehen, was ja immerhin schon einmal von einer deutschen Literatur geleistet worden ist.

Unter den heutigen Schriftstellern wäre Wolfdietrich Schnurre zu nennen, den die Erinnerung an die eigene Vergangenheit ab und zu zu Erzählungen befähigt, in denen der Arbeiter nicht nur als der geschundene Prolet, sondern auch als Mensch voller Kraft, Mut, Humor und tiefem Verstand erscheint. Bei Hans Werner Richter war das einmal der Fall, nämlich in der großartigen Gestalt der Mutter in „Spuren im Sand“. In Poppes Guatemala-Buch „Der Bananenkrieg“ sind sehr interessante Ansätze dazu zu finden, und auch noch in manch anderem Werk. Die vorherrschende Tendenz jedoch bei der Gestaltung von Menschen der arbeitenden Klassen besteht darin, daß sie in der Kümmerform des „kleinen Mannes“ erscheinen, als Opfer, als Wehrlose, als ans Kreuz Geheftete.

Fast amüsant ist es zu beobachten, daß sich ausgerechnet in die Arbeiten von Leuten, die der DDR alles andere als grün sind, und die gerade dieser Stachel zum Schreiben treibt, das Leben der Werktätigen hineinreflektiert. Wer sich literarisch mit der DDR befaßt, und sei es auch, weil er ihr eins auswischen will, kommt nicht umhin, die Allgegenwart, die Herrschaft der Arbeiter und Bauern zu konstatieren. Das ist in Johnsons „Mutmaßungen über Jakob“ nicht anders als in Hans Scholz' „Unenteilbares Deutschland“-Epos „Am grünen Strand der Spree“.

Die künstlerisch bedeutsamste Aneignung dieses Teils der Wirklichkeit, die Gestaltung von Angehörigen der werktätigen Schichten, liegt immer noch im Werk Heinrich Bölls vor, in seinen Erzählungen und vor allem in seinem letzten Roman „Billard um halb Zehn“, über den Anna Seghers gestern so herzliches sagte:

Mit Böll liegt ein ermutigendes Beispiel jener Modernität vor, von der Becher sprach: Hier sind auf ganz eigentümliche Weise die „Bemühungen des Menschen, sich selbst zu übersteigen, und das Reich des Menschen zu verwirklichen“. Diese Bemühungen erfolgen nicht in irgendeiner kunstvoll konstruierten Chiffrenwelt, sondern in der westdeutschen Gesellschaft dieser Tage. Sie erfolgen nicht mit den Mitteln einer künstlich denaturierten Sehweise und einer sektiererischen Geheimsprache – wenn auch Einsprengsel dieser Geheimsprache nicht zu übersehen sind –, sondern mit den Kunstmitteln eines modernen Realisten.

Böll sieht die Welt mit den Augen eines zutiefst religiösen Menschen. Diese Religiosität ist bei ihm aber nicht identisch, in nichts identisch mit jener Parteireligion, die etwa von der westdeutschen CDU gepflegt wird. Bölls Religiosität ist die der Bergpredigt, das heißt, sie ist eine besondere Form des Humanismus. Böll ist ein großer literarischer Vertreter jenes Humanismus, der das verbindende Gemeinsame zwischen Christen und Sozialisten, zwischen Religiösen und Atheisten in einer Zeit darstellt, da der kategorische Imperativ für die Welt „Frieden“ lautet.

Von derselben Position, wenn auch selbstverständlich mit jenen persönlichen Modifikationen, ohne die die Kunst nicht wäre, leitet sich die literarisch, also auch gesellschaftlich so fruchtbare Haltung mancher anderen westdeutschen Schriftsteller her.

Ganz deutlich ist das bei Christian Geißler, dessen radikale Kritik an Faschismus und Neofaschismus von seiner konsequent humanistischen Gesinnung angetrieben wird. Wirksam ist es im Schaffen Paul Schallücks, dessen Lehrerroman „Engelbert Reinicke“ ein Hochachtung heischendes Bekenntnis zu eben diesem Humanismus darstellt; das keinen Zweifel daran läßt, daß es zu den größten Sünden des Menschen gehört, sich seinen eigenen Schwächen zu beugen.

Der Dramatiker Matthias Braun muß hier genannt werden (der übrigens jetzt nicht in Westdeutschland, sondern in Österreich lebt), dessen Bearbeitungen der hellenischen Tragiker von einer kompromißlosen Antikriegsgesinnung durchdrungen sind und ein außerordentliches Sprachtalent bezeugen.

Enzensberger gehört hierher, wahrscheinlich eine der größten Hoffnungen der deutschen Literatur überhaupt – jedenfalls nach meiner Überzeugung –, ein Mann, der merkwürdiger- und bedenklicherwise mit dem Stempel der nonkonformistischen Ruchlosigkeit herumläuft, ein Mann, den womöglich – ich kann mich da auch sehr irren – Vokabeln wie „humanistisch“ oder „Gefühl“ rhetorisch schaudern machen, ein Mann aber, dessen Dichtung geradezu herzerreißende Töne enthält, der ganz offenbar zutiefst an der Teilung Deutschlands leidet, der die Bedrohung des Lebens durch den Krieg, den Atomkrieg, nicht einfach atemlos empfindet, sondern ihr zu wehren sucht mit seiner Dichtung. Ich bitte Sie herzlich, Dieter Schlenstedts Arbeit über Enzensberger in Heft 6/61 der NDL zu lesen – ich glaube, wenn wir davon mehr hätten, und es ist gar nicht einzusehen, warum wir sie nicht haben sollen, könnten wir uns künftig Bausch- und Bogen-Referate wie dieses ersparen.

Aber zurück und zum Schluß: Sie alle, die Böll, Enzensberger, Geißler, Schallück, die Bachmann, Grass, Weyrauch, Koeppen, Braun, die Lenz, Richter und Krolow und Walser und mancher andere noch, gehören, bei allen Unterschieden zwischen ihnen, zu einer Partei, die Literatur heißt und die, wie Arnold Zweig in Hamburg sagte, „nur dies mit dem Krieg zu tun hat: daß sie ihn bekämpfen muß“.

Und auf diesem Felde sind wir Bundesgenossen.

Niemand sollte das vergessen, jeder sollte das begreifen. Wir hier und jene drüben. Wir beide sollten versuchen, unsere Fehler und das, was uns trennt, zu überwinden.

Wir hier sollten zu unserem Selbstvertrauen, zu unserer Überzeugung, daß wir den richtigen Weg gehen, die freiere Stirn, die dazugehört, gesellen, wir sollten die Ängstlichkeit, des anderen Meinung wolle immer die unsere aufheben, verbannen, wir sollten uns zu größerer Geduld erziehen und wissen, daß gleiche Brüder nicht unbedingt die gleichen Kappen tragen müssen.

Wir sollten unserer tiefsten Herzenssache, dem Sozialismus, der nicht sein kann ohne den Frieden, auch dadurch dienen, daß wir nicht einen einzigen Bundesgenossen im Kampf um den Frieden durch Dummheit, Taktlosigkeit und Herzenskälte von uns stoßen.

Und an unsere Kollegen in der Bundesrepublik haben wir diese Bitten: Sie sollten sich frei machen von allen Versuchungen, einer angeblichen Ohn-

macht der Literatur das Wort zu reden. Das kann nur denen nützen, denen die Macht der Literatur im Wege steht. Sie sollten sich überlegen, ob es nicht dem Wesen der Kunst, nämlich ein Mittel der Verständigung unter den Menschen, eine „Kraft, uns die Welt anzueignen“, zu sein, ob es nicht diesem Wesen widerspricht, wenn manche von ihnen vorsätzlich auf Unverständlichkeit zielen und Bücher nur noch für ihresgleichen – so nennt Walser das sehr kritisch – schreiben. Sie sollten sich fragen, ob man die Risse dieser Welt durch eine Literatur heilt, in der die Wirklichkeit wie durch einen Reißwolf gegangen erscheint.

Vor allem aber, so glauben wir, ist es an der Zeit, jene Haltung aufzugeben, die man die antikommunistische nennt. Der Antikommunismus war nie eine Sache, die mit Vernunft übereinging, er war immer zumindest töricht, aber spätestens seit jenem Kriege, den die Faschisten im Interesse der Monopole und im Zeichen des Antikommunismus führten, spätestens seitdem sollte bekannt sein, daß der Antikommunismus eine den Frieden gefährdende Erscheinung darstellt. In unserer an Widersprüchen wahrlich nicht armen Welt haben wir den tragisch-grotesken Fall, daß unter den Schriftstellern nicht wenige sind, die glauben, ihr Friedenswille, den sie nicht nur mit Worten bekunden und den niemand bezweifelt, ginge überein mit antikommunistischer Aktivität. Sie übersehen dabei offenkundig, daß sie auf diese Weise in zumindest diesem Punkt in eine Gemeinschaft mit Leuten geraten, die nun aber wirklich nichts mit dem Frieden im Sinne haben, und auch mit ihnen nichts.

Es ist der Aufmerksamkeit einer Reihe unserer westdeutschen Kollegen nicht entgangen, daß der Antikommunismus eine Art ideologisches Strontium ist, ein gefährliches Fall-out des Zerfallprozesses der monopolistischen Gesellschaft. Er vergiftet die Atmosphäre, fragt nicht nach Gerechten und Ungerechten, und ist oft schuld, daß auch literarische Monstren geboren werden. Wie sehr er auch dort lähmen kann, wo es um die gerechtesten Dinge geht, hat Hans Werner Richter im vorigen Jahr in der Zeitschrift „Die Kultur“ an einem Beispiel gezeigt. Er sprach über Proteste westdeutscher Schriftsteller gegen das neuerliche Aufbrechen des Antisemitismus und fügte hinzu: „Aber sie (nämlich diese Schriftsteller) wurden von ihren Gegnern sofort mit dem Verdacht der kommunistischen Unterwanderung angegriffen. Die Folge war, daß sie auch allmählich erlahmten.“

Aus diesem Grunde erscheint uns die Wendung gegen den Antikommunismus so erforderlich: weil er immer und überall gegen alles in Gang gesetzt wird, was schlichtweg humanistisch ist. Stefan Andres formulierte, was hier not tut: „Noch vor 10 Jahren, noch vor 5 Jahren bin ich selbst öffentlich gegen den Kommunismus aufgetreten, wenn auch nicht in der Weise des Herrn Schlamm ...“

Ich habe damals an die Aggressivität des Ostens geglaubt. Jetzt, nachdem ich dort gewesen bin, kann ich nicht mehr daran glauben. Wir müssen endlich ablassen von Vorstellungen, die gewisse Leute bei uns dem Bundesbürger mit aller Gewalt ins Herz meißeln wollen. Ich habe diese Reise unternommen, um mein Bild von der Sowjetunion an den Tatsachen zu messen, und ich halte mich für verpflichtet, meine Erfahrungen weiterzugeben. Wenn es darum geht, für den Frieden zu arbeiten, dann kann das wirksam geschehen, indem man endlich beginnt, gewisse Irrtümer auszuräumen.“

Noch einmal: Das ist nicht nur eine rein politische Frage, das ist auch eine literarische Frage. Die Poesie verträgt sich nun einmal mit der Unwahrheit nicht, sie verträgt sich nicht mit dem Krieg und erträgt ihn nicht. Wer die Dichtung will, muß sie vor dem Krieg bewahren. „Verteidigt die Poesie, ihr Dichter“ – so rief Johannes R. Becher uns zu –, „verteidigt sie innerhalb der Dichtung und verteidigt sie außerhalb ihrer ...!“

GEDANKEN DER LIEBE

I

Wenn wir den Mund mit dem Mund wie eine Beute halten,
die Zahnreihe sanft in die Lippe senken
und die Hände uns drücken bis zur Grenze von Süße und Schmerz,
Geliebte, empfinde da, wie die Liebe
durch die Welt geht
und die Linien des Menschlichen einzeichnet,
die Bojen in die Strömung des Alls senkt,
daß wir passieren auf heiterer Flotte das Weltmeer –
denn nicht verläßlich ist die Schale der Erde
und das Wasser darin und das Wetter, das über ihm dampft –
zwar wir können seine Launen voraussehn . . .
Du aber fragst mich und ich frage dich immer:
Was kann ich dir Liebes tun, darf
ich mich freun an dir? – Ach, so fragen nicht
die Elemente und die Stierhäuptigen unter den Menschen,
denn die rasen und keuchen, und ihr Friede ist nur
ihr Erschöpftsein oder der Tod unterm Fallbeil der Völker.
Wir aber nennen Liebe lebendigen Frieden,
der erfinderisch macht und die Kräfte so führt,
daß sie einrichten das Zimmer mit freundlichen Vorhängen
und die Blumen stellen in die Schale mit frischem Wasser.

2

Dies Heitersein! – Dein Gang die Treppe hinunter,
wenn du mich entläßt; Die Stufen zwingen dir den Takt auf,
und du nimmst ihn leicht wie die Tänzerin
die Schritte des Tänzers, daß selbst die Stufen enthüllen
deine Schönheit im Spiel deiner Hüften
zwischen Flug und Fall!
Gern geh ich hinaus in das Schneelachen der Winternacht
und halte dem krachenden Witz des Eises
den Beifall meines Herzens entgegen.
Mit den Gebärden eines Mimen,

der die Tiefe seiner Rolle fassen will,
greife ich in die großartige Höhlung der Nacht
mit den schmetternden Lichtern. Und ich zieh die alten Figuren
der Sterne nach. Denn einzeln betrachten mag ich nur den
oder jenen,
am liebsten sie aber verbinden. Und das ist die Liebe.
So erst sitz ich mit Alkor auf der schleifenden Deichsel
und halte das Bellen des Großen Hundes aus.
Und die Milchstraße ist meinem Auge so befreundet
wie der Weg am vereisten Bach zu dir.

3

Welche Wärme plötzlich im Land. Die Kätzchen stäuben
schon im Februar. Berührt sie mein Finger,
fährt die gelbe Wolke der Wonne aus ihrer Zartheit.
So berührten wir uns im Feuer der Wendenacht.
Um meinen Ellenbogen spielten deine Finger.
Und wie sich alles am Himmel bewegt
seit der geheimen Eröffnung des Weltalls,
so streiften meine Lippen deine Wange,
bis mein Mund mit deinem sich traf:
die Geburt der Bewegung!
Und ist nicht jedem ein Entgegen
bestimmt, der Sehnsucht die Heilung,
meinem Durst dein Trank, meinem Gang dein Warten?
Dieses vertrauliche Wissen der Menschheit von der Bewegung,
diese Bewegung um die Vertraulichkeit der Welt,
diese Begegnung unserer innigsten Wünsche!

4

Sieh, wenn die Liebenden die große Bewegung vergessen,
wie sie sich selbst im Weg stehn. Sie erschrecken voreinander.
Vertraut ist nichts mehr. Der Mund, das Auge fremd,
der Geruch des Haars. Die Bewegung wird lästig,
die Umarmung zur Fessel, die Berührung zur Schuld.
Der Arm sinkt, und trifft er auf den eigenen Leib wieder,
so ist's, als lehne einer an der Wand seines leeren Zimmers,
das vertraut einst eingerichtet war. –

Das Nichts, der nächtlich meckernde Angstgott,
 der das All frißt zum Entsetzen der Ängstlichen,
 zur Freude der Gefräßigen, ihr bocksfüßiger Popanz:
 sieh, wie er schwindet im Licht unserer Liebe.
 Zwar ein Zittern ist in uns bei jeder Begegnung:
 doch nicht vor der Wirklichkeit, sondern für sie.
 Sie entzündet uns. Und wenn dein Auge aufflammt
 wie hinter stürzendem Wasser – und mein Auge ruft:
 Das ist sie! O wie umfängen wir sie, wenn wir uns umfängen.

Wie staunte ich einst über die Sonnenmaske der Lüchsin
 und den Gang des nordischen Tigers im Schnee,
 den Einklang von Weichheit und Stille, darunter die Raserei
 zufällig schläft. Und ich schwankte: ist das die Vollendung
 oder die schreckliche Larve, die uns berückt? –
 Der schießende Blick der Eule: wohin reicht er?
 Und das Kostümfest der Fische in den Korallenwäldern –
 liegen wir dort in den Armen der Schöpfung?
 Ach, das rinnende Licht deiner Hüfte weckte mich.
 Deine Locke strich ich zurück, die deine Lust verbarg.
 Dich sah ich an – und auf der Brücke unseres Blicks
 spielten wir die Feste – und die Masken setzten wir uns vor
 und nahmen sie ab – und lachten. Und Lachen war die Erscheinung
 des Geistes unter all den Larven herrlichster Erfindung,
 Lachen das menschliche Zeichen der Wirklichkeit.

Welche Schrecken stießen dich aus dem Bett
 deiner Kindheit! Die brennenden Haare der Erde
 fuhren über deine Augen. In die Wagen der Flüchtlinge
 gepreßt kauertest du, Kind der Angst eines ganzen Volkes.
 In die Wälder wurden die Herden getrieben.
 Hinter den Türen leerer Bauernhäuser
 horchtest du ängstlich auf das furchtbare Klopfen.
 Schrecklich wurden dir die Männer, die Ausgeschickten des Todes

und ihm Verfallenen. So danktest du im Innern
für deine Mädchengestalt, die sich füllte mit Graun
und zärtlich war von außen wie angerauchtes Elfenbein
zwischen schwelenden Kerzen . . . Fackeln des Irrsinns.

Ich aber, nie wissend, was ich war – Fenster nur,
in das Steine flogen, wenn ich Worte der Weisen erwartete –
die Läden schloß ich, bevor es blaute, öffnete sie,
wenn Nebel hing. Glück war mir zu billig, wertvoll Schmerz.
Nichts fürchtend ängstlich, alles fürchtend mutig,
nichts vor der Welt, hinter der Welt alles,
so schlug ich heillos Risse in mich selber.

8

Aus den schweren Bewegungen des Traumes,
wenn mit ausgestochenen Augen das Bewußtsein liegt
zwischen den Gerippen der Wüste – die Hyänen
die Wirbel zermalmen – und wir im Schattendasein
ohne Staunen, nur mit erinnerter Trauer
das Schauspiel voll ungeheurer Fremdheit erleiden –
wie erwachen wir dann in das beginnende Leuchten
unserer Ordnung, die die Linien ausschickt
im Gehäuse des Zimmers, in den Gedanken der Bücher,
in den Straßen der Stadt. Unsere Kraft
blickt uns an! – Nicht stemmt unsere Tätigkeit
sinnlos den Fels gegen die Höhen des Ewigen.
Wohl den schlaun Geschäftsmann Sisyphus,
der seinen Tod aufhalten wollte, strafte die Götter so.
Die alles haben und ewig sein wollen, ängstet das Vergängliche.
Ihr eigenes Leben verdächtigen sie und beschwören das Nichts.

9

Du sagst: „Ein Schneetreiben ist die Welt.
Als türkisfarbene Flocken mich bedeckten,
sahst du mich. Ebenholz sank darauf.
Freilich, die Flocken schmolzen auf meinen Lidern,
als ich dich sah. Du standest plötzlich
vor den roten Flammen des Herdes.

Welcher Wirbel trieb dich herein? Was für ein
Südwind deiner Reden! Auf den Wangen
schmolzen mir die Flocken.
Von welcher Bewegung sprachst du?
Sprechen konnte ich nicht. Nur meine Fingerspitzen
waren wie Blätter des Bambus, die zittern im eisigen
Mondlicht. Der Schneewirbel meines Hemdes
fing sich im Ebenholz wie ein Turban gereckt.
Darunter der schmale Rauch meines Leibes.
Wir lachten. Der Rauch tanzte.
Von welcher Bewegung sprichst du?“

10

Ein Frühlingstreiben ist die Welt voll bunter Schüsse.
Dem Jungen knallt das Motorrad, dem Dichter die Knospe.
Das Schulmädchen an der Hausecke wirft wie einen Hagel
die schweren Geheimnisse der Erwachsenen
zwischen die zitternden Kameradinnen.
Einer, die Schulmappe zwischen den Fingern,
schlendert durch die warmen Pfützen,
den Blick schußbereit in das Schwirrn an der Ecke.
Eine Alte auf der Bank strickt
und zielt durch die Brille aufs Muster.

„Wohl ziehn die Leuchtfäden der Nachtigallen
durch die Schattenmassen der Wälder.
Aber die Leuchtspur? Aber die bleiernen Pfiffe?
Aber die Fratze der Christbäume im donnernden Himmel?
Der Silberriß der Schwinge? Die Flammen der Stadt?
Der Blutfaden im Kreidegesicht? Der Staubtanz im Keller?
Die tausend brennenden Nachtigallen?“

11

Was dich durchfährt und was mich durchfahren hat:
eine Heilung ist – die Liebe!
Und deshalb nennen wir das Weltall das große Kunstwerk,
von Liebe erdacht. Ist unsre Kunst doch nur möglich,
weil wir von fahrenden Sternen, von fahrenden Flüssen,

von den bewegten Wolken, von den windgehorchenden Wipfeln
uns selber erfahren – und das Nest der Liebe,
mit Kunst gebaut von den reisenden Vögeln,
die die Erschöpfung über dem salzigen Meer erfuhren,
nichts anderes ist als das Nest, aus dem die Sonnen fuhren. –

Nur in der Liebe erfahren wir das Weltall,
und nur die Liebe erzeugt den Verstand.
Ach, der Leim des Unverstands, seine traurig-listigen Netze,
das Gefieder zu fangen auf dem Flug nach der Wärme!
Wir aber wollen listiger sein.
Jede Falle soll hinter uns ins Leere schlagen,
und das Getöse der sich selbst fangenden Fallen
soll unser Ohr nicht betrüben. Wir aber reden leise
Worte von solcher Liebe, daß Blut und Blut sich anzieht
wie Quelle und Meer.

12

Die Luft ist erfüllt von den Bildern der Liebenden.
Weltstädte sind gehüllt in den Duft einer einzigen Frau.
In die rauchigen Bahnhöfe zieht er. Riesen-Avenuen
münden in ein einziges Fenster.
Landschaften bewegen sich zur Geliebten
wie die Rücken der Herde
zur Tränke. Die Tür zur Geliebten
bewegt sich in den Angeln der Welt.

13

Mit der Zaubergerte geht die Liebe
über das sehnstüchtige Fleisch der Erde.
Wohin sie trifft, öffnen Blumen
ihre Münder, ihre Augen mit zitternden Wimpern.
Auf der Regenbogenbrücke steht sie. Um ihren gespiegelten Mund
stehn breitmäulig Karpfen wie um einen Bissen,
schwärmen Goldfische wie ein roter Fächer.
Der Regen braust vor ihr her. Der Bach füllt sich.
Die alten Weiden streichen mit Gerten das braune Fließen.
Das Böschungsgras grellt ihm nach mit seinem Grün.
Alles Innen wird ein Außen durch die Lockung der Liebe.
Der Gedanke der Welt ruht an der Rundung der Brust.

Was ist Sprache denn, wenn wir in Liebe eins sind
 und du dein Glück faßt, so wie
 ein Glaubender, ein tief Vertrauender
 sich einen Gott denkt und mit ihm redet –
 ich dich mit dem Namen nenne, doch am liebsten
 mir andere erfinde, mit denen wir das Süße
 auf Erden und im Himmel gern benennen,
 und wir im Einssein noch das schöne Fließen
 der Glieder gegenseitig uns entdecken:
 wir wollen dieses Einssein noch verdoppeln,
 so wie wir glücklich uns die Hände drücken
 im dunklen Raum des Theaters, wenn ein großer Dichter
 auf heller Bühne unser Leben mit dem Wort beschwört.
 Eins sind wir mit dem großen Drama – und
 Zuschauer doch. Unser Gefühl im Dunkel
 wird hell und Spiel.

Wenn ich in der Stadtbahn neben dir sitze,
 wir mit lachenden Knien uns verständigen,
 ich den schmutzigen Aschenmast betrachte,
 der mir aus der Zigarre wächst, bis er zerstäubt . . .
 so zeichne ich dich doch immer in die Lüfte,
 als flöge Venus in schwarzen Strumpfhosen
 über den Kuben der Häuser, die Elfenbeinbrüste frei,
 blendendes Weiß und blendendes Schwarz –
 Hinter den gläsernen Wänden auf durchschimmernden Treppen
 steigst du, bis der Gruß deiner Schritte
 verklingt . . . Doch immer zeichne ich dich in die Lüfte
 noch über dem Stoß meiner ungelesenen Bücher.

Aufgelöst wie Gewürz in einem Getränk
 bist du in meinem Wachen, in meinem Schlaf.
 Meine Gedanken betäubst du
 wie Honig die Zunge des Kindes.
 Durch meine Pflichten streifst du

wie ein Sonntag durch Wochentage.
Dein Gefangener bin ich.
Erstickst mein Herz mit Küssen.
Bindest mir die Hände mit deinen Händen.
Und doch bin ich nur frei
in solcher Umstrickung.

17

Mein Herz lockst du überall hin.
Mein Hirn pocht wie der rote Muskel.
Blumen sind meine Gedanken.
Formeln sind Düfte aus Ziffern.
Lock mich immer tiefer in das Beet
der Wirklichkeit, bis ich berauscht
einschlafe und sterbe.

18

Venus löste sich auf – und Welt wurde.
Ihre Fingernägel treiben aus den Zweigen.
Ihre Szillablicke betören das Gras.
Im Kirschast zeigt sie die Rundung des Arms.
In jeder Monade liegt sie wie in der Muschel.
Mikroskope und Fernrohre werden sie finden
lieblich und nackt und lächelnd,
die Wohlgeformte.

19

Wie die Sterne aufgehn in uns!
Sehnsucht treibt schimmernde Straßen durch die Stadt.
Nun im dämmernden Raum
macht heller die Kissen dein Haar.
Das Gefühl, wenn wir leicht uns zueinander legen,
atmet Vollendung. Die Stille unsres Umfangens
spürt selig die Schöpfung.
Doch im Keim wohnt nicht der Sturm wie in den Zweigen,
Anfang und Ende sind nicht der Ablauf des Spiels.
Und das Werden weckt unsre Sinne
wie die Sonne die Gestalten und Farben,

daß sie sich lösen und schlingen
wie unsre Glieder – und die Bäche schwellen
wie unser Blut – und die Erde in die Strahlen sich sehnt
wie unser Leib
unter die lockenden,
unter die pflückenden Lippen.

20

Das Etikett auf der Flasche prahlt.
Wein ins Meer zu gießen, auf dem wir treiben,
macht menschlich das Meer: Altes Liebesopfer,
die Elemente geneigt zu machen! Denn sie steigen
in uralter Regung über die Ufer des Herzens.
An die Schulter schlagen die Wellen.
Meine Finger und deine suchen und halten sich
wie Metall in Metall greift. Ein Schauer
macht uns gewachsen den hochaufsteigenden
Wänden grünen Kristalls mit den
weißwirbelnden Rändern –
und in den Wassern
atmen wir glücklich.

ZWISCHEN DEN KÜSTEN

Gestern abend wurde in unserem Kasino groß gefeiert – unsere Engländer und Schotten, arabische Palästinenser und wir jüdischen –, alles trank einander zu, freute sich der Tänze, der Damen. Wie nett unsere ATS und WAAFS aussehen können, unser weiblicher Hilfsdienst, wenn sie sich abends zurechtmachen dürfen – und die Getränke taten ein übriges. Auch ich hielt kräftig mit. Ich besitze die Eigentümlichkeit, mehr zu vertragen als die meisten robuster Wirkenden, behalte einen kühlen Kopt auf den Schultern, der sich genußvoll heller Gedankenreihen erfreut, mochte sie auch mal Alkohol beschwingen. Aber noch selten war ich so mit dem Herzen bei einem Galaabend. Wir feierten, vom black-out, der Verdunkelung, befreit, bei vielen Lichtern, schwirrenden Schmetterlingen und Heuschrecken den fünften Jahrestag der Schlacht um London, da in der zweiten Septemberwoche 1940 niedergerungen wurde jene drohende Hitlerlandung „Seelöwe“, wobei in wenigen Tagen und Nächten eine Minderzahl englischer Flieger und mit MGs ausgerüstete Fesselballons – Abwehrstationen in der Luft – 184 deutsche Maschinen abschoßen, die Gefahr eines Einfalls der Hunnen ins Herz Britanniens abwehrten. Dies niederschreibend, gebe ich mir zu, voll jubelnder Gedanken gewesen zu sein, nicht ganz korrekter. Diesmal, schwärmte ich, verfügte die bessere Sache fast zum erstenmal seit Olims Zeiten auch über die besseren Männer und Waffen, wurde die ärgste schwarze Wolke weggeblasen, die unser Tageslicht und das der Zukunft verfinsterte. Vor fünf Jahren sogen wir die ersten tiefen Atemzüge der Freiheit in unsere bedrängten Lungen, endete der Ansturm der Göringschen Flugzeuge vor unseren Kampffliegern und Abwehrflaks, den Briten in den Fabriken und Unterständen. Und als ich mit der blonden Ruth, die alltags meine Krankenlisten führte, den langsamen Walzer tanzte, flüsterte ich ihr zu, und zwar deutsch: „Heute muß man tanzen. Ist dir schon mal eingefallen, Ruth, daß wir heute abend auch die Wiederauferstehung unseres deutschen Geistes feiern? Daß ohne diesen Sieg deutsch und sklavisch geblieben wäre?“

Sie schlug überrascht ihre langen Wimpern auf und antwortete englisch: „Wirklich, Captain, Sie haben recht. Heut vor fünf Jahren fing es an.“

Ich zog sie fester an mich, und wir schritten und drehten uns auf unsere Plätze, in hohem Lebensgefühl, beschwingt von innen her und wohl auch vom Sekt.

Überlege ich mir aber, warum ich den Gang des Berichtes, des Einschiffens auf „Jasukuny Maru“, durch diesen Gegenwartsblick unterbreche, so war es eben jene Empfindung, die mein Damals und unser Heute auf die gleiche Stufe hob. Nur, daß wir heute in der Wirklichkeit marschieren, auf dürrem und nüchternem Gestein, damals aber auf Wolken wandelten, im Gelände des Wunsches und irreführenden Traumes, aber mir hieß es Wiedergeburt und Realität. Ich hätte stutzen sollen über dieses Glück, mit dem ich alles aufnahm, was mir von der ersten Nacht ab an Bord begegnete. Aber weder kurze Betten noch das Frühaufstehen am anderen Morgen, noch irgend etwas sonst bereitete mir Unbehagen – was immer mich traf an Bord der „Jasukuny Maru“, später in der Bahn, bei der Zollstation Kantara oder nach meiner Ankunft in Jaffa, alles berauschte mich. Ich kann es nicht anders nennen. Ich fühlte mich auf neuer Ebene, verjüngt und wohlgeraten, befreit von Blendungen und Vorhängen. Ich hatte einem Ideal oder Ziel zugestrebt, und nun kam es in Griffnähe, oder, um auf die Zeit an Bord zurückzukommen, war ich auf dem Wege, es zu greifen. Mein Wohlsein hieß: Verwirklichung. Jetzt, im Deckstuhl liegend, die reine Luft einatmend, die Küste Siziliens hinter mir, wo der große und seltsame Hohenstaufe Friedrich versucht hatte, Normannisches, Schwäbisches, Moslemisches und Italienisches zu verschmelzen – jetzt schon trieb der umschäumte Bug in ein Ungeformtes, Zukünftiges hinein, in die Tat von meinen und anderer Gedanken. Dieser Vers stammte von Heinrich Heine, ohne den mein ganzes Gedankengut ebenso wenig bestanden hätte wie ohne die Lebensarbeit von Sigmund Freud, und unser ganzes Weltbild ohne die Albert Einsteins. Die Werke dieser drei Großen des neunzehnten Jahrhunderts waren, wie jedermann in der Zeitung hatte lesen müssen, auf dem Opernplatz Berlins öffentlich verbrannt worden unter niederträchtig weihervollen Sprüchen der Goebbels-Indianer, in die Flammen geworfen nebst aller fortschrittlichen Geistigkeit deutscher Zunge vor Spalier bildenden Studenten, Arbeitslosen, Hausfrauen, Leuten. Erst dieser Akt der feierlichen Barbarei und Geistfeindlichkeit riß die Zugbrücke empor, die mich bisher mit allem Deutschen verband. Ich hatte die künstliche Arbeitslosigkeit nicht durchschaut, die Kohle- und Stahlmagnaten an Rhein und Ruhr in die Millionen steigern durften, um dem Chef brauner Bataillone die Möglichkeit einer Arbeitsbeschaffung zu geben, der Kriegsrüstung, Revanche für 1918. Mein Denken blieb auch in anderen Fragen noch rot und weiß gesprenkelt. Aber hier hatte es geschnappt. Wer das geistige Rüstzeug, das heilige, eines großen Volkes verbrannte, wer Goethe und Schiller nur dank des Zufalls unangetastet ließ, daß sie nicht in einem jüdischen Kindbett geboren waren, der stand jetzt an meinem Horizont als Todfeind, ob ich nun lebte oder starb. Und alles

das stimmte lückenlos überein mit meiner Hinwendung zur jüdischen Existenz. Ich gab der Tatsache, daß mich der käuflich erworbene Machtantritt Hitlers aus meiner Praxis warf, einen schöpferischen Sinn. Ich strahlte hinter meiner dunklen Brille dem blauen Himmel das frohe Lächeln zu: ich würde an der Genesung, der Wiedergeburt eines jahrhundertlang kranken, aber edlen und tüchtigen Wesens mitarbeiten, des jüdischen Volkes. Einzig jene Marxisten, die nach Rußland einreisen durften, konnten sich ähnlichen Vorzugs rühmen. Ich fuhr nicht in die Fremde, ich würde bei Brüdern landen.

Manchmal fasse ich mich jetzt an die Stirn und wundere mich, ich selber hatte doch den Satz heraufgeholt: „Wir würden sein wie die Träumenden“ – vorausgesetzt, daß wir uns überhaupt mit den Gefangenen Zions in Babylon vergleichen durften. Und wer nun weiß besser, was Traum und Wunscherfüllung bedeuten, wer hat von dem großen alten Manne damals in Wien gelernt, wenn nicht unsereiner, daß man den Traum nicht ohne weiteres an der Wirklichkeit messen kann, daß Traum dann sehr teuer kommt, dadurch, daß er der Ich-Zensur unterliegt, alle Wirklichkeitsvorstellungen schminkt und das Lebensgefühl schwindelhaft erhöht, um es in sich selbst zusammenkrachen zu lassen, wenn dem Traumgeschwellten die Wirklichkeitsprobe auferlegt wird! Wie konnte ich, das frag ich mich nicht erst heute, die tiefe Gemeinsamkeit übersehen, die mich, meinen Zustand beglückter Tatbereitschaft, mit den Menschen innerlich verband, fast gleichsetzte, die mich vertrieben hatten, um ein „Tausendjähriges Reich“ zu starten? Ihr Messias war erschienen mit Stirnlocke und Schnurrbärtchen, brauner Bluse und Ledergamaschen, und er redete mit Zungen und Lungen. Auch der meine sollte erscheinen, unpersönlich, überpersönlich, der Mann der Masse, der neue Volkssozialist, der Prophetensproßling, der jüdische Landarbeiter, Bauarbeiter, Chauffeur. Ihn würden erfrischende Impulse durchströmen aus der Berührung mit der alten Erde. Die Sage von Antäus, dem Sohn des Erdbodens, woher stammte sie, wenn nicht von hier, den Inseln, den hesperischen Küsten, die dieses Mittelmeer eher umkränzten als einfaßten! Die Provence und Italien, Griechenland und Palästina – ein Rang vereinte sie, eine Auszeichnung hob sie aus der Vielfalt menschlicher Schauplätze heraus: sie wurden umspült und verbunden durch die gleiche heilige Flut. Von Phönikien bis Spanien regierte der mächtige Poseidon, der Bruder des Zeus, und ihm Hymnen zu schreiben, der die Höhe des Menschengeschlechts eingeleitet und ermöglicht hatte, ihm Gesänge wie die des Homer darzubringen, wäre mir ein Ziel gewesen, aufs Innigste zu wünschen, hätte mir der Dämon nicht die Aufgabe zuerteilt, Seelen zu heilen und der Wirklichkeit zuzuwenden. „Erfinder rollenden Gesangs und sprühend gewandter Zwiegespräche“ – ach, das galt mir leider nicht. Vielleicht wäre

sonst der Verlust aufzuhalten gewesen, der mich im Verlauf der Jahre erwartete, der Verlust der jungen Jeanne und aller meiner Geltung im öffentlichen Wesen des jüdischen Aufbaus. Aber damals: nur in Versen, dachte ich, an meiner Pfeife saugend – nur in Versen hätte man die Begeisterung würdig ausdrücken können, die mir Schwung verlieh und soviel Jugendlichkeit. Das Unvergeßliche aber, das kam vom Meer, vom südlichen Meer. Ich kannte allerlei klare Gewässer schon vorher, aber was ich erlebte, wenn ich mich an die Reling preßte und hinunterspähte in das schmiegsame und mächtige Element, das wir durchschnitten, Bug stets nach Südosten – dazu trug Klarheit des Wassers, seine Durchsichtigkeit, nur einen Baustein bei. Wir waren doch in ihm geschwommen, Jeanne und ich, mehrmals in Porquerolles. Und so liebenswürdig es sich einfangen ließ in jenen Buchten und Inselufern, so kraftvoll trat es mir hier entgegen, wenn auch immer das gleiche, das Mittelmeer. Jede Bewegung seiner Wellen drückte Form aus, Gehaltenheit zwischen einem großen Binnensee und dem Ozean, mit dem es ja nicht wetteifern wollte. Aber wie diese Bläue in die Tiefe ging, bis zur indigofarbenen Schwärze, wie der Schaum an Weiße mit dem Weißesten wetteiferte, das unsereinem als Vergleich zur Verfügung stand, mit Möwenfedern, Wolken und Gletscherschnee – das riß mich zu immer neuer Dankbarkeit hin. Hier eben weitete sich Poseidons Reich, eines Gottes, dem der Tempel von Pästum in seiner erhabenen Einsamkeit zu Recht dastand wie ein Trankopfer der Nacht. Ein gesetzgebender Großherr aus olympischem Geschlecht, nur durch Opfer beeinflussbar, der die Formen seiner Küsten und Inseln anerkannte, – kein flüssig gewordenes Gebirge gleich dem Atlantischen Ozean. Oh, ich fühlte, auch Poseidon konnte zuschlagen, mit dem Mittelmeer war nicht zu spaßen, aber seine Geheimnisse ließen sich ergründen, und im Umgang mit ihm hatte der Sohn der Europa seine heutige Gestalt gewonnen, an diesen Küsten Haus und Stadt gebaut, sein Maß empfangen, sein Wissen geschult, sein Können in Formen gebracht und für immer abgestempelt – unser Mensch, der Bücherfreund, der Kämpfer.

Ach, dieses Grün und Blau und Blaugrün, dessen Oberfläche wir durchschnitten, diese Klarheit, die immer zum Hineinspringen verlockte, dieser Salzhauch und Morgenwind, den ich in Nase und Lungen einsog, und der mich erfrischte und elastisch machte, als wüßte mein Organismus mit dem Jod, das er einatmete, was besonders Kräftigendes anzufangen. Besann ich mich auf von Menschen Erschaffenes, Erfundenes, das mich diesem Element vergleichbar in Tiefen aufwühlte, in Höhen entrückte, so durfte ich es nur mit unserer österreichischen Kammermusik vergleichen, mit dem köstlich Beseeltesten aller Klänge, die mit Franz Schubert in die Welt gekommen waren, seinen Trios, Quartetten, dem C-Dur-Quintett, dem großen Oktett,

die nie aufgehört hatten, weiterzusprossen, zu zeugen. Süße Musik, Beschwingerin der Seele! Wenn nur mein Plattenschatz und das bescheidene Koffergrammophon im Lift der „Hannah“ und des „Hermann Treppner“ die Reise zu Land und See gut überstanden! Mit Hella nämlich hatte ich mich geeinigt – ihr Bruder Theo besaß einen viel besseren Apparat als dieser meine war, und die Columbia-Platten füllten einen artigen Schrank, von denen er in Briefen immer wieder schwärmte. Meer, Meer, Mittelmeer! Sicherlich stammte ich, bevor noch an Österreich und die Bukowina zu denken gewesen, von phönikischen Seeräubern und Händlern, die schon vor 4000 Jahren den Weg fuhren, heimwärts, den ich jetzt nahm. Der Rausch dieser Meerfahrt faßte in sich auch Helle und Glück unserer Gesittung, die hier erarbeitet worden war, mühselig und beständig, von allen Menschen der besiedelten Uferzonen, Hinterländer. Hier war der Schritt getan worden, der in dem landenden Fremdling nicht mehr ein taurisches Götteropfer sah, sondern den willkommenen Gast, der mit Erfahrungen und Künsten den Landungsplatz bereicherte. Hier hatten Völkerschaften die Schulung gespürt und angebetet, die sich im Schatten der Schrift auswirkte, im Aufzeichnen, Lesen und Verehren des von den Vorfahren Vermittelten, durch jahrhundertelange Beobachtung Ergründeten. Hier ward der Dekalog vom Sinai angewendet, das Gesetzbuch, aus dem Nomadenstämme sich zu seßhaften Dorfschaften, Landschaften bekehrten. Hier hatte die menschliche Logik erst den pythagoräischen Lehrsatz erfunden und dann die Dialektik des Sokrates. Und von hier waren Ritterlichkeit und Schutz der Schwachen, der Unbewaffneten, der Frauen und Kinder den Schwert- und Lanzenträgern in die Hirnrinde eingegraben worden als Engramme, bis sie schließlich gleich einem Automatismus die moderne Seele regierten, von Arabern und Sarazenen, von Ägyptern und Spaniern, von Italikern und Provençalern und von all den Südslawen, deren Reiche in christlicher Zeit den Byzantinern dienten, den Türken zum Opfer fielen, in Freiheitskämpfen sich wieder und wieder aufrafften. Ich weiß nicht mehr, nachdem soviel Zerstörung diese Gesittungskruste abgeschliffen hat, ob mich damals auf der „Jasukuny Maru“ ein Vorgefühl bewegte, wie der Aufstand des Kleinbürgertums mit all diesen so schwer gewonnenen Gütern und Werten aufräumen würde. Mit dem Reichstagsbrand und dem Scheiterhaufen der Bücher, der Beschimpfung und Ächtung aller fortschreitenden Geister und Könnern hatte es begonnen, und wir wahrhaftig witterten damals schon, was da einstürzte, gekündigt wurde, seine Gültigkeit verlor. Wie weit es gehen würde, ahnte niemand, am wenigsten ich, der sich mit Enthusiasmus nach rückwärts verlor in die Anfänge, die frühe Welt. In die blauen Tiefen statt in mein eigenes Unbewußtes hinunterschauend, während die Maschine, „Jasukunys“ lebenswerte Kreiselmaschine, zu unseren Füßen surrte und zitterte,

verwies ich meinen Geist auf jene Fernen, da hier nicht ein Mittelmeer, sondern drei große salzige Binnenseen gerauscht haben mußten – getrennt durch Landbrücken, über die wir jetzt hinwegsteuerten und die uns das Lot der Navigationsoffiziere kartenmäßig festlegte. Damals, wer weiß wann, ragten Gebirge auf, wo jetzt Inseln vom Meer bespült werden, kahle Felskuppen, an denen wir hinfuhren, Zakynthos und Leukas, Ithaka und Cypern. Auf diesen Landbrücken hatten sich die Urväter des mittelmeeerischen Menschen, die durch ihre Höhlenmalereien und Bogenschützenkünste ausgezeichneten Verwandten der Buschmänner und Pygmäen, nach Norden vorwärtsgetraut, mit den eingeborenen Iberern und Pelasgern, Basken und Etruskern vermischt und eine Kultur gegründet, die dann, viel später, nach dem Austrocknen der Sümpfe zwischen Kaukasus und Schwarzem Meer, die Reiterstämme der asiatischen Hochebene anlockte, die Schwertträger und Arisch-Sprecher, Hellenen und Italiker, Kelten und Germanen. Aber während ich dann nach den vielfältigen, reizvollen Mahlzeiten eine an Bord gekaufte deutsche Zigarre rauchte und das Meer vom Liegestuhl aus ansah, von ferne gleichsam und als Mauer rings um mich errichtet, dachte ich, daß, im Grunde genommen, dieses Mittelmeer als Repräsentant des feuchten Elements überhaupt die Stunde regierte.

Dem Meer entsprechend aber verwandelte sich auch das Land. Die Enge von Messina entlang war es noch eine moderne, von Zeitgenossen bewohnte, mit Uferstraßen und Bogenlampen gangbar gemachte Landschaft. Und der Ätna leuchtete fesselnd, aber keineswegs ungewöhnlich durch die Nacht, als wir ihn in tiefer Finsternis passierten. Aber dann, am nächsten Tage oder am übernächsten, ich besinne mich nicht mehr deutlich auf Einzelheiten, sahen wir Kreta rechts von uns liegen, und diesen Eindruck werde ich nicht vergessen. Wie eine Steilküste sah es aus, die perlmuttern schimmerte. Selbst mit dem Fernglas, das ich damals noch besaß, meinem mächtigen alten Feldstecher aus den Zeiten des k. u. k. Oberarztes Karthaus, mit achtfacher Vergrößerung und einem Gewicht, als wäre es aus Stahl – selbst mit diesem treuen Hilfsauge erblickte ich kaum Einzelheiten. Aber das ganze Kreta, diese Märcheninsel, brannte sich mir ein wie kaum ein anderer aus dem Meere steigender Fels. Dort auf dem Berge Ida hatten sich die Göttinnen dem Paris nackt gezeigt und durch ihren Schönheitswettstreit den Trojanischen Krieg entfesselt, die größten Epen unserer westlichen Welt einleitend. Er schimmerte weiß, kreidig, von Wolken betupft, und indem ich meine schottische Decke näher ans Kinn zog, ließ ich mich im Stuhl zurückgleiten und öffnete mich meinen Gedanken. Von Kreta hatten die Hellenen Kultur empfangen, die Badewannen kamen daher, der Palast von Knossos enthielt die erste Wasserspülung, seine Mädchen und Frauen müssen erhaltenen Wandbildern nach die ersten Städterinnen gewesen sein, um

Liebe wissend, Anmut, weibliche Schönheit. Jene Helena, von deren Vorübergehen Homer noch die troischen Greise erschüttert zeigt, war ja nur die Zusammenfassung und Verkörperung aller kretischen Jugend... Der Goldschmuck von Troja und Mykene wie die Bändigung der menschlichen Seele stammten von ägäisch-kretischen Meistern, die Achäer und Dorer dann erschlugen, bloß um ihre Nachfolge anzutreten. Immerfort zerstören Menschengruppen die Kulturen ihrer Vorgänger, dachte ich, lassen sich auf den verwüsteten Stätten nieder, erbauen sie neu und werden von dem Geiste geformt, den sie in ihrer barbarischen Unreife erst einmal vernichten wollten. Wie oft ist dies passiert? Immerfort und überall. Eine letzte Völkerwanderung dieser Art vertrieb eben mich, den Republikaner Karthaus, aus der Menschengründung Berlin, gerade wieder ist eine Kulturschicht vom Aufbäumen der Kleinbürger zugeschüttet worden. Aber beruhigt euch, meine Freunde, gegen die Umformung durch den Ortsgeist sträubt ihr euch vergeblich.

Ich weiß nicht einmal mehr, ob ich damals oder bei einer anderen Überfahrt nahe an der Küste von Messenien vorüberfuhr, dem Peleponnes nämlich und gewissen Felseninseln, die mir mein Glas noch näher holte. Wie riesige versteinerte Saurier lagen sie im Wasser: „Same, Dulychion auch und die wälderreiche Zakynthos“. Ach nein, du armes Gerippe, wälderreich darf dich niemand nennen, nicht einmal baumbestanden und von Schatten gefleckt. Haben dich die Römer oder die Türken für ihre Schiffsbauten abgeholzt? Sehen so die Liparischen Inseln aus, auf denen der abtrünnige Arbeiterführer Mussolini seine Gefangenen hält, Männer wie er, die aber klarer denken und die Zukunft ihrer Klasse und der Menschheit besser gestalten wollen? So jedenfalls entwaldet und kahl kam mir das gegenwärtige Griechenland zum erstenmal entgegen. Wir hatten von ihm kaum je Notiz genommen, wir Leute des zwanzigsten Jahrhunderts. Als ich mit unserem Lazarettzug 1916 nach Cavalla hinunterrollte, war es mir nicht eingefallen, diese Mazedonier mit jenen Makedonen zusammenzubringen, die unter dem Schüler des Aristoteles, dem großen Alexander, europäisches Wesen und westliche Formen bis zu Völkerschaften vorgetragen hatten an den Quellen des Indus. Die Griechen von heute waren ein Balkanvolk und hatten für unseren großstädtischen Hochmut mit ihrer großen Vergangenheit ebensowenig zu tun wie Juden oder Ägypter mit der ihrigen. Ja, wir kannten kaum Zeitgenossen aus diesem Griechenland, an dem ich jetzt vorüberfuhr. Der einzige Mensch, der mir persönlich jemals etwas von einem Griechen erzählte, war Jeanne gewesen. Und auch diese Episode ihrer Begegnung mit dem „griechischen Jungen“ wäre wohl schon vergessen, wenn die ungeheure Durchmischung und Zerstreuung unserer Zeitgenossen, die wir als Frucht der faschistischen Epoche erleben, mich

nicht in die innigste Berührung mit ihm gebracht haben würde. Hätte ich doch ohne diese Verbindung mit seiner Person und und seinem Schicksal kaum Anlaß, mein Ergehen während jener Jahre nachzuzeichnen.

Jeanne hatte mir von dem Erlebnis mit einem griechischen Jungen auf ihre zurückhaltende und dennoch vertrauensvolle Art berichtet, als wir beide auf jener Höhe unserer Beziehung angelangt waren, die mehr als ein Jahrduzend vorgehalten hat, mir aber als lebenslängliche Nebenehe erschien. Damals drängte es sie, mir alles zu berichten, was sie erotisch erlebt hatte seit den Schwärmereien für ihren Bruder und dessen Freunde. Der griechische Junge war nicht der erste, den sie eroberte, aber der eindrucksvollste. „Er sah gut aus zwischen den Säulen den Warmbades, wenn er das Sprungbrett bestieg und ins Schwimmbad hineinschoß wie ein Torpedo. Er hielt mich für eine Engländerin, weißt du, und sprach mich so an. Sein Vater schwärme für Großbritannien, und wenn er das Vergnügen haben dürfe, mir Gesellschaft zu leisten, werde er ihn noch weit besser verstehen als bisher.“ Dies spielte sich in einem Kurort des Berner Oberlandes ab, im Hochsommer der Befriedungsepoche, als sich alle Welt entwaffnete und nur Deutschland aufrüsten durfte. Er war der Sohn eines griechischen Artilleriehauptmanns, abkommandiert zu den Manövern der Schweizer Gebirgsbatterien, die in den Diablerettas umherfuhren, als exerzierten sie an den Ufern des Bodensees. Dieser Artillerist schwärmte für Großbritannien wie Schweizer Protestanten für den Schwedenkönig Gustav Adolf. Darum hatte er seinen Ältesten auch mit englischen Vornamen getauft – welchen, vergaß Jeanne zu berichten. Dieser griechische Junge blieb immer gescheit und lustig, er hatte eine Art, die siebzehnjährige Jeanne als erwachsenes Fräulein anzusprechen, anzulächeln, die der munteren Berlinerin, gewöhnt nur an den Umgang mit Jungen aus Berlin W, süß in die Glieder fuhr. Dennoch behielt sie ihren Kopf oben, ihren reizenden, fast auf Knabenart kurzgeschorenen Blondkopf, der mit so hellen Augen in die Welt blickte. Sie sagte sich: das kann was werden, aber wenn die Ferien vorüber sind, muß es aus sein, ganz aus. Daher behielt sie ihren Familiennamen für sich, und da sich das ganze in französischer Sprache abspielte, die beiden geläufiger war, übersetzte sie sich ins Französische, sie hieß für ihn *Made-moiselle L'Evêque* und dann kurz Jeanne, und erst am Wochenende erfuhr er, daß sie nicht aus Grenoble stammte, sondern aus Berlin, wohin ja Hunderte von Hugenottenfamilien ausgewandert waren. Aber er übertrumpfte sie. Als sie sehr vertraut waren, Jeanne in der Mitte der Nacht ihr Hotelzimmerchen neben den Eltern mit dem seinen vertauschte, um sich zu beweisen, daß sie Mut hatte, da zog er sie an sich. „Du wärest wert, eine Griechin zu sein, ich nenne dich *Joanna Episcopoy*.“ – Das war ein Ferienerlebnis gewesen, eine schöne Kinder-Sommerliebe, die im dichten

Gebüsch des schweizerischen Berglandes ihre ernsthafte Wendung genommen hatte. „Da roch es so wunderbar nach trockenem Gras, Himbeeren und Tannennadeln, weißt du, und ich wollte ihn ja auch haben. Er war der beste Schwimmer, und er sah so gut aus.“ Ich glaube nicht, daß wir von dem griechischen Jungen jemals wieder sprachen; Jeanne nannte ihn nicht einmal beim Vornamen, und als ich ihn wiedererkannte, feststellte, wer er sei, war die Welt längst in Flammenschein getaucht, von China bis Äthiopien.

Günter de Bruyn

BOZENNA

Erzählung

Sicher hast du nie gewußt, Bozenna, wie wichtig du damals für mich gewesen bist. Immer, wenn ich über die wahrscheinlich nie ganz ergründbare Frage nachgrüble, welche Umstände, Ereignisse und Personen mich zu dem haben werden lassen, der ich jetzt bin, schweifen meine Gedanken zurück zu dir und zu den dunklen, kalten Tagen in deiner Heimatstadt Katowice, die auch du damals Kattowitz nennen mußt; und immer habe ich dabei das Gefühl, daß ich dir noch Dank schulde, Dank für deine Hilfe und für das Beispiel, das du mir gabst.

Sicher erinnerst du dich noch genausogut wie ich an jenen Winter, in dem eure Stadt zum zweiten Male nicht nur unter Schnee und Frost, sondern vor allem unter der tödlich bedrückenden Last der deutschen Besetzung zu leiden hatte. Die Straßen bedeckte steinhart gefrorener Schlamm, der von frierenden, abgemagerten Häftlingen weggehackt wurde, die schwarzen Halden vor der Stadt waren zu leuchtenden Schneehügeln geworden, zwischen denen sich dampfende Abwässer ihren Weg fraßen. Deine Chefin, die ständig über euer schlechtes Deutsch und über die „polnische Kälte“ schimpfte, kam in einem großen Umschlagtuch, wie es die Bäuerinnen bei euch tragen, zur Arbeit, und die vielen Polizisten auf den Straßen traten frierend von einem Bein aufs andere und schlugen sich, wie die Kutscher, die Arme um den Leib.

Sicher frorst auch du immer sehr in diesen Wochen, wenn du am frühen Morgen durch die einsamen, nur von einigen blau bestrichenen Lampen erleuchteten Straßen in unser Lager liefst, um acht Stunden oder mehr Fußböden und Waschbecken zu scheuern, Kartoffeln zu schälen und Geschirr abzuwaschen. Vielleicht trugst du auch so ein großes wollenes Tuch um Kopf und Oberkörper gebunden wie deine deutsche Chefin, die Wirtschaftsleiterin, vielleicht hattest du nicht mal ein dünnes Mäntelchen, das wenigstens notdürftig den eisigen Wind abhielt. Ich weiß es nicht; denn wir schliefen, wenn du kamst, noch unseren festen, wenn auch schon von beunruhigend unsauberen Träumen erfüllten Kinderschlaf unter den blaukarierten Decken und sahen dich nur wischend und scheuernd auf dem Boden kauern, immer in deinem grüngestreiften Waschkleid, nie aufblik-

kend zu den Jungen, die an dir vorbeigingen und dir manchmal, wenn sie nicht allein waren, schmutzige oder anzügliche Bemerkungen zuriefen. Selbst wenn du den Kopf hobst, um deine Zöpfe, die dir stets beim Wischen und Bohnern im Wege waren, zurückzuwerfen, sahst du keinen an, hieltest du die Augen gesenkt. Nur einmal, als du auf dem Boden knietest und mehrere Jungen einen Kreis um dich bildeten und sich so lange schoben und stießen, bis einer auf dich fiel, da richtetest du dich auf, und dein sonst so erschreckend bleiches Gesicht war hochrot, als du mit deiner dünnen Kinderstimme riefst: „Stoßen Sie nicht!“

Du sprachst das *ß* wie ein doppeltes *s* und zogst das *i* im Wörtchen „nicht“ so lang, daß die Jungen lachten. Aber es war ein etwas verlegenes Lachen, und sie ließen dich in Ruhe, schlenderten davon, deine seltsame Aussprache nachahmend, erzählten den anderen davon wie von einem großen Abenteuer, und von diesem Tage an wurdest du von hundertundzwanzig zehn- bis vierzehnjährigen Jungen nur noch „Stossen Sie nicht!“ genannt, wobei die älteren durch ein Grinsen auf die von ihnen hineingelegte Zweideutigkeit dieses Ausrufes hinwiesen.

Sicher hast du dich auch unter den Frauen und Mädchen, mit denen du zusammen in der Küche arbeitetest, nicht wohl gefühlt, obgleich du mit ihnen, wenn die Chefin nicht da war, polnisch sprechen konntest. Diesen Eindruck hatte ich immer, wenn ich zum Küchendienst eingeteilt wurde und vom Aufzug her dich verstohlen betrachtete. Dann saßest du, auch hier mit gesenkten Augen, vor der großen Zinkwanne und schältest Kartoffeln; die Zöpfe hingen glatt wie zwei dünne Seile vor deinem schwächlichen Oberkörper herab, und du verrietest mit keiner Regung, ob du die Witzeleien und schlüpfrigen Gespräche der älteren Jungen und der anderen Küchenmädchen überhaupt wahrnahmst. Einige aus unserer Klasse, die Großen, Starken, allgemein als Anführer anerkannten, die im Turnen Einsen auf dem Zeugnis hatten, selten von Lehrern geschlagen wurden und ihren Kameraden gegenüber taten, als wüßten sie bereits alles vom Umgang mit Frauen, standen mit den kräftigen, großbusigen Mädchen in einem eigenartig-vertrauten Verhältnis; sie behandelten sie – die Jahre älter waren – mit geringschätziger Herablassung, die die Mädchen aber nicht beleidigte, sondern ihnen offensichtlich gefiel. Über jede mit schiefgezogenem Mund hingeworfene Zweideutigkeit lachten sie schallend, blieben nie eine Antwort schuldig, und ihre Augen blitzten lustig beim Schimpfen, wenn ein Junge sie im Vorübergehen in den Schenkel gekniffen hatte. Manchmal auch wehrten sie sich scheinbar gegen die Zudringlichkeiten und packten die Jungen; dann rangen sie miteinander, Brust an Brust, beschimpften sich dabei und ließen erst mit verlegenen Blicken voneinander ab, wenn ihre Gesichter rot und verschwitzt waren. Und du, Bozenna, saßest in der Ecke

vor der großen Kartoffelwanne, schwächig, blaß und ernst, blicktest nicht auf und sagtest kein Wort.

Sicher ekeltest du dich genau wie ich dabei, wenn auch der trübe, heiße Drang, der die anderen zu Schlüpfereien und Raufereien veranlaßte, dir genausowenig fremd war wie mir. Sicher fühltest du dich auch ganz besonders einsam in solchen Minuten, in denen man – was die anderen nie glauben – sich nicht als besser, sondern einzig und allein als andersartig empfindet und traurig darüber ist. Vielleicht fühltest du so, vielleicht nicht, ich kenne dich zu wenig. Was kenne ich überhaupt von dir, Bozenna? Deine dünnen Arme, das Waschkleidchen, grün-weiß gestreift, die Zöpfe, deine Haltung beim Scheuern und Kartoffelschälen, deinen Vornamen, den deine Chefin, weil es ihn, wie sie meinte, gar nicht gibt, in Bärbel änderte, und dann die paar Worte, die du mit mir sprachst. Es ist wenig genug, aber ich weiß, was du tatest in jenen frostklirrenden Tagen des zweiten Kriegswinters; und ist das nicht mehr als alles Wissen um deine Gefühle, deine Familie, deine Geburtsdaten, um Freunde und Erlebnisse?

Mein Vater war beim Einmarsch in das neutrale Belgien gefallen, und als der zu erwartenden Bombenangriffe wegen die Evakuierung der Kinder aus Berlin begann, fuhr ich mit, in der Hoffnung, die Einsamkeit neben der stets traurigen Mutter mit dem vergnügten und abenteuerlichen Lagerleben im Kreise meiner Schulkameraden zu vertauschen. Es wurde eine schreckliche Zeit, auch für mich, Bozenna, diese Wintermonate in dem großen, ehemaligen Schulgebäude deiner Heimatstadt. Die HJ-Führer, die die Aufgabe hatten, jede Minute außerhalb des Schulunterrichts im Sinne des Staates zu nutzen, glaubten ihre Freistellung vom Militär am besten dadurch sichern zu können, daß sie uns das Leben so schwer wie möglich machten. Der Drill, der uns später dazu brachte, das Schlachtfeld für paradiesisch zu halten, begann damals schon.

Aber das war das Schlimmste für mich noch nicht. Ich war der Jüngste und Schwächste in unserer Klasse, lang aufgeschossen und blaß, für jede Krankheit anfällig, wegen einer nicht richtig auskurierten Hüftlähmung fast immer vom Turnen befreit, ungeschickt im Umgang mit anderen, mit mehr Freude am morgendlichen Rauhreif der Straßenbäume als an militärischen Siegen, Lärm und Schlägerei; dazu erfüllt von einer Achtung der Frauen, die jedes schmutzige Gerede über sie wie körperlichen Schmerz empfinden ließ. Zurückgeblieben also, krankhaft unterentwickelt in den Augen der Maßgebenden; schwächlich, weich, lebensuntüchtig, Gegenstand der Mißachtung und des Hohns, immer der Schuldige, der Sündenbock, der Auffallende, wenn es darauf ankam, beim Marschieren, beim Schießen, beim Boxen und Witzereißern. Jeder Lehrer, der mich verhöhnte,

war sich des Beifalls der Klasse sicher; jeder Führer, der mich allein vor der Kolonne ungeschickte Kehrtwendungen wiederholen ließ, hatte die Lacher auf seiner Seite; jeder der nicht so einflußreichen Jungen konnte sich auch mal hervortun, indem er mir morgens im Waschraum die Schlafanzug-hose herunterzog; in mir hatten sie einen, der ständig Stubendienst machen und Schnee fegen mußte.

Es war eine schreckliche Zeit für mich, dieser Winter, in dem ich vier-zehn Jahre alt wurde, aber er wäre noch schrecklicher gewesen, wenn Preuß nicht gewesen wäre, der mir beistand. Preuß und Markmann waren die ungekrönten Könige unserer Klasse und des ganzen Lagers, die besten Boxer und Ballspieler. Preuß hatte mir einmal beim Spiel den Ball mit solcher Schärfe vor die Brust geworfen, daß ich minutenlang bewußtlos auf der Erde lag. Er hatte Angst um mich gehabt und war von diesem Tage an mein Beschützer geworden. Ich liebte ihn sehr, wenn er auf Wanderungen durch die von der Industrie zerstörte Landschaft, der der Schnee die Trostlosigkeit genommen hatte, mit mir, der ich nie das Tempo halten konnte, zurückblieb und meinen Märchen lauschte, die ich eigens für ihn erfand, weil ich sehr wohl fühlte, daß ich in unserer Freundschaft nicht nur der Nehmende sein durfte. Sicher war ich ihm dabei so fremd wie er mir, wenn er boxte und raufte.

Ich merkte es, als ich ihn einmal fragte, warum seiner Meinung nach ein Junge sich schämte, wenn er hinkte und schwach sei, nicht aber, wenn er nicht singen oder zeichnen könne. Da antwortete er nicht, zuckte nur mit den Schultern, und ich wußte nicht, ob er schwieg, um mich nicht beleidigen zu müssen, oder ob er meine Frage als einen Angriff auf sich empfand; denn obgleich er gern meine Geschichten hörte, war das natürlich eigentlich unter seiner Würde, und er schämte sich vor den anderen dafür. Die einzige Möglichkeit, sein Gesicht zu wahren, schien ihm darin zu bestehen, seine Freundschaft zu mir zu verleugnen und seine Beschützer-rolle mit wehrhaftem Trotz gegen die öffentliche Meinung zu begründen. An ihm liegt mir gar nichts, mag er den anderen gegenüber geäußert haben, aber ich werde euch beweisen, daß ich stärker bin als alle, die gegen ihn sind.

Ich ahnte das von Anfang an, aber trotzdem war ich glücklich über diese Freundschaft, bis dann der Tag kam, den sie nur hätte überstehen können, wenn sie echt gewesen wäre.

Du mußt entschuldigen, Bozenna, wenn ich soviel von mir spreche, aber es ist notwendig, um dir die Situation begreiflich zu machen, in der ich mich befand, als du kamst und mir halfst und mir Halt warst in der Verzweiflung der Einsamkeit. Das klingt dir vielleicht zu großartig, aber

du weißt selbst, wie mit vierzehn Jahren, wo nichts festzustehen scheint, einzelne starke Erlebnisse in Abgründe stürzen oder auf große Höhen heben können.

Was nachts im Waschraum endete, begann am Nachmittag des trüben, frostigen Tages. Wir zitterten schon vor Kälte, als wir auf dem Schulhof, unserem Sport- und Exerzierplatz, standen und mehrere Reden von Lehrern und HJ-Führern über uns ergehen lassen mußten. Man feierte etwas, einen Sieg oder einen Gedenktag, und wir trugen zum erstenmal unsere einheitliche Lagerkleidung – du wirst dich erinnern können –, HJ-Uniform, die nur in der Farbe von der üblichen abwich. „Braun wie die Erde ist u-u-un-ser Kleid . . .“, sangen wir, als wir endlich abmarschierten, um an einem Aufmarsch am Ring teilzunehmen, der, wie es hieß, der Bevölkerung die heroische Größe der Stunde bewußt machen und sie zu größerer Opferbereitschaft anspornen sollte.

Der schneidende Ostwind, in dem ein Jahr später die anscheinend unüberwindliche deutsche Kriegsmaschinerie zum Stehen kommen sollte, fegte staubfeinen Schnee durch die Straßen, verbiß sich schmerzhaft in unsere Gesichter und ließ die schwarze Fahne mit der Siegrune, die Markmann vor uns hertrug, aufgeregt flattern. Zwischen Wällen aus schmutzigen Schneeklumpen hindurch marschierten wir an den düsteren Mauern des Gefängnisses vorbei in die Innenstadt. Vor dem Kino, in dem der von falschem Freiheitspathos erfüllte Film „Friedrich Schiller, der Triumph eines Genies“ gespielt wurde, hackten Häftlinge, den gelben Stern auf der Brust, das Eis vom Gehsteig, und einer der Führer, die wie scharfe Hunde die Kolonne ständig umkreisten, brüllte mit fanatisch aufgerissenem Mund: „Juda . . .“, und die hundertundzwanzig Kinder, die von ihren Eltern dazu angehalten worden waren, höflich zu Erwachsenen zu sein und keine Tiere zu quälen, schrien im Chor: „. . . verrecke!“, und über die jungen Gesichter legte sich dabei ein Zug freudig-grimmiger Entschlossenheit.

Ich konnte nicht mitschreien, aber ich öffnete den Mund, weil ich wußte, daß sonst sofort ein Führer bei mir gewesen wäre, um mich anzubrüllen und mir fürchterliche Strafen anzudrohen. Aber mitschreien konnte ich nicht, da ich jedesmal, wenn ich die zu Skeletten abgemagerten Häftlinge sah, einen schmerzhaften Stich in der Herzgegend spürte und das Blut mir in den Kopf schoß vor Mitleid und Scham.

Ja, ich schämte mich, Bozenna, wenn ich uniformiert an den frierenden Gestalten vorbeimarschierte, und kannte nicht das stolze Gefühl, zu den Siegern zu gehören, zu den Stärkeren, die herrschen konnten, weil sie die Edleren waren, dieses berauschende Gefühl der verdienten Macht, das aus den Gesichtern der anderen sprach. Frag mich nicht, warum ich so war.

Ich weiß es nicht, vielleicht, weil ich selber soviel zu leiden hatte, vielleicht, weil ich schon früh die durchaus nicht immer angenehme Fähigkeit hatte, mit anderen mitzufühlen. Ich will mich dessen nicht rühmen, es war nicht mein Verdienst; oft genug hatte ich Stunden, in denen ich mich deshalb zu verachten suchte. Sie waren mir durchaus nicht sympathisch, diese Skelette in Lumpen, mit den spitzen, unrasierten Gesichtern, die sich nie hoben, auch nicht, wenn brüllende Kolonnen vorbeimarschierten. Ich hatte unbestimmte Angst vor ihnen, Mitleid und Angst, und erst spät kam mir der Gedanke, daß sie zu Unrecht eingesperrt sein könnten.

„Wenn du so ein Gesicht ziehst, wirst du gleich wieder über das Pflaster robben müssen!“ sagte Preuß zu mir, der, obgleich er mehr als einen Kopf größer war, es immer so einrichtete, daß er neben mir marschieren konnte.

„Tun sie dir nicht leid?“ fragte ich zurück, ohne den Kopf zu wenden, gerade so laut, daß er es durch den dumpfen Lärm der nagelbeschlagenen Schuhe hören konnte.

„Es sind Polen und Juden!“ sagte er nur, und ich wußte, daß er damit sagen wollte, daß solche Menschen nicht zu leben verdienten und daß man mit Mitleid keinen Krieg gewinnen könnte. Ich antwortete nicht mehr. Ich habe so etwas wie Preuß nie sagen können, aber nicht, weil ich es besser wußte, sondern weil mein Gefühl mir sagte, daß es so nicht sein konnte, auch wenn man es in der Schule lernte wie das Einmaleins.

Singend zogen wir durch die Straßen, ab und zu übertönt durch das „Lauter, ich höre nichts!“ der Führer, den Scharen von Arbeitern entgegen, die aus den Fabriken und Gruben nach Hause eilten. Sie taten, als hörten und sähen sie nichts, zogen die Schirmmützen ins Gesicht, die Köpfe tiefer zwischen die hochgeschlagenen Joppenkragen, und sahen weder nach rechts noch nach links, schienen keine Notiz zu nehmen von dem Sieg oder dem Gedenktag, von der heroischen Größe der Stunde, die wir ihnen brüllend ins Bewußtsein zu rufen hatten.

Singend erreichten wir auf Umwegen den Ring, wo vor der imposanten Fassade des Theaters ein höherer Parteiführer, von seinen braun uniformierten Trabanten umgeben, mit betont eisernem Gesicht die Meldung unseres Lagerführers entgegennahm. Wir standen mit kalten Füßen herum, bis der große Platz sich mit braunen und schwarzen Kolonnen füllte, ließen Reden an uns vorüberrauschen, schrien „Heil! Heil! Heil!“, während der trockene, feine Schnee unsere Kragen und Mützen weiß puderte, Füße und Hände uns vor Kälte erstarrten und die grauen dichten Scharen der Arbeiter sich, ohne aufzublicken, vorbeisoben, dem Bahnhof zu. Und an der Straßenbahnhaltestelle, dicht hinter uns, wo sich die verummten Gestalten stauten, standen sie stumm und sahen unbeteiligt vor sich hin, als läge der Platz leer und weiß im gleichmäßigen wehenden Ostwind. Wenn

wir uns, das Gebrüll eines Führers in Kauf nehmend, nach ihnen umwandten, sahen wir in diese Gesichter, die keine Gefühle zeigten und, weil Begeisterung vorgeschrieben und üblich war, unheimlich und feindlich auf uns wirkten. Wir fühlten ihre Blicke wie eine ständige Bedrohung im Rücken und waren froh, als das letzte Lied gesungen und das übliche, abschließende „Heil!“ gebrüllt war.

„Und das wollen Deutsche sein, diese Wasserpollacken!“ sagte Preuß zu mir in Verkennung der Tatsachen; er wußte genausowenig wie ich, daß bei euch von Wollen keine Rede sein konnte.

Wir froren erbärmlich und gerieten alle in stille Wut, als wir nicht in das Lager zurückmarschierten, sondern in einer der zum Bahnhof führenden Nebenstraße stehenblieben, wo ein kleiner Lieferwagen mit Sammelbüchsen des sogenannten Winterhilfswerkes auf uns wartete. Jeder bekam eine dieser Blechbüchsen in die Hand gedrückt, deren Klappern uns noch heute in den Ohren dröhnt und daran erinnert, daß man mit Mitleidsparolen Kriege finanzieren kann, dazu die Anweisung, in welcher Straße er sich zu postieren hatte. Nun schrien wir die bekannten nationalen Bettelsprüche in die gleichgültig-feindseligen Gesichter der Vorüberhastenden, während der trübe Himmel über den baumlosen Straßen dunkler und dunkler wurde und der Wind schärfer in unsere Gesichter biß. Die unterdrückte Wut auf die Führer, die sie nicht in ihre warmen Stuben ließen, schlug bei den Jungen nun um in einen Haß auf die Menschen, die taten, als sähen sie nicht die klappernden Büchsen, die ihnen hingehalten wurden, die ohne ein Wort die Sammler beiseite schoben, wenn sie sich ihnen in den Weg stellten. Alles das, die kalten Füße, die schmerzenden Gesichter, die unerbittlichen Führer und die Furcht vor den gleichgültigen Blicken, brachte die Jungen in eine eigenartige Stimmung, die ich später beim Militär noch oft erlebte.

Du wirst sie nicht kennen, Bozenna, diese Haltung, die man im Deutschen so treffend als Galgenhumor bezeichnet, diese Stimmung von krampfhafter Lustigkeit, die als „gute Moral der Truppe“ gerühmt wurde, obwohl sie mit Moral nichts zu tun hatte, weil sie meist nur ein Weg war, der Notwendigkeit von Nachdenken und Widerstand auszuweichen. Die Unerklärbarkeit der eigenen Leiden und der feindseligen Haltung der anderen wurde überspielt durch muntere Forschheit; die scheinbare Unabänderlichkeit der Situation wurde durch Spaß erträglich gemacht; man lachte, um nicht weinen zu müssen. Ich aber fühlte mich dabei fremder und einsamer als je zuvor, besonders da auch Preuß ein Meister dieser unbewußten und im Grunde feigen Verstellungskunst war. Nie habe ich es vermocht, diese selbstbetrügerische Haltung anzunehmen. Zu sehr betrückte mich damals die ungewohnte und unerklärliche Feindseligkeit der Menschen, in deren Augen beleidigende Mißachtung, verhaltene Angst oder offener Haß zu lesen war.

Die meisten schoben uns stumm beiseite, manche murmelten einen bösen Fluch vor sich hin, und die, die eine Münze in die Büchse warfen, taten es ohne ein freundliches Wort oder ein Lächeln, nebenbei gleichsam, schnell weitergehend, als schämten sie sich und wollten sofort vergessen, daß sie es getan hatten.

Markmann und Preuß waren es, die den Gedanken hatten, eine Sperre zu bilden. Ich sah sie bei Eisenbreck, einem unserer Zugführer, an der Straßenecke stehen und auf ihn einreden, bis der seine Trillerpfeife, die immer an der grünen Führerkordel hing, aus der Tasche nahm und zum Sammeln pffif. Es waren vielleicht fünfundzwanzig Jungen, die sich in der schmalen Straße, die vom Ring zum Bahnhof führte, um Eisenbrecks gedrungene Gestalt drängten, um seine Befehle entgegenzunehmen. Im stillen hatten wohl alle gehofft, jetzt nach Hause gehen zu können, aber als Eisenbreck ihnen mit Elan seinen Plan auseinandersetzte und Markmann und Preuß dafür redeten, ließen sie sich auch schnell begeistern.

Wir mußten uns unterhaken und so eine Kette bilden, die die ganze Straße sperrte; nur die Passanten, die Geld in eine der Büchsen klimpern ließen, wurden durchgelassen. Obwohl der Strom der Arbeiter geringer geworden war, bildete sich in wenigen Minuten ein Knäuel ungeduldiger Menschen vor uns, die aufgeregt nach ihren Geldbörsen suchten, aber in unheimlicher Weise stumm blieben. Dicht vor mir, von der hinter ihr nachdrängenden Menge mehr und mehr an mich herangedrückt, stand eine alte Frau, das runde, zerfurchte Gesicht von einem der großen Tücher eingehüllt, die ich so oft bei euch sah. Ihre kleinen, sonst sicher sehr gütig blickenden braunen Augen sahen mich mit glühendem Haß an.

Vor diesen Augen nun, Bozenna, wurde die Scham, die mich schon immer erfüllte, wenn ich in Reih und Glied mit den anderen singend und brüllend durch die Straßen zog, so übermächtig, daß ich irgend etwas tun mußte, um zu zeigen, daß ich den Haß, der in diesen Augen brannte, nicht verdiente. Ich bin mir nicht ganz sicher, aber mir scheint heute, als hätte ich in diesem Moment zum erstenmal gewußt, daß man sich auch in der erzwungenen Gemeinschaft die eigene Würde und Verantwortung bewahren muß. Mir war vor diesen alten Augen plötzlich, als würde ich nie mehr vor mir selbst bestehen können, wenn ich jetzt nicht etwas täte. Gewiß, es war nur ein kleiner Anlaß, der mir das bewußt machte, aber nicht immer müssen es große Ereignisse sein, die entscheidende innere Wandlungen auslösen. Lange, oft unbewußt, schwer erkennbar und unbeschreibbar bereiten sich solche Momente vor, sind plötzlich da, wie Regen an einem hellen Sommertag, unerwartet und nur verständlich, wenn man die Windströmungen kennt, die Temperatur- und Druckverhältnisse hier und dort.

Ich wußte in diesem Moment, daß es für mich notwendig war, Tapfer-

keit zu beweisen, Tapferkeit, die uns immer als eine der obersten Tugenden gerühmt wurde, jetzt in anderem Sinne freilich, in einem höheren Sinne, denke ich heute. Denn glaubst du nicht auch, Bozenna, daß der Mut eines vierzehnjährigen Jungen, der in Kleinigkeiten Befehle mißachtet, um seine Würde zu wahren, höher zu bewerten ist als der eines Mannes, der auf Befehl mit anderen ins Maschinengewehrfeuer rennt? Ich zeigte damals in anderem als dem mir gelehrten Sinne Mut, ließ Preuß' Arm los und drängte mich nach links, so daß zwischen ihm und mir eine Lücke entstand, durch die die alte Frau von den hinter ihr nachdrängenden Menschen geschoben wurde.

„Bist du wahnsinnig!“ schrie Preuß und versuchte, die Frau zurückzuhalten. Dabei riß er ihr die Einkaufstasche aus der Hand. Brötchen und Suppenwürfel rollten auf die Straße, ein Marmeladenglas zerbrach auf dem hartgefrorenen, schmutzigen Schlamm, eine blutrote Lache hinterlassend.

„Verfluchte Nazibengel!“ sagte die Frau. Sie sagte es nicht laut, aber doch so, daß es in der drohenden Stille, die über allem lag, von den Umstehenden gehört werden konnte.

Während Preuß blitzschnell den Arm meines linken Nebenmannes ergriff und so die Lücke wieder schloß, hob die alte Frau ihre Tasche auf und ging, ohne sich umzudrehen, auf die nächste Haustür zu. Ich sammelte die Brötchen und Suppenwürfel ein und lief ihr die paar Schritte nach. Als sie die Tür schon geöffnet hatte, erreichte ich sie und legte ihr die Sachen in die Tasche. „Verzeihen Sie, bitte!“ sagte ich.

Gern wüßte ich heute, wie ihre Augen aussahen, bevor sie sich umdrehte und ohne ein Wort zu sagen hinter der Tür verschwand. Ich konnte sie nicht ansehen damals; ich schämte mich und hatte Angst vor ihrem Blick, mehr Angst als vor dem, was danach kommen mußte.

Als ich langsam zu der Sperre und der dadurch aufgehaltenen Menschenmenge zurückging, hatten viele der Jungen mir ihre Gesichter zugewandt und sahen mich verächtlich oder drohend an. Ich suchte Preuß' Blick, aber der tat, als sähe er mich nicht. Niemand forderte mich auf, meinen Platz in der Kette wieder einzunehmen, niemand sagte ein Wort zu mir. Ich stellte mich an die Hauswand, hing mir die Sammelbüchse ans Koppel und wartete. Ich spürte nicht mehr die Kälte. Ich war nicht stolz auf das, was ich getan hatte, und hatte keine Angst. Ich wußte, daß es notwendig gewesen war und bereute nichts.

„Vierzehn Tage Küchendienst, vierzehn Tage Stubendienst, vier Wochen Ausgehverbot! Das ist die Strafe für das Vergehen der Befehlsverweigerung. Das größte Verbrechen aber, die Beschmutzung unserer Ehre, kann dadurch nicht gesühnt werden. Wir, die Jugend des Führers, die Garanten

der Zukunft, sind beschimpft worden, und einer, der das Ehrenkleid des Führers trägt, hat sich in weichlicher, feiger, artfremder Weise vor dem verhetzten Weib erniedrigt. Diese schmachvolle Besudelung der Ehre unserer Gemeinschaft kann nur durch eine Tat der Gemeinschaft abgewaschen werden. Euer aller Aufgabe ist es, den Dreck aus eurer Mitte wegzuwaschen!“

Das ungefähr sagte unser Lagerführer, als wir frierend, müde und hungrig wieder auf dem großen Schulhof standen, der allseitig von hohen Gebäuden umgeben und deshalb windstill war. Die kleinen trockenen Schneeflocken sanken hier sanft und heiter aus dem schwarzen Himmel auf uns herab; ich beobachtete sie während der drohenden Worte, die mir galten, mich aber kaum berührten. Ich hatte vorher gewußt, daß mein Verhalten bestraft werden würde, mich aber dadurch nicht abschrecken lassen. Ich war ruhig und gefaßt, weil ich sicher war, richtig gehandelt zu haben. Ich verfolgte den weichen, beruhigenden Flug der Flocken, und es fielen mir in diesen Sekunden Menschen ein, die mein Verhalten vielleicht würden verstehen können, meine Mutter, Preuß und du, Bozenna. Meine Mutter hatte immer gewußt, was mich bewegte, auch wenn ich mich nicht auszudrücken verstand. Dich, Bozenna, hatte ich sitzen sehen vor der großen Zinkwanne, unberührt von den zotigen Gesprächen, die die Küchenluft schleimig zu machen schienen. Und Preuß war mein Freund, der sich von Märchen verzaubern ließ. Glaubte ich doch noch Jahre später, daß Menschen, die Eichendorffs Gedichte im Mondschein hersagen und Mozart lieben, nicht in der Lage sein können, Frauen zu schlagen oder Männern Pistolen ins Genick zu drücken.

Sie fielen nicht gleich über mich her, als das Kommando zum Weggreten kam. Sie liefen, ohne mich anzusehen, ins Haus, und nur einer von den Kleinen lauerte mir hinter der Tür auf und stellte mir ein Bein, so daß ich stolperte und mit der Stirn auf eine Stufe schlug, aber es war keiner mehr da, der ihm hätte Beifall spenden können. Als ich mich wieder aufrichtete und mir die schmerzende Stelle rieb, sah ich ihn noch auf dem oberen Treppenabsatz stehen, einen der Zehnjährigen – vielleicht Erinnerst du dich noch an ihn –, schwarz, mit mädchenhaft hübschem Gesicht, in dem jetzt Angst war, wohl weniger vor mir als vor dem, was er getan hatte.

„War es schlimm?“ fragte er verleiden, als ich langsam die Treppe hinaufging und er mit mir zugewandtem Gesicht zurückwich.

„Es geht“, sagte ich. „Aber warum hast du das getan?“

„Weil du ein Verräter bist!“

„Findest du es nicht feige, so aus dem Hinterhalt?“

„Die anderen sagen, du bist ein Verräter und hältst es mit den Pollacken!“

„Ich würde mich schämen, nachzuplappern, was die anderen sagen.“

„Warum versuchst du nicht, mich zu verprügeln?“ fragte er ausweichend.

„Weil ich nicht so schnell laufen kann wie du, und die anderen würden dir alle beistehen, und außerdem würde ich dir viel lieber beibringen, daß es feige und unrecht und gemein von dir war.“

„Du bist komisch!“ sagte er nach einer Pause, blieb stehen, sah schnell den Treppenflur hinauf, ob jemand oben stünde und zuhöre, kam dann nahe an mich heran und flüsterte mir schnell zu: „Wenn du mich wirklich nicht hauen willst, sag ich dir was! Eisenbreck hat gesagt, daß ich es machen soll, und sie haben ausgemacht, daß heute die Nachtgespenster zu dir kommen! Aber du darfst mich nicht verpetzen, du!“ Dann rannte er, ohne sich noch einmal umzudrehen, die Treppe hinauf.

Beim Abendessen beachtete man mich nicht, niemand sah mich an, niemand sprach mit mir, nur als ich die Tasse an den Mund setzte, lachten einige von den Jüngeren; sie hatten mir viel Salz in den Tee geschüttet, aber ich tat ihnen den Gefallen nicht, mich zu ekeln, sondern trank alles aus, ohne eine Miene zu verziehen. Während der anschließenden langweiligen Übertragung einer Hitler-Rede flogen mir dauernd mit Speichel angefeuchtete Papierkügelchen an den Kopf, und als ich mich einmal nach einem der Werfer umdrehte, mußte ich zwanzig Kniebeugen machen, und Eisenbreck verlängerte mein Ausgehverbot um weitere zwei Wochen.

Preuß hatte wie immer neben mir gesessen, aber sein breites, gutmütig wirkendes Gesicht war verschlossen, nicht einmal hatte er das Wort an mich gerichtet. Als nun alle auf ihre Stuben liefen, blieb er mit mir zurück und ging neben mir die breiten Treppen hinauf. Ich sagte nichts, weil ich das Gefühl hatte, daß er jedes Wort als Hilfeflehen empfinden mußte. Ich sah, daß er sehr verlegen war und nicht wußte, wie er mit dem, was er mir sagen wollte, beginnen sollte. Aber ich konnte ihm nicht helfen, da ich plötzlich daran zweifelte, daß zwischen uns noch alles so war wie vorher.

„Da hast du dir eine schöne Suppe eingebrockt“, sagte er schließlich, als wir unsere Zimmertür fast erreicht hatten.

„Ich weiß, aber ich konnte nicht anders. Verstehst du das?“

„Nein“, sagte er hastig, als habe er auf diese Frage gewartet. „Nein, das verstehe ich nicht mehr. Viele von deinen verrückten Ansichten habe ich geduldet, ja sogar verteidigt, aber das geht zu weit, das ist Verrat!“

Er versuchte seiner Stimme die Härte zu geben, die notwendig war, um das offizielle Wort für mein Verhalten ohne lächerliche Nebenwirkung aussprechen zu können, aber es gelang ihm nur schlecht, ich spürte die Unsicherheit und die Angst dahinter. Und da ich, obgleich mir bewußt war, daß ich nun ganz allein stand, selbst noch immer keine Angst empfand, fühlte ich mich ihm zum erstenmal überlegen. Ich lächelte und ging weiter. Aber er hielt mich zurück.

„Glaubst du etwa, daß ich Angst habe vor den anderen?“

„Ja, Preuß!“ sagte ich und wußte, daß ich damit eine unübersteigbare Mauer zwischen uns aufrichtete. „Ja, zum erstenmal glaube ich, daß du Angst hast!“

Wir standen auf dem Korridor, Bozenna, dessen grünes Linoleum du so oft gebohnt hast, ziemlich in der Mitte zwischen unserem Zimmer und der Besenkammer, hinter der das Führerzimmer lag, und in diesem Augenblick kam Eisenbreck, das Handtuch über die Schulter geworfen, heraus. Er tat, als sähe er uns nicht, aber am Ende des Flurs drehte er sich noch einmal um, und in diesem Moment antwortete Preuß mir.

„Wenn du mich beleidigen willst, bitte! Mit uns ist es aus, ein für allemal!“

Und es war aus mit unserer Freundschaft, tatsächlich. Ich versuchte nicht, ihn zu halten, in dieser Minute nicht und später nicht. Wir waren noch jahrelang zusammen, aber nie mehr ist zwischen uns ein Wort gewechselt worden. Wir waren keine Feinde, aber wir gingen uns aus dem Wege. Ich habe ihm den Bruch unserer Freundschaft in entscheidender Stunde nie vergeben, und er hat nie vergessen können, daß ich ihn ängstlich sah. Um seinen Mut zu beweisen, meldete er sich freiwillig zu einem Sabotagetrupp und soll 1945 im Ardennengebiet gefallen sein.

An diesem Abend lag ich noch lange wach und beneidete die anderen um ihren festen Schlaf. Von vielen schlaflosen Stunden kannte ich sie alle an der Art ihres Atmens, Preuß rechts neben mir an seinen kräftigen, gesunden Atemzügen, die von vollkommener Regelmäßigkeit waren, den kleinen Eismann an den heiseren Pfeiftönen, und Markmann, am anderen Ende des Zimmers, am unregelmäßigen Schnarchen, das manchmal unvermutet abbrach, um sich dann wieder zu durchdringendem Lärm zu steigern. Oft vorher hatte ich, trotz der ziehenden Kopfschmerzen, gern wachgelegen, um nachzudenken und zu träumen, aber in jener Nacht, als jedes ungewohnte Geräusch den Beginn meiner Qualen ankündigen konnte, wäre mir ein tiefer, traumloser Schlaf lieber gewesen. Wirre Gedanken jagten mir durch den Kopf, und immer wieder wünschte ich mir, daß sie bald kommen sollten, so zeitig wie möglich, damit nachher noch genügend Zeit zum Schlafen blieb.

Jetzt erst, während ich versuche, dir, was damals geschah, begreiflich zu machen, wird mir bewußt, wie vollständig ich mich damals mit der Ausweglosigkeit meiner Lage abgefunden hatte. Und dies wohl nicht nur, weil ich wußte, wie zwecklos es war, bei den Führern oder Lehrern Schutz zu suchen; diese für ein Kind doch widernatürliche Art der Schicksals-ergebenheit war auch eine Folge unserer Erziehung, die jede individuelle Regung, die im Gegensatz zum sogenannten Geist der Gefolgschaft stand,

abzutöten versuchte und jede Maßnahme der überindividuellen Gewalt für notwendig und unausbleiblich erklärte. Mir war klargeworden an diesem Tage, daß die Führer und die zum Teil gläubig, zum Teil nur aus Furcht gehorsam folgende Masse Unrecht begehen kann; zum Erkennen der Möglichkeiten der Verteidigung, zur bewußten Verhinderung des Unrechts solltest erst du mich führen.

Sie kamen erst in der zweiten Nachthälfte, lange nach Mitternacht, aber noch vor der Zeit, in der vielleicht in den Straßen der Stadt die geschlossenen Wagen vor den grauen Mietshäusern hielten und uniformierte Männer mit eisernen Gesichtern verängstigte Menschen herausschleiften. Ich hatte die Uhr der nahen Nicolaikirche noch eins schlagen hören, war dann in einen von wirren Träumen erfüllten Schlaf gesunken, aber sofort wach gewesen, als Preuß vorsichtig und leise sein Bett verließ. Jetzt erst begann die Angst mich zu würgen. Ich hörte das Öffnen und Schließen von Türen, das Trappeln nackter Sohlen auf dem glatten Linoleum des Flurs, das verhaltene Flüstern und Kichern, und über allem lag das rasende Klopfen meines Herzens, das in den Ohren dröhnte, hart und nachzitternd jeden Schlag schmerzhaft verlängernd.

Sie kamen im Dunkeln, sprachen kein Wort, preßten mir ein Kissen aufs Gesicht, wickelten mich in eine Decke und trugen mich fort, den Flur entlang, die Treppen hinauf zum dritten Stockwerk, in dem sich neben Klassenräumen und dem Sanitätszimmer nur noch der Baderaum befand. Als sie mich hart auf die kalten, glatten Fliesen fallen ließen und mir das Kissen vom Gesicht nahmen, war meine unerträgliche Angst plötzlich verschwunden, hatte etwas neuem Platz gemacht, einem Gefühl, das ich noch nicht kannte und vielleicht am besten als das einer großen Überlegenheit bezeichne. Ich lag, für einen Jungen entwürdigend genug, im viel zu kleinen Schlafanzug auf den grünlichen Fliesen des Badezimmers, sah zu den kräftigen Gestalten auf, die sich durch umgeworfene Laken und über das Gesicht gebundene Taschentücher unkenntlich zu machen versucht hatten, und wußte plötzlich ganz sicher, daß bei allem, was geschehen würde, ich der Sieger bleiben müßte. Hatte ich vorher, innerlich gekrümmt vor Angst, mich mit dem Gedanken vertraut zu machen versucht, daß reumütige Unterwerfung das beste und klügste für mich sein würde, so wußte ich jetzt, daß nichts mich würde zwingen können, vor diesen Henkern schwach zu sein. Wie noch nie vorher in meinem Leben war ich hier der körperlich Schwache und Hilfloze, aber in dem, worauf es mir ankam, mußte ich den Kampf ungebrochen bestehen können.

Als meine Augen sich an das grelle Licht der weißen Glaslampen gewöhnt hatten, ließ ich sie über die verummten Gestalten gleiten und er-

kannte das Lächerliche ihrer Verkleidung. Die drohenden Blicke über den weißen Masken schreckten mich nicht, und nur als ich für den Bruchteil einer Sekunde in Preuß' Augen sah, durchzuckte mich ein leiser Schmerz. Er konnte mich nicht ansehen, drehte sich um und ging zur Tür, um, wie er vor sich hin murmelte, Wache zu halten.

„Steh auf, Verräter!“ fauchte Eisenbreck mich an.

Trotz der Vermummung erkannte ich alle: Eisenbreck, Preuß, Markmann, ein anderer Führer und drei Jungen aus den unteren Klassen. Ich erhob mich langsam.

„Die Nachtgespenster sind erschienen, um die Schande von dir abzuwaschen, die wie stinkender Dreck an dir klebt und die Gefolgschaft verpestet!“

Eisenbreck sprach langsam und pathetisch, als trüge er ein feierliches Gedicht vor. Markmann, der für so etwas keinen Sinn hatte, hob seine Nase, schnüffelte, seinen Kopf hin und her drehend, umher und sagte: „Puh, wie das stinkt!“ Die drei Jüngeren kicherten.

„Schnauze halten!“ zischte Eisenbreck.

„Los, fangen wir an!“ maulte Markmann.

„Bekennst du dich vor den hier versammelten Nachtgespenstern als schuldig?“ fragte Eisenbreck wieder in seinem feierlichen Ton.

„Ja, er bekennt sich schuldig,“ sagte da plötzlich Preuß von der Tür her. „Nun macht schnell, damit er es hinter sich hat.“

„Nein“, sagte ich ruhig und sah Preuß dabei an. „Nein, ich fühle mich nicht schuldig. Ich tat nur, was ich tun mußte.“

Ich weiß nicht mehr, was Eisenbreck schrie und was der andere Führer sagte. Die Kleinen und Markmann packten mich, schleiften mich an die Wand und drehten die Brause auf. Das eiskalte Wasser schoß auf mich herab, und vor mir standen sie mit Schulterriemen in den vor Eifer verkrampften Händen und schlugen zu, wenn ich auch nur eine Bewegung machte.

„Fühlst du dich jetzt schuldig?“ fragte Eisenbreck höhnisch, als sie auf einen Wink von ihm die Brause abgedreht hatten.

„Nein“, sagte ich.

Das Wasser strömte wieder über mich. Mit schrecklichem Schmerz biß sich die Kälte in die Stirnhaut, in Brust und Unterleib.

„Nein!“ schrie ich, als Eisenbreck wieder die Hand hob, aber er ließ das Wasser doch abstellen und befahl, mir den Schlafanzug auszuziehen. Ich wehrte mich nicht dagegen, stand nun nackt vor ihnen, und alle, außer Preuß, der an der Tür stand und auf den Flur hinaussah, spotteten über meinen Körper, der noch der eines Kindes war. Und in ihren Augen glitzerte dabei etwas anderes als Haß auf den angeblichen Verräter.

Ich habe Markmann nach dem Kriege wiedergetroffen. Er schlug mir in seiner unangenehm-vertraulichen Art die Hand auf die Schulter und sagte: „Mensch, richtig pervers sind wir doch damals gewesen, aber das ist alles entwicklungs-psychologisch bedingt!“ Ich habe ihn darauf gefragt, ob er vielleicht den ganzen Faschismus nur für ein psychologisches Problem halte, und dabei habe ich sie alle wieder vor mir gesehen, diese Jugendführer und ihre willigen Handlanger, die das Beste in uns zerbrechen wollten durch Furcht, Haß und Schläge.

Ich zitterte damals vor Schmerz und Kälte, aber ich gab nicht auf. Zum erstenmal schämte ich mich vor den Jungen nicht meiner Nacktheit, aber ich war traurig, daß ich oft keine Antworten fand, daß ich unsicher war und nicht mehr wußte, als mein Gefühl mir sagte.

„Glaubst du, daß die bedingungslose Ausführung eines Befehls höchste Pflicht für jeden Deutschen ist?“

„Ich weiß nicht. Vielleicht kommt es auf die Befehle an und auf die, die sie geben“, sagte ich und bekam zehn Schläge mit dem Schulterriemen.

„Glaubst du, daß wir Deutschen die Edelsten und Stärksten sind und das Recht haben, die minderwertigen Völker, die Juden und Polen zu beherrschen?“

„Wenn ich Stärke mit Recht gleichsetzen würde, müßte ich mich selbst verurteilen!“

„Und du bist verurteilt!“ schrie Eisenbreck. „Über Schwächlinge wie dich geht die Geschichte hinweg.“

Seine Stimme überschlug sich dabei, und ich hörte die ohnmächtige Wut heraus, die ihn gepackt hatte, weil er in mir einem Bereich begegnete, in dem er nicht Herr war, und ein unauslöschlicher Triumph war trotz aller Schmerzen in mir, weil es mir gelungen war, ihm die Grenzen seiner Macht zu zeigen.

Ich spürte die Schläge kaum noch, und dann wurde es langsam dunkel in mir, die Ohnmacht überspülte mich wie eine sanfte, schwarze Welle, und als sie wieder abfloß von mir, spürte ich Eisenbrecks heißen Atem am Ohr. Er kniete dicht neben mir und flüsterte mir zu: „Gib doch zu, daß du ein Verräter bist, dann ist alles vorbei, und du wirst wieder im Bett liegen. Gib es zu. Sage: Ich bin ein Verräter, und alles ist gut. Glaubst du, daß wir uns beeindrucken lassen von deiner Starrköpfigkeit? Du bist und bleibst ein Nichts, ein Schwächling, der keine Aufgabe in der neuen Welt der Edlen hat, ein Klumpen Dreck, den die Geschichte überrollt. Was kann es dir nutzen, uns widerstehen zu wollen?“

„Und was kann es euch nutzen, meinen Widerstand zu brechen? Bin ich euch so wichtig?“

„Ein Nichts bist du für uns, wichtig nur zur Übung. Dir kann es doch ge-

nügen, in Ruhe gelassen zu werden, zu schlafen, zu essen, aber wir, wir haben größere Aufgaben. Millionen Minderwertige wie du werden wir beherrschen, jeder von uns wird vielleicht Hunderte, vielleicht Tausende von ihnen führen müssen, und so wie dich werden wir auch sie zu Boden treten, zu unserem Ruhm und zu ihrem bescheidenen Glück im Schlamm. Sage: Ich bin ein Verräter, und du wirst zufrieden sein, wie Millionen von deiner Art zufrieden sein werden. Glaube mir, eine Kreatur wie du kann nur dazu geschaffen sein, um von Edleren beherrscht zu werden!“

Seine Stimme hatte den Ton eines Verführers, der einem Mädchen einzureden versucht, daß Unschuld und Ehre Märchen seien, die sich in Luft auflösen, wenn man nicht an sie glaubt. Aber die Versuchung glitt an mir ab, ich schüttelte nur den Kopf, und sie schlugen wieder auf mich ein. Und dann war wieder die heiße, drohend-verführerische Stimme da, die mir jetzt aus unendlich schwarzer Ferne zu kommen schien.

„Sei doch froh, daß du ein Deutscher bist und in Herrlichkeit leben kannst, wenn du gehorchen gelernt hast, daß es dir nicht so geht wie der alten Pollackin, die morgen keine Gelegenheit mehr haben wird, die Jugend des Führers zu beschimpfen. Dir geben wir noch Gelegenheit zur Umkehr. Wenn du heute nicht gestehst, wirst du es morgen tun oder übermorgen, wenn du keine Nacht mehr zur Ruhe kommst.“

Ich wehrte mich kaum noch gegen die Schläge und Tritte, merkte, wie mir das Blut warm über das Gesicht rann, hörte noch aus weiter Ferne, wie sie auch Preuß befahlen, mitzuprügeln; seine Schläge spürte ich nicht mehr.

Als ich wieder erwachte, war eine große Stille und Leere um mich. Trostlos und weiß wie die qualvoll-blendende Decke war es auch in meinem Innern. Alle Empfindungen, deren ich fähig war, hatten sich auf die brennenden Wunden konzentriert, und von dem Stolz und der Macht über mich selbst, die mich vorher erfüllt hatten, war nichts mehr übriggeblieben. Schal und sinnlos, wie später die Freuden einer durchzechten Nacht am trüben Morgen, erschien mir nun mein märtyrerhaftes Verhalten.

Ich war ein Kind, Bozenna, und ich war allein, auf so entsetzliche Weise allein, wie es nur ein Kind sein kann. Ich hatte dem Bösen, das, so lange ich denken konnte, die Macht innehatte, Widerstand geleistet, ohne genau zu wissen, ob es das Böse war. Ich kannte keinen der aufrechten Menschen, die sich nicht mit hinabziehen ließen in die Tiefen der Barbarei, die dem anscheinend hoffnungslosen Kampf nicht auswichen. Blutend und frierend lag ich auf den glatten, harten Fliesen des Baderaums und hatte das Gefühl, daß mein Opfer sinnlos gewesen war, daß es sich nicht lohnte, Leiden auf sich zu nehmen für etwas, das nicht einmal genau zu benennen war und das allen anderen anscheinend nichts bedeutete. Auch mein Verhalten der

alten Frau gegenüber war sinnlos gewesen, hatte sie nur in eine bedrohliche Lage gebracht, in der ich ihr nicht helfen konnte. Wäre Eisenbreck in diesen Minuten zurückgekommen, hätte er mich widerstandslos und weich gefunden.

Aber während ich so lag und keine Kraft zum Aufstehen fand, kamst du, Bozenna. Ich hörte, wie du die Tür öffnestest und, ohne einen Moment zu zögern, auf mich zutrust. Ich lag so, daß ich dich nicht sehen konnte, aber dein Schritt war leicht und leise, und obgleich ich an dich nicht dachte, wußte ich, daß ich keine Angst zu haben brauchte. Erst als du dich neben mich hocktest und meinen Kopf hobst, sah ich das grüngestreifte Kleid und dann dein schmales, blasses Gesicht mit den großen Augen, die mich zum erstenmal offen anblickten. Ein großes Erschrecken war in deinen Augen, Bozenna, gleichzeitig aber ein ruhiger und fester Ernst, der mir wieder Kraft gab und Mut. Schon nach diesen ersten Sekunden hätte ich Eisenbrecks Verlockungen erneut widerstehen können, da ich plötzlich ahnte, daß ich nicht allein war. Natürlich spürte ich auch die zarte Geborgenheit, als mein Kopf an deiner Brust lag und du mir das Blut von Gesicht und Körper wischtest. Aber beherrschend war doch das Gefühl, einen Gefährten gefunden zu haben.

Sicher hast du damals nicht gewußt, wieviel du mir in diesem Moment bedeutet hast, vielleicht ahnst du es bis heute nicht. Wie solltest du es auch wissen, da du nie allein warst mit deinem Haß auf die brutalen Eroberer, die vielleicht deine Freunde, deine Eltern oder Verwandten verschleppt oder ermordet hatten, da du ein ganzes Volk neben dir wußtest, das unsagbar litt und heldenhaft kämpfte, und zu dem auch jene alte Frau gehörte, deren haßvolle Augen mich mit Scham erfüllt hatten.

Ich weiß nicht, ob ich in jener Winternacht des Jahres 1940 schon oder erst später erkannte, daß du, Bozenna, die alte Frau und die vielen, vielen verschlossenen Gesichter mit den feindseligen Augen zueinandergehörten, daß ihr alle geschlossen gegen die Macht standet, für die wir brüllend durch die Straßen zogen. Ich weiß es nicht, ob ich alle Begegnungen dieses Tages schon richtig ordnen konnte, auf jeden Fall aber fiel mir, während du hinausgingst, um aus der Besenkammer die Decke zu holen, wieder die alte Frau ein, die ihren Haß nicht hatte zurückhalten können und deren Schicksal ich noch einige Minuten vorher mit der uns anerzogenen Ergebnislosigkeit als unabänderlich angesehen hatte, und ich sagte, als du mich geschickt in die Decke gehüllt hattest: „Die Frau wollen sie holen heute nacht!“

Es waren die ersten Worte, die ich zu dir sprach. Die Decke, die mich die Kälte der Fliesen nicht mehr spüren ließ, schien auch meine Schmerzen gelindert zu haben, und ich war dir dankbar dafür, daß ich nicht mehr nackt vor dir liegen mußte, obwohl die selbstverständliche Art deiner Hilfe ein

Gefühl von Scham gar nicht hatte in mir aufkommen lassen. Dein Blick und deine Bewegungen waren mir so vertraut, daß mir schien, als kennte ich dich schon lange und könnte voraussetzen, daß du über alles Bescheid weißt.

Selbstverständlich wußtest du von nichts, hattest nur erraten, was mir geschehen war und eher als ich erkannt, daß Freund- und Feindschaften nicht durch Staats- oder Völkergrenzen bestimmt werden. Du fragtest nicht nach den Ursachen meiner Wunden, sondern wolltest genau wissen, welche Frau bedroht sei. Mit deiner dünnen, zum Flüstern gedämpften Kinderstimme stelltest du ganz präzise Fragen, und ich, der ich so gern alles, was mich bedrückte, alle Leiden, Unklarheiten und Beobachtungen mir von der Seele geredet hätte, mußte kurz und klar antworten. Und als du alles gehört hattest, was dir wichtig erschien, standest du auf und halfst mir hoch, und dann sahst du mich an und drücktest mir die Hand und sagtest: „Wir danken dir!“

Ich habe dir zu danken, Bozenna, dafür, daß du mir früh die Gewißheit gabst, nicht allein zu stehen und mich lehrtest, daß rasches Handeln oft wichtiger ist als das Reden über eigene Leiden und Taten, und dafür auch, daß du mir meine erste Liebe schenkest. Ja, ich habe dich geliebt damals, so wie man liebt, wenn man noch nichts von Mädchen und der Liebe weiß; ich habe dich in meinen Träumen zu einer Idealgestalt verklärt, die mir Trost, Beistand und Ansporn war in allen schweren Jahren, die noch kommen sollten, und in allen Mädchen, die ich später kennenlernte, habe ich dich gesucht. Nie habe ich vergessen können, wie du mich ansahst, als du neben mir hocktest auf den blutverschmierten Fliesen, und dann am nächsten Morgen in der Küche, von der großen Zinkwanne her, hinter der du saßest und Kartoffeln schältest.

In den restlichen Nachtstunden im Bett hatte ich aus Angst um dich meine Schmerzen vergessen, hatte mich gefreut auf den täglichen Küchendienst, der mich in deine Nähe bringen würde, und als dann dein Blick mich traf, froh und zuversichtlich, da war mir, als ob nichts mich jemals wieder würde schrecken können.

Zerrissen, verfärbt und geschwollen sah mein Gesicht an jenem Morgen aus. Aber niemand verhöhnte mich, alle, auch Preuß, gingen mir stumm aus dem Wege. Während die anderen am Frühstückstisch saßen, stand ich in der Küche unten, um den Aufzug zu bedienen, der große Kaffeekannen und Berge von Marmeladestullen in den Essenraum beförderte. Öfter als sonst sah ich dich an, und auch du blicktest jetzt manchmal auf und machtest mich glücklich damit; und der Glanz in deinen Augen zeigte mir, daß die alte Frau nun in Sicherheit war.

Du wirst sie genausowenig gekannt haben wie ich, Bozenna, diese Frau mit den kleinen braunen Augen, die mir noch heute so merkwürdig vertraut und liebenswert ist, weil doch vor allem sie es war, die uns miteinander verband. Sicher hatte sie erwachsene Söhne, für die sie das Essen auf den Tisch stellte, wenn sie erschöpft aus der Grube kamen. Vielleicht hat einer von ihnen dir geöffnet, als du in dunkler Morgenstunde kamst, um sie vor den Mördern zu warnen. Sie werden sich kaum Zeit genommen haben, dir zu danken, werden gleich losgegangen sein durch die dunklen Straßen im schneidenden Frostwind, zu guten Freunden, zu Genossen, die nicht viel fragten und die alte Frau versteckten, ehe das grüne Auto kam.

„Aber das Nest war schon leer. Erst wollte niemand was wissen, aber wir haben schon unsere Methoden, um der Erinnerung nachzuhelfen. Eine Kleine, Blasse soll es gewesen sein, dünn, blonde Zöpfe!“

Ich hörte die leicht pfeifende, unbekannte Stimme von der Treppe her, und die beiden Mädchen, die mir den Kaffee zureichten, hörten sie auch. Fast gleichzeitig drehten wir alle uns zu dir um, und du standest ruhig auf, bandest dir die Schürze ab und lauschtest. Durch den Schacht des Aufzuges drang gedämpft der Lärm aus dem Essenraum zu uns herunter, wild brodelte das Wasser auf dem großen Herd, und doch schien für Sekunden eine unheimlich bedrückende Stille um uns zu sein, die dann durch die schrille Stimme deiner Chefin jäh durchschnitten wurde.

„Die Bärbel, das kann nur die Bärbel gewesen sein. Klein, blaß, Zöpfe, das ist sie. Und über eine Stunde weggewesen ist sie auch.“

Immer wenn sie dich mit dem deutschen Namen, der deiner nicht war, gerufen hatte, hatte es wie eine Drohung geklungen. Jetzt aber schrie sie ihn im Triumph heraus, froh darüber, endlich einen Grund für ihre Feindschaft zu haben.

Ich hatte das Knallen nagelbeschlagener Stiefel auf den Steinstufen erwartet. Aber die Schritte waren leise, wie von Gummisohlen, fast sanft und deshalb besonders unheimlich. Die Treppe, die in den Keller hinunterführte, war lang, steil und schlecht beleuchtet; die Männer mußten langsam gehen, Stufe für Stufe, um nicht zu stürzen. Aber sie hatten es auch nicht eilig; sie wußten ihr Opfer gefangen, blieben sogar einen Augenblick stehen, um sich eine zotige Bemerkung über dünne Mädchen zuzurufen. Dann stießen sie die Tür auf und standen plötzlich in der Küche, drei Männer in unauffälligem Zivil, gut rasiert, die Hände tief in den Manteltaschen vergraben. Einer blieb an der Tür stehen. Der andere ging ohne Hast durch den ganzen Raum bis zur hochgelegenen Fensterluke, sah kurz zum trüben, morgengrauen Himmel hinauf, wandte sich um und sah unbeteiligt zu, wie der dritte dicht an die steif dastehenden Küchenmädchen herantrat und in liebenswürdigem Ton fragte, wo denn die Bärbel sei. Als die ältere von

beiden nur mit „Jesus, Maria und Joseph!“ antwortete, schlug er ihr blitzschnell ins Gesicht und wandte sich genauso liebenswürdig wie vorher an die zweite, die, ohne ein Wort herauszubringen, zu weinen begann.

Ich hoffe, daß du ihn nie gesehen hast, Bozenna, diesen Mann, der dich den Henkern überliefern wollte! Ich werde dieses rosige Babygesicht mit den abstehenden Ohren, dem dünnen blonden Haar und den fast wimperlosen blauen Augen nie vergessen können; gerade deshalb nicht, weil es so harmlos aussah, so bieder und gutmütig, so rechtschaffen; das Gesicht eines fleißigen Kursusteilnehmers, der eifrig bemüht ist, sich auch in der Praxis seine guten Zensuren zu verdienen; kein Gesicht eines der Teufel, denen man ansieht, daß es ihr Beruf ist, über Leichen zu gehen, sondern das eines der vielen Ehrgeizigen, Pflichtbewußten, die mit ruhigem Gewissen dafür sorgen, daß die Todesmaschinerie stets gut geölt war und reibungslos lief.

Als das flaumige Gesicht sich auf mich zuschob, schien die Kraft aus meinen Armen zu schwinden. In dem Augenblick, als die Männer die Küchentür aufstießen, hatte ich den Aufzug so weit hochgewunden, daß der grüngestreifte Rock, der im Hocken deine Füße bedeckte, gerade im Schacht verschwand. Die Sekunde meines Zögerns, in der ich noch nicht verstand, warum du in den Aufzug sprangst, hatte ich durch einige kräftige Züge am Seil wieder aufgeholt, aber dann, während die Männer sich im Raum verteilten und die Fragen des Babygesichts begannen, war es immer langsamer gegangen. Du warst so schwer für meine schwachen Arme, Bozenna! Und ich durfte mir meine Anstrengung und meine Angst nicht anmerken lassen, mußte die Männer, ohne eine Miene zu verziehen, ansehen. Vor Anstrengung und vor Angst um dich schwitzte ich am ganzen Körper, aber als das rosige Gesicht dicht vor mir war und es mit meiner Kraft zu Ende war, da ruckte es plötzlich stark am Seil und ich spürte, wie der Aufzug leicht wurde, und dann hörte ich zum letztenmal deine dünne Kinderstimme. „Vielen Dank! Aber es fehlt noch Kaffee!“ riefst du durch den Schacht hinunter.

„Weißt du, wo die Bärbel ist?“ fragte der Mann, und ich sah die ausdruckslosen Augen und die rot durchleuchteten Ohren nun dicht vor mir.

„Sie ist vor kurzem, vor drei bis vier Minuten vielleicht, in den dritten Stock, in den Baderaum gelaufen, Herr Kommissar!“ sagte ich und dachte dabei, daß du nun schon, gerade aufgerichtet und mit niedergeschlagenen Augen, durch den Essenraum gegangen sein würdest.

„Warum hast du uns das nicht gleich gesagt!“

„Weil ich gelernt habe, nur zu reden, wenn ein Führer mich fragt!“ sagte ich.

„Richtig, mein Junge!“ sagte der Mann und nickte den beiden anderen zu. Sie verschwanden, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Ich aber sah dich in deinem dünnen Waschkleid aus der Haustür treten, die Treppe hinunterlaufen und hinter der Nicolaikirche in einer der mit hartgefrorenem Schlamm bedeckten Straßen verschwinden.

Wir haben uns nie wiedergesehen, Bozenna, und sicher hast du nie gewußt, wie wichtig du damals und später noch oft für mich gewesen bist. Immer, wenn ich über die wahrscheinlich nie ganz ergründbare Frage nachgrüble, welche Umstände, Ereignisse oder Personen mich zu dem haben werden lassen, der ich jetzt bin, denke ich an dich und an die dunklen, kalten Tage in deiner Heimatstadt Katowice. Und ich weiß, daß ich dir noch Dank schulde, Dank für die Hilfe und für das Beispiel, das du mir gabst.

OLGA BENARIO

Der März, die Jahreszeit des Herbstes in Brasilien, begann im Jahre 1936 mit wolkenlosem Himmel und heißer Sonne.

Prestes arbeitete, Olga hatte eine Zeitung in den Händen, aber sie las nicht. Früher waren sie an einem so wunderbaren Abend zum Meer gegangen. Das Wasser glänzte im Mondlicht in silbernen Streifen, die Wellen rauschten leise und einschläfernd, die Hügel sahen wie mächtige Berge aus – Olga stellte es sich mit geschlossenen Augen vor.

In der Ferne hörte sie Lärm und Bewegung. Ein Hund bellte, ein zweiter fiel ein. Das alles machte die eigene Wohnung noch stiller. Sie hätte auch gern einen Hund besessen, ein schnelfüßiges, junges Tier, mit dem man am Strand entlangtollen konnte. Eine Frau schrie kurz auf, irgend etwas mußte sie erschreckt haben.

Wie Prestes arbeitete! Unabhängig von äußeren Verhältnissen gelang es ihm, sich immer und überall auf seine Tätigkeit zu konzentrieren – und er war trotzdem nie ärgerlich, wenn sie ihn unterbrach. Sie könnte jetzt zu ihm treten, die Hände auf seine Schultern legen, und er würde mit allen Gedanken ihr zugewandt sein. Aber sie tat es nicht. Sie hatte soviel Achtung vor seiner Arbeit. Noch immer lag die Führung der illegalen Allianz der Nationalen Befreiung in seinen Händen, obwohl die Zusammenkünfte und Beratungen mit anderen Genossen äußerst schwierig geworden waren.

Er sah müde aus – wie wohl es ihm tun würde, frische Luft zu atmen und den Körper zu bewegen.

Nun ging sie doch zu ihm und stellte sich leise hinter seinen Stuhl.

Er sah sofort auf.

„Wir sollten einmal abends fortgehen – wenn die anderen schon alle schlafen“, sagte sie, „auf die Berge steigen, oder zu diesem kleinen silbernen Wasserfallfluß, den ich so gerne habe. Du bist schon wochenlang nicht aus dem Zimmer gekommen.“

„Sie suchen mich.“

„Sie werden dich nicht finden.“

Olga hörte es ganz nah, zuerst das Hundegekläff, dann die hallenden eiligen Schritte auf dem Straßenpflaster. Prestes spürte den Druck ihrer Hände, die noch auf seinen Schultern lagen.

Sie brachen die Tür auf und stürmten ins Zimmer. Sie hoben die Revolver.

Der Befehl des Polizeichefs Felinto Müller lautete: Beim geringsten Widerstandsversuch wird er getötet. Sie hatten Erfahrung im Handwerk und legten diese Worte richtig aus. Daß Prestes atmete, am Leben war, bedeutete Widerstand genug.

Jene, die zuerst eingedrungen waren, standen im Halbkreis um Prestes; die hinteren Reihen drängten nach. Jeder wollte die Ehre des ersten Schusses für sich in Anspruch nehmen. Die Finger lagen am Abzug, Gehirn und Gehörsinn bereiteten sich auf den betäubenden Lärm der Detonation vor. Da stieß einer der Bewaffneten einen Fluch aus, und die Revolver senkten sich.

Unruhig wandte die erste Reihe die Köpfe – ratlos sahen sie sich an und begannen miteinander zu flüstern. Vor dem Menschen, den sie töten sollten, stand eine Frau, die Arme schützend ausgebreitet. Ihr stolzes, unbewegtes Gesicht war den Polizisten zugewandt.

Sie hatten nichts von einer Frau gewußt. Bevor der rote Verbrecher umgebracht werden konnte, mußte sie entfernt werden. Ein Befehl, zwei zu erschießen, lag nicht vor.

Die Bewaffneten traten auf Olga zu und packten sie an den Schultern. Olga umklammerte Prestes mit übermenschlicher Kraft, es gelang ihnen nicht, sie von ihm zu trennen.

Die Polizisten zögerten. Das Verhalten der Frau erschien ihnen sonderbar. Sie schrie nicht, sie weinte nicht, ruhig und wortlos erlaubte sie einfach niemandem, den Mann anzurühren.

Was sollte man tun?

Vielleicht war es gut, zwei statt einen zu fangen, Prestes konnte später noch immer umgelegt werden.

Auf der Straße spürte Olga die Unruhe hinter Fenstern und Türen und änderte sofort ihr Verhalten. Zum Erstaunen der Polizisten schrie und tobte sie nun. Je mehr Menschen von der Verhaftung wußten, desto eher würden die Genossen davon erfahren; je mehr es wußten, desto weniger konnte sich der Feind erlauben, Prestes heimlich zu töten.

Als sie Olga in ein zweites Auto bringen wollten, wehrte sie sich so heftig, daß man sie, um nicht noch mehr Aufmerksamkeit zu erregen, mit Prestes zusammenließ.

In einem Raum des Polizeipräsidiums nahmen Olga und Prestes, umgeben von Uniformierten, wortlos Abschied.

Prestes' Augen – tiefschwarz im blassen Gesicht – wurden für Olga noch einmal zur Quelle unendlicher Liebe und unbezwingbarer Kraft. Ihre Augen antworteten, erhellet von innerer Stärke: Sei ruhig, ich halte durch – die Partei – Sabo und Arthur – die Arbeiterklasse – unsere Liebe ...

Die Wache vor der Tür des Vernehmungszimmers sah auf die Uhr, die am Ende des Korridors hing. Das Verhör der Frau, die dort vor Stunden hineingeführt worden war, schien kein Ende zu nehmen. Ein ganzes Dutzend hoher Beamter vernahm sie.

Der Wachtmeister vertiefte sich in die Tätigkeit einer Spinne, die ihre Silberfäden von der Tür zur Holzleiste des Flures zog. Wenn die Tür aufging, würde das Netz zerreißen.

Der Gedanke daran, wie eifrig und ahnungslos sie baute, während er bereits ihre Zukunft kannte, gab ihm ein Gefühl von Überlegenheit. Die Spinne war beinahe fertig mit dem Netz, als die Frau heraustrat. Der Wächter sah sie an: das ruhige Gesicht, der aufrechte, schwingende Gang. . .

Freilassung – taxierte er.

Diesmal hatte er sich trotz seiner Berufserfahrung geirrt. Während Olga in die Zelle zurückgeführt wurde, beendete ein hoher Polizeibeamter seine Eintragung in ihre Akte:

„Sie ist geistesgegenwärtig und ruhig. Sie läßt sich nicht einschüchtern oder verwirren und antwortet mit Sorgfalt. Sie macht den Eindruck, als ob sie Polizeiverhöre gewohnt ist.“

Gab es höheres Lob für eine junge Kommunistin, die man soeben von dem ihr liebsten Menschen getrennt hatte, die so heiß am Leben hing und wußte, sie würde lange keine Genossen und keine Sonne sehen?

Sabo, bis zur Teilnahmslosigkeit gefoltert und gequält, verbrachte die Zeit selten bei vollem Bewußtsein. Sie bemerkte in ihrer stumpfen Apathie zunächst nichts von der Unruhe, die eines Tages die Gemeinschaftszelle erfaßte, bis der Name Prestes fiel und sie von seiner Verhaftung hörte. Da liefen ihr, die glaubte, ausgebrannt zu sein, unfähig, auf Leid zu reagieren, die Tränen übers Gesicht.

„Prestes *und* Olga?“ fragte sie schluchzend, obwohl sie wußte, daß Olga ihn nie allein gelassen hätte.

Die Unruhe in der Zelle wuchs. Zuerst waren es Rufe: „Prestes – Prestes – Prestes“, dann begannen sie in einer anderen Zelle zu singen, und plötzlich sangen sie alle – die tiefen Stimmen der Männer aus dem unteren, die hellen Stimmen der Frauen aus dem oberen Stockwerk –, mächtiger, einmütiger Gesang zu Ehren des Ritters der Hoffnung, von dessen Verhaftung sie erfahren hatten. Sie sangen stundenlang, und die Wachmannschaft ließ es geschehen.

Während die Melodien erklangen, gab dieser Tag, der Sabo die Tränen zurückgeschenkt hatte, ihr noch größeren Reichtum – sie lächelte das erste mal seit ihrer Verhaftung. –

Am fünften März 1936 war Olga eingeliefert worden. Sie wurde oft

verhört, bedroht und roh behandelt. Aber es gab so viele Mittel, um durchzuhalten, so viele Zauberworte, die sie zum Riesen und die anderen zu Zwergen machten. Letzte Worte an Prestes, die nie ihren Glanz verloren: „Partei“ – „Solidarität“ – „Sabo“ – „Zukunft“. Täglich konnte sie sich neue Kräftespender ausdenken.

Ihre Einzelzelle war ein Loch, das ständig im Halbdunkel lag. Nur während der Vernehmungen sah sie Licht, hörte sie menschliche Stimmen.

Bei jedem Verhör, beim Auftauchen der Wächter, beim Empfang des lauwarmen, undefinierbaren Essens wiederholte sie ihre Forderungen: Erlaubnis, an Prestes zu schreiben, und Überführung in eine Gemeinschaftszelle.

Ihre Vernehmungen hatten nichts ergeben, doch ließen sorgfältige Forschungen außerhalb des Gefängnisses vermuten, daß sie eine Deutsche war. Wozu besaß man so engen Kontakt mit der Nazibotschaft? Die Deutschen waren als gründlich bekannt, sie würden schon herausfinden, wer sich hinter dem Namen Maria Bergner-Vilar verbarg.

Olga wurde fotografiert.

Der Polizeichef sah sich die Aufnahmen persönlich an, bevor er Kopien an die Botschaft sandte. Dieser unverschämte Hochmut und Trotz, diese provozierende Herausforderung: „Was ich nicht will, erfahrt ihr nicht.“ In den Augen lag es, im Zug des Mundes, in der Haltung des Kopfes. Ohrfeigen mußte man diese Fratze. Geld schien das Frauenzimmer auch besitzen zu haben – ein elegantes Kleid, um die schmalen Hüften eng anliegend, mit weitem Halsausschnitt.

Nach mehr als dreißig Tagen entschied der Polizeichef, daß Olga den Brief schreiben dürfe. Vielleicht ergab sich doch der eine oder andere Hinweis daraus. Einen Brief schreiben bedeutet ja noch nicht, daß der Empfänger ihn erhält.

Man gab ihr Bleistift und Papier.

Hundertmal hatte sie alles in Gedanken formuliert, und doch begann sie nicht sofort.

Sie stand an der Wand gegenüber der winzigen Fensterluke.

Das wichtigste für sie war, um bessere Bedingungen zu kämpfen. So wie sie jetzt vegetierte, mußte – nicht der Wille – der Körper versagen. Daß sie tapfer und ruhig war und Prestes liebte, wußte er und würde es, falls er den Brief erhielt, auch spüren – ohne daß die Zensur sich mit dreckigem Grinsen an ihren Worten weiden könnte. Sie würde mit dem Brief gegen ihre Lage protestieren, und der letzte Satz . . .

Sie hatte nicht genügend Licht in der Zelle und stellte sich dicht unter das Fenster. Doch wie sollte sie schreiben? Es war unmöglich, das dünne Blatt Papier auf den Knien zu halten, und wenn sie es gegen die raue

Wand legte, würde es zerreißen oder durch die Feuchtigkeit, die dort in großen Tropfen hing, aufweichen.

Olga sah sich um: kein Hocker, kein Tisch – ein Strohsack, ein Eßnapf, ein Kübel. Sie schob den Kübel, der in einer Holzkiste mit Deckel stand, unter die Luke, legte das Papier auf den Kistendeckel und begann in großen Buchstaben, um die eigene Schrift im Halbdunkel zu erkennen, ihren Brief.

Sie schrieb über die fürchterlichen Bedingungen der Einzelhaft und darüber, daß sie nicht ruhen würde, Wege zu finden, ihr Schicksal der Öffentlichkeit bekanntzugeben.

Ein Polizeioffizier stand vor der Tür und beobachtete Olga durch das Guckloch.

Bisher hatte dieses Weib nur aus Härte bestanden, vielleicht würde die Möglichkeit, den Brief zu schreiben, endlich normale Gefühle in ihr auslösen, zum Beispiel Tränen. Weinte eine Frau, so war das Eis gebrochen. In diesem Fall hatte er Befehl, sie sofort zum Verhör zu bringen. Der Polizeioffizier beobachtete sie und malte sich das Gelächter und die Witze seiner Kameraden aus, wenn er von ihrem „Schreibtisch“ erzählte.

Olga hielt inne. Sie rechnete kaum damit, daß man Prestes den Brief aushändigen würde, der Gefängnisdirektor, der Polizeichef sollten ihren Protest lesen; aber selbst wenn die Aussicht, daß ihre Zeilen zu ihm gelangten, noch so gering war, sie neigte den Kopf und schrieb ein Wort – nichtssagend für alle anderen –, Liebkosung und Trost für sie beide, ein Wort, das sie Prestes in glücklichen, stillen Stunden geschenkt, das nur ihnen gehörte.

Der Polizeibeamte sah das Lächeln der Gefangenen.

Und er sah eine graue Zelle, deren vergitterte Luke einen schmalen, zittrigen Schein – blassestes Echo der strahlenden Sonne am blauen Himmel – auf den holprigen Steinfußboden warf.

In der Zelle kniete eine Frau, schmutzig, hungrig und in tiefer Einsamkeit. Sie beugte ihr schmales Gesicht über eine stinkende Kiste und schrieb.

Eben hatte sie gelächelt.

Jetzt hielt sie im Schreiben inne, zögerte, dachte nach, las den Brief und ergriff noch einmal den Bleistift. Der letzte Satz schien nur kurz zu sein, sie faltete das Blatt zusammen, und als sie aufsaß, trug ihr tränenbedecktes Gesicht den Ausdruck inniger Sanftheit und tiefen Glücks.

„Hat sie geweint?“ fragte der Polizeichef.

„Sie hat nicht geweint“, antwortete der Offizier. –

Der Chef las den Brief und runzelte die Stirn. Diese Beschwerde war eine Unverschämtheit. Prestes würde sie jedenfalls nicht in die Hände bekommen, der Wisch gehörte in den Papierkorb.

Der Chef zögerte. Eine Delegation englischer Parlamentarier war in der Hauptstadt eingetroffen, um das Regierungssystem Vargas' zu studieren. Die Delegation war unbequem, besonders die daran teilnehmende Frau, obwohl sie eine Aristokratin war; sie hatte schon mehrmals das Wort „Faschismus“ fallenlassen. Die Gefangene war Ausländerin, noch wußte man nichts Genaues über sie. Vielleicht sollte man sie aus der Einzelzelle herausnehmen. Die Massenzelle war auch kein Vergnügungsort, und mürbe würde sie dort ebenfalls werden, wenn man bei den Verhören die entsprechenden Methoden anwandte.

Er nahm den Brief vom Schreibtisch, las ihn zu Ende, grinste und schlug sich auf die Schenkel. Bestimmt würde man sie kleinkriegen, und Prestes sollte dieses Briefchen auch erhalten – das war das Richtige für ihn. –

Prestes war in den Kerker der Geheimpolizei überführt worden, er lebte wie Olga in einer düsteren Einzelzelle, bekam nichts zum Lesen, kein Papier, keine Tinte, und durfte mit niemandem sprechen. Das erste Lebenszeichen von außerhalb war Olgas Brief.

Zuerst sah er nur ihre starken, energischen Schriftzüge – er streichelte das Blatt. Sie hatte es in den Händen gehalten. Ihr Gesicht, ihr Atem, ihre Gedanken, ihr Mut, ihre Liebe – das war der Brief.

Er begann zu lesen und verstand sofort. Sie schrieb ihm über ihre Lage nicht, um ihr Leid zu klagen, sondern als Protest gegen die furchtbaren Bedingungen. Es war richtig, jede Gelegenheit auszunutzen, um dagegen zu kämpfen. Prestes las den Brief zu Ende.

Der lange Marsch, Hunger, Typhus, Malaria, das Exil, die Niederlage, die Verhaftung – kein Mensch konnte sich rühmen, Prestes je am Boden gesehen zu haben.

Jetzt saß er auf seinem Lager, den Kopf zwischen die Fäuste gepreßt, und stöhnte.

Der letzte Satz des Briefes lautete: „Eine ganz große Freude – ich erwarte ein Kind.“

Die Gemeinschaftszelle war eng, düster und schmutzig. Dennoch erschien Olga, die aus der dunklen Einzelhaft kam, das trübe Licht so grell, daß sie die Augen schließen mußte. In den ersten Tagen erschrak sie vor dem Laut fremder Stimmen. Doch sie hatte einen Kampf gewonnen. Noch längerer Aufenthalt in dem furchtbaren Verlies wäre das Todesurteil für ihr Kind bereits vor der Geburt gewesen.

Die Frauen in der Gemeinschaftszelle waren nicht alles Kommunisten oder politisch interessierte Menschen. Viele waren eingesperrt worden, weil sich ihre Männer aktiv in der Allianz der Nationalen Befreiung betätigt hatten; diese Kleinbürgerinnen standen ihrer Haft fassungslos gegenüber.

Daß Olga – aus dem düsteren, unterirdischen Gewölbe kommend – ruhig und voller Kraft war, beeindruckte sie tief und änderte ihr eigenes Verhalten, sie ließen sich weniger gehen. In ihren Briefen nach draußen baten sie ihre Freundinnen: Schickt uns Sachen für das Kind von Prestes, falls es hier geboren werden sollte; sie schilderten, was für eine wunderbare Frau Olga sei. Da wurde in mancher Familie gestrickt und genäht, bis eine ganze Ausstattung im Gefängnis eintraf.

Olga sah die Kameradinnen voll Wärme an.

„Wißt ihr, das will ich später einmal dem Kind erzählen, wie ihr ihm hinter Gittern geholfen habt.“

Olgas Gedanken waren ständig bei Prestes. Vierhundert Tage hatte eine Gemeinsamkeit gewährt, wie sie viele Menschen niemals kennenlernten, ein Glück, das nicht nur in der Erinnerung unzerstörbar war, sondern auch für die Zukunft Bestand haben wird.

Mochte die Trennung selbst zehnmal vierhundert Tage dauern – von der ersten Stunde des Zusammenseins an würde alles sein wie zuvor.

Immer wieder malte sie sich das Leben zu dritt aus. Prestes wäre bestimmt ein sehr guter Vater, und sie wird ihr Kind von Anfang an so erziehen, als ob er dabei hülfe.

Nun kam es darauf an, ihr Baby trotz schlechter Ernährung und sonnenloser, feuchter Zelle gesund zur Welt zu bringen. Vielleicht konnte das Kleine von dem zehren, was die Mutter an Kraft, Gesundheit und innerem Reichtum in diesen vierhundert Tagen aufgespeichert hatte. Sie wußte, es gab viele Freunde, die bereit waren, das Kind von Prestes aufzunehmen, zu pflegen und zu lieben. Falls Francisco nicht verhaftet war, würde sie es am liebsten ihm und seiner Frau geben. Wo fünf fröhlich aufwuchsen, da würde sich ein sechstes wohlfühlen.

Olga benutzte die Zeit in der Gemeinschaftszelle, um Portugiesisch zu lernen. Die Frauen brachten ihr brasilianische Kinderlieder bei, und Olga lehrte sie deutsche, russische und französische Freiheitsgesänge. Sie erzählte von ihrer Heimat und von der Sowjetunion. Sie durfte nur im Flüsterton sprechen, und die Frauen lauschten voller Spannung. Nichts ließ sie alle ihre Umgebung so gut vergessen wie Olgas Erzählungen.

Die ausländische Genossin wurde nicht nur in der Gemeinschaftszelle geliebt. Das ganze Gefängnis wußte von ihr und verfolgte ihr Schicksal. Wenn sie auf dem Weg zum Verhör den Korridor entlanggeführt wurde, so erklang ihr Name, und viele Hände zwängten sich durch die Gitterstäbe der Zellentüren. Die beim Aufstand verhafteten Seeleute befanden sich im unteren Stockwerk. Einer von ihnen, der Olga auf dem Flur begegnete, sagte zu seinen Kameraden: „Prestes hat gut gewählt, sie ist schön, stolz und stark.“

Als die Schwangerschaft fortschritt, begann es Olga gesundheitlich schlecht zu gehen. Sie hatte krampfartige Schmerzen und mußte viel liegen. Ihr Zustand, die dürftige Ernährung, der Mangel an Bewegung und frischer Luft waren des Kindes wegen eine ständige Sorge, doch noch größer war Olgas Angst vor der im Gefängnis üblichen Prügel und den Folterungen. Jedesmal, wenn sie aus der Zelle geholt wurde, mußte sie, die sonst so Furchtlose, das Zittern unterdrücken, während die anderen in Unruhe zurückblieben.

Olga wurde bei den Verhören angeschrien, bedroht, grob an den Handgelenken gepackt, doch man stieß und schlug sie nicht. Besaß der Feind einen letzten Rest von Achtung und Menschenwürde und vergriff sich daher nicht an einer schwangeren Frau?

Vielleicht wagte man es nicht, sie anzutasten, weil Prestes, eingeschlossen im dunklen Verlies, doch unvergessen und geliebt von Millionen, noch immer eine Macht bedeutete? –

Olga war bereits im siebenten Monat, als man sie unerwartet zum Gefängnisdirektor rief. Bei der Rückkehr in die Zelle standen ihr Schweißperlen auf der Stirn. Die Kameradinnen umringten sie, aber sie sagte nur tonlos: „Mein Kind – mein Kind“, legte sich auf die Pritsche und flüsterte: „Carlos.“

Die anderen sahen sich entsetzt an. So hatten sie Olga noch nie gesehen. War sie gefoltert worden, war etwas mit Prestes geschehen? Sie wagten keine Frage.

Es währte nicht lange, da drehte sich Olga von der Wand zu den Frauen um und sagte: „Ich soll nach Deutschland ausgeliefert werden – an die Nazis.“ Sie stand auf. „Natürlich werde ich dagegen kämpfen.“

Die Genossinnen in der Zelle rieten ihr, ein Gesuch gegen die Auslieferung an das oberste Gericht zu senden. Das Recht war auf ihrer Seite. Wenn die Heirat mit Prestes nicht anerkannt werden sollte, so besaß sie doch als Mutter seines Kindes brasilianische Staatszugehörigkeit.

Es folgten Tage quälenden Wartens, bis sie den Bescheid in Händen hielt: Das Gesuch war abgelehnt worden.

Der Faschist Vargas tat dem Nazi Hitler gerne den Gefallen, die Kommunistin auszuliefern. Es machte ihm sogar Vergnügen, weil es Prestes quälen würde.

Die Nachricht von der geplanten Schandtat erreichte alle Häftlinge. Ein Flüstern ging von Zelle zu Zelle: „Wir lassen es nicht zu – wir geben sie nicht her – wir wehren uns.“

An einem Septembertag kamen die Polizisten, um Olga abzuholen. Als sich die Zellentür öffnete und ihr Name fiel, wichen sie zur Mauer zurück und blieben, die Hände in Abwehr erhoben, bewegungslos stehen. Die ande-

ren Frauen rannten auf sie zu; mit ihren Körpern eine Barrikade bildend, riefen sie laut um Hilfe

In den Nachbarzellen begann es zu lärmern, die Stimmen der Frauen überschlugen sich gellend: „Wehrt euch, laßt es nicht zu!“

Die Männer im unteren Stockwerk nahmen den Protestschrei auf. Ein Seemann – ein Neger, kräftig von Gestalt – umschloß mit seinen großen Fäusten die eisernen Gitterstäbe der Zellentür und begann, mit aller Kraft daran zu rütteln. Die Gefangenen der anderen Zellen folgten; der Lärm war ohrenbetäubend. Die Wärter liefen die Korridore entlang, sie schlugen auf die Fäuste, die die Gitterstäbe umklammert hielten, doch keine Hand löste sich, der Lärm ließ nicht nach.

Der Gefängnisdirektor benachrichtigte den Polizeichef; die Gefahr eines allgemeinen Aufstandes drohte.

Die Polizisten wurden zurückgezogen.

Der Chef tobte. Wollte man sich nicht vor der deutschen Botschaft, die auf die Deportation wartete, blamieren, mußte Olga herausgeholt werden.

„Sie ist krank und hochschwanger, der Arzt rechnet mit einer Frühgeburt – daher die Empörung“, erklärte der Gefängnisdirektor.

„Krank?“ Der Polizeichef spitzte die Ohren. „Na, dann ist die Sache doch ganz einfach.“

Der Leiter des Gefängnisses suchte Olga in der Zelle auf.

„Ich habe erfahren, daß bei Ihnen Komplikationen aufgetreten sind“, sagte er liebenswürdig, „da können Sie natürlich nicht reisen. Ich werde dafür sorgen, daß Sie ins Hospital kommen. Dort wird man Sie pflegen, und Sie werden in Ruhe Ihr Kind zur Welt bringen.“

Die Kameradinnen schüttelten warnend den Kopf. Vielleicht wurden sie belogen – wer konnte kontrollieren, ob man Prestes' Frau nicht trotz dieser Versprechungen deportierte. Olga selbst weigerte sich, die Zelle zu verlassen.

„Ihr dürft zwei Häftlinge wählen, die sie ins Krankenhaus begleiten.“

Die Frauen besprachen sich. Unter diesen Bedingungen war Olga bereit, mitzugehen. –

Sie genoß die Stille des Einzelzimmers, das weiche Bett und das reichliche Abendessen. Sie hatte keine Schmerzen, lag entspannt auf dem Rücken, strich mit der Hand über den Leib und unterhielt sich, wie sie es so oft während der Einzelhaft getan, mit dem Ungeborenen.

„Du stößt schon ganz schön, bestimmt wirst du ein Kämpfer – das mußt du auch werden, kennst ja schon jetzt nichts anderes als Kampf –, aber daß du mir ja fröhlich wirst. Weißt du, viele haben sich gewundert, daß ich so ruhig aus der Einzelhaft gekommen bin, daß ich noch lachen konnte. Aber es war ja gar keine Einzelhaft, du warst da, und wenn ich

lache, ist es für dich. Es ist falsch, wenn alle glauben, ich hab es besonders schwer – ich hab es leichter, weil du ein ganz großer Kraftquell bist. Jeden Morgen, wenn ich aufwache, packt mich zuerst die Furcht: Lebst du noch? Und wenn du dich bewegst, weiß ich, du bist da, und wenn wieder ein Tag vergangen ist – mit nicht allzuviel Schmerzen –, wie bin ich dann froh. Nun behalten sie mich hier, im Krankenhaus, bis du zur Welt kommst; das Schlimmste ist vorüber.“

Olga erschrak, als plötzlich die Tür aufging. Es brachte selten Gutes, wenn sich Türen zu ungewohnter Zeit öffneten. Doch es war nur der Arzt mit einer Krankenschwester, sie kamen, um Olga zu untersuchen.

Der Doktor lächelte. „Die Lage des Kindes ist gut“, sagte er, „aber Sie leiden an Kalkmangel, wir müssen etwas für den Knochenbau tun. Schwester, täglich eine Kalziumspritze.“

„Heute noch?“

„Je eher, desto besser.“

Olga machte den dünnen Arm frei.

Die Schwester fand nicht sofort die Vene. Der Doktor spritzte selber; beide wünschten ihr eine gute Nachtruhe und entfernten sich.

Olga war glücklich.

Kalk ist gut für das Baby. – Carlos, wenn du wüßtest, daß ich es jetzt besser habe; nur eines wünsche ich mir sehr – vielleicht ist es dumm, aber ich möchte so gerne, daß du mich einmal vor der Geburt des Kindes siehst. Mancher verbirgt sich lieber in dieser Zeit – mir geht es anders. Deine Augen sollen mit ihrer Wärme und dem frohen Schein auf mir ruhen. Wenn ich die Wahl hätte, käme ich natürlich noch tausendmal lieber später mit dem Kind auf dem Arm dich besuchen. – Wie weich die Betten sind, wie müde ich bin – wie müde – Garoto – mein Carlos, ist es möglich – du bist zu mir gekommen – dein Haar, deine Augen, dein Mund – niemand ahnt, wie sehr ich mich nach dir gesehnt habe; entschuldige mein Weinen, es klingt so leise, wie aus weiter Ferne, vielleicht hörst du es gar nicht – du bist bei mir, und ich werde immer müder, geh nicht fort – bleib – bleib ...

„Aufwachen – aufwachen!“

Olga spürte den kalten Schwamm im Gesicht und den schmerzenden Griff an den Schultern. Eine grobe Hand riß ihr die Augenlider auseinander, sie fühlte, wie die Pupillen von unnatürlicher Höhe an ihren Platz glitten. Als man versuchte, die Erwachende auf den Boden zu stellen, brach sie zusammen. Rechts und links griff ihr jemand unter den Arm, um sie aufrecht zu halten.

„Los – laufen – Augen offen halten!“

Olga war lange genug Häftling, daß sie einem Befehl, selbst wenn er nur schwach ins Bewußtsein drang, Folge leistete. Sie taumelte und bemühte sich unter Aufbietung aller Kräfte, die schweren Augenlider offen zu halten.

Sie hörte eine Tür zuschlagen, ein Auto anfahren und wußte plötzlich, daß man sie aus diesem Auto gehoben und auf die Füße gestellt hatte. Vor ihrem Gesicht tanzten schwarz-weiße, wellige Streifen. In den Ohren rauschte es. Eine frische Brise wehte ihr das Haar aus dem gesenkten Gesicht.

Der Wind tat ihr gut. Die Streifen verschwanden, sie erkannte Polizeistiefel neben sich und hob den Kopf.

Wie kam sie ans Meer? Vielleicht träumte sie noch immer. Warum liefen hier so viele Männer herum, oder täuschte sie sich im nächtlichen Dunkel?

Ein riesiger Schiffskörper ragte vor ihr auf. Am Bug wehte eine matt beleuchtete Fahne.

Olga blieb stehen und riß sich schreiend aus dem Griff der Polizei: Die Fahne trug das Hakenkreuz.

„Lärm schlagen nutzt hier nichts – das sind alles unsere Leute.“ Eine Hand griff ihr ins Genick, sie wurde zum Schiffssteg geschleift.

„Holt den Kapitän“, rief eine ärgerliche Stimme in die Dunkelheit.

Zwei Laternen warfen schwankendes Licht über das Deck. Der Kapitän stand Olga gegenüber – groß, stattlich, mit Augen so blau wie die ihren.

Er legte die Hand an die Mütze und blickte auf die Frau, die barfüßig, im schmutzigen, zu engen Baumwollkleid vor ihm stand.

„Loslassen!“

Die Polizeibeamten, von der scharfen Stimme des Kapitäns überrascht, gaben Olga frei.

Sie legte, ohne zu wissen, was sie tat, die Hände um den gewölbten Leib.

Der Kapitän preßte die Lippen zusammen.

Unten im Schiffsbauch, neben dem Schornstein, direkt über den Maschinen, lag ein käfigähnlicher Raum.

Der Kapitän sagte: „Ich weigere mich, den Transport zu übernehmen.“

Die Polizeioffiziere redeten ihm lange zu. Der Kapitän blickte aufs Meer hinaus: „In diesem Zustand – dazu gebe ich mich nicht her.“ –

Als die stickige Luft des geschlossenen Autos Olga erneut umfing, sank sie benommen ins Polster zurück ... Bestimmt hatte sie das mit dem Schiff alles geträumt, gleich wird sie aufwachen, im weichen Krankenhausbett ... Natürlich, das war der Beweis, so weich ruhte es sich nur in diesem Bett im Hospital – sie wird sich jetzt bemühen, wach zu werden, den bösen Traum abzuschütteln und dann wieder einzuschlafen – sie ist ja so müde. –

Erst als man sie, ins Hospital zurückgekehrt, wieder zu sich brachte,

wußte sie, daß es kein Traum gewesen war. Sie mußte unter allen Umständen wach bleiben und verhindern, daß sie ein zweitesmal verschleppt würde.

In Anwesenheit der Krankenschwester legte sie sich nieder, schloß die Augen und atmete tief und gleichmäßig.

Sie blieb auch noch für Minuten so liegen, nachdem sich der Schlüssel von außen im Schloß gedreht hatte. Dann sprang sie auf und untersuchte im Halbdunkel des grauenden Morgens den Raum. Sie wußte nicht, in welchem Stockwerk das Zimmer lag, und machte sich Vorwürfe, daß sie nicht schon eher wach gewesen war, um beim Betreten des Hospitals darauf zu achten. Die Krankenschwester hatte deutsch mit ihr gesprochen – wahrscheinlich war sie schon jetzt in den Händen der Nazis, im deutschen Krankenhaus.

Was war jetzt das wichtigste?

Sie mußte, sobald es ganz hell war, genau die Möglichkeiten zur Flucht untersuchen, und wenn sie nicht fliehen konnte, wenigstens erreichen, daß irgend jemand von dem geplanten Verrat erfuhr.

Der Kapitän hatte sich geweigert, sie mitzunehmen – vielleicht dauert es Tage, bis ein anderes deutsches Schiff anlegt? Jeder Zeitaufschub ist ein Gewinn. Sie wird in Hungerstreik treten – aber das geht nicht, das kann dem Kind schaden. Wie lange wird sie es ohne Schlaf aushalten?

Kalkspritze! Diese Schufte!

Noch immer ist man zu vertrauensselig, glaubt an einen Rest von Menschlichkeit beim Feind! Auf keinen Fall läßt sie sich ein zweites Mal bewußtlos verschleppen. Konnten solche Einschläferungsspritzen nicht auch für das Kind gefährlich werden?

Die alte Angst, es würde zu schwach zum Leben sein, kehrte zurück. Olga biß sich auf die Lippen und schluckte schwer – jetzt war keine Zeit, darüber zu grübeln, jetzt kam es darauf an, sich genau ihre Lage und die Möglichkeiten zum Handeln zu überlegen.

Das Dunkel war gewichen. Sie stand auf und untersuchte den Raum noch einmal genau: jede Fußbodenritze, jeden Spalt, die Tür und das Fenster. Sie klopfte an alle Wände – keine Antwort. Sie fand keinen Weg, zu entkommen oder jemanden zu verständigen.

Gelang es ihr nicht, in der noch bevorstehenden ungewissen Frist Kontakt mit der Außenwelt zu gewinnen, mußte sie die Möglichkeiten während der Fahrt zum Schiff nutzen. Der Wagen hielt voraussichtlich im Hof des Krankenhauses. Wenn sie dort Geschrei machte, würden es vielleicht andere Kranke hören – aber das wäre keine Hilfe. Es schien vernünftiger, zu warten, bis das Auto durch die Straßen fuhr, und dann die Tür aufzureißen, um zu rufen oder hinauszuspringen. Doch dies bedeutete körper-

liche Gefahr für das Kind. Und es wäre auch für sie sehr gefährlich, selbst wenn es gelänge. So billig wollte sie dem Gegner ihr Leben nicht schenken. Womöglich würde man es ihr noch als Selbstmordversuch auslegen, während sie stets den anderen Häftlingen davon abgeraten hatte, weil sie alle noch gebraucht wurden nach dem Sieg der Revolution.

Es war schwer, im voraus einen Plan festzulegen; sie mußte es der Situation überlassen.

Nachdem sie dies alles überlegt hatte, stürmten die bittere Enttäuschung und die bedrohliche Zukunft erneut auf sie ein. Sie versuchte, sich zu sagen, daß die Trennung von Prestes doch gar nicht größer würde, selbst wenn der Ozean dazwischen läge, sehen durften sie sich jetzt auch nicht – und doch schien es ihr unerträglich, das Land verlassen zu müssen, in dem er gefangen war. Wie viele Hoffnungen und Möglichkeiten wurden dadurch zerschlagen – jetzt brauchte sie nur ein paar hundert Meter weit zu denken, und er würde ihre Gedanken, ihre Liebe fühlen; vielleicht hätte man sich doch einmal sehen können und vor allem das Kind zeigen – es war schwer, nicht zu verzweifeln, und was erwartete sie und das Kind im faschistischen Deutschland?

„Verdammt noch mal“, sagte Olga laut – ihr Trostwort, wenn es sie beinahe unterkriegte –, „Zeit zum Jammern werde ich noch genügend auf dem Schiff haben – jetzt muß der Kopf klarbleiben, noch ist Zeit zum Handeln.“

Der Tag verging quälend langsam, Olga war übermüdet, aber sie durfte nicht einschlafen. Als es Nacht wurde, kamen sie das zweitemal.

„Wenn du schreist, schlagen wir zu!“

Menschenleere Korridore – ein stiller dunkler Hof – rasende Fahrt durch verlassene Straßen – dasselbe Schiff – Dutzende von Polizisten.

Olga ließ sich ruhig führen und achtete auf alles: wo der Schiffseingang lag, wieviel Schritte es bis zur kleinen Tür waren, hinter der die eisernen Stufen begannen. Nun ging es hinab in den Laderaum, und die Luft wurde stickig-heiß.

Diesmal ließ sich der Kapitän nicht sehen; er saß in seiner Kabine und trank. Eine kurze Unterhaltung in der deutschen Botschaft hatte genügt; wer kann verlangen, daß man Lebensstellung, Verdienst und vielleicht auch die Freiheit aufgibt wegen eines unbekannten Bolschewistenmädchens, das sich mit einem Brasilianer eingelassen hat. Und doch mußte er diese Flasche leeren, um sich zu schwören, während der ganzen Reise keine Notiz von dem Käfig zu nehmen, das Leben, das er beherbergte, sofort zu vergessen.

Die schwere Tür wurde aufgeschlossen, Olga tastete sich mit den Füßen vorwärts.

„Olga!“

Sie erschrak furchtbar über den unerwarteten Schrei. Dann trat sie auf Sabo zu, die am Boden liegenblieb.

„Meine Sabo!“ – Olga kniete nieder.

Monatelang hatten die Kameradinnen in Sabos Zelle mit Güte und Geduld versucht, ihr Schweigen zu brechen, sie aus der Starrheit zu lösen, in die sie immer wieder zurückfiel. Nun, als sie Olga sah, brach es aus ihr heraus. Sie konnte nicht zusammenhängend reden, ihr Atem rasselte in kurzen Stößen, sie stammelte abgebrochene Sätze.

Olga streichelte Sabo, sprach beruhigende Worte und zitterte doch selbst vor dem, was sie mit anhören mußte. Endlich schlief Sabo, den Kopf in Olgas Schoß, auf dem Fußboden ein.

Olga saß wie versteinert. Was hatten die Banditen aus diesem wertvollen Menschen gemacht! Waren solche Wunden heilbar? War es nicht besser, tot zu sein, als diese furchtbaren Erlebnisse wie eine ewige Last mit sich herumzuschleppen? Nein – es war besser, zu leben, zu überwinden, zu kämpfen. Olga konnte nicht einschlafen. Sie hielt kein Zwiesgespräch mit dem Kind, ihre Gedanken beschäftigten sich nicht mit Prestes – sie grübelte darüber nach, wie sie Sabo helfen könne.

Am nächsten Morgen blieb Sabo in dumpfer Gleichgültigkeit liegen, sie warf kaum einen Blick auf Olga.

Plötzlich erzitterte das Schiff, dröhnender Lärm erfüllte den Raum, dumpfe Schläge, erst langsam, dann immer schneller, ließen Boden, Wände und Decke der Kammer vibrieren – selbst die Luft bebte mit.

Olga fühlte, wie die Bewegung sie vom Kopf bis zu den Füßen ergriff. Unaufhaltsam und drohend nahm das furchtbare Stampfen der 2600-PS-Maschinen von ihr Besitz, der ganze Körper zitterte. In ihrem Zustand erschien ihr dies schlimmer als alles, was bisher gewesen war oder noch kommen konnte. Ihr wurde übel; die glühende Hitze, der Lärm und die pausenlose heftig zitternde Bewegung dünkten sie so unerträglich, daß sie sicher war, sie könnte es nicht mehr als eine Stunde lang aushalten.

Das Schiff fuhr – jede Sekunde entfernte sie von Carlos, und er wußte nichts davon. Wenn Olga allein gewesen wäre, hätte sie sich jetzt auf die Pritsche geworfen und geweint. So saß sie nur mit starren Augen auf dem Bett und hielt die Hand vor den Mund.

Da erwachte Sabo aus ihrer Lethargie und ging auf die Freundin zu.

Olga lehnte das schneeweiße Gesicht gegen Sabos Schulter. „Mir ist ja so schlecht. Das Schütteln macht mich verrückt – schon jetzt die zehn Minuten –, was wird es dem Kind antun?“

„Dem Kind macht das gar nichts. Das liegt bequem wie in der Wiege. Mit dem Schütteln wirst du auch fertig – das bekämpfen wir.“

Olga lächelte mit blassen, schmerzverzerrten Lippen. Sabo war nicht verloren – Sabo hatte *kämpfen* gesagt.

Sie lebten dreißig Tage lang im winzigen, ungelüfteten Raum zusammen.

Sie erhielten ungenügendes Essen; das lauwarme Wasser reichte nicht, den Durst zu stillen; der am Körper herabrinne Schweiß biß und juckte. Olga übergab sich häufig. Sie besaßen keine Wäsche zum Wechseln und hatten nur ein Taschentuch, das von Sabo. Olga hatte ihres im Krankenhaus unterm Kopfkissen vergessen. Sie trug nur ein blaues Läppchen bei sich, das Viertel von einem Taschentuch. Bei dem letzten Gespräch mit den drei brasilianischen Genossinnen in der Zelle hatten sie es in vier Teile gerissen, damit jede ein Stück zur Erinnerung an die anderen drei behalte.

Sabo und Olga sahen nur sich gegenseitig, der eine kannte die Gewohnheiten des anderen bis ins letzte. Nie allein sein können – was für eine schwere Belastung selbst der besten Freundschaft! Doch sie bestanden auch diese Prüfung.

Olga entwarf einen Plan. Der Gymnastik am frühen Morgen folgte Sprachunterricht – Sabo beherrschte besser Englisch und Olga besser Russisch. Da beide belesen waren und Bücher liebten, dehnten sie die Literaturstunde lange aus. Der Tag endete mit Gedichten.

Es gab auch bewußte Stunden des Schweigens, wo der eine den anderen als nicht anwesend betrachtete. „Damit wir uns nicht etwa doch mal zanken“, sagte Olga.

Wie tapfer versuchten sie, „den Plan zu erfüllen“, trotz der Stunden, in denen Olga vor Schmerzen gekrümmt und in großer Angst um das Kind auf der Pritsche lag, oder Sabo, umfangen von den Erlebnissen der Vergangenheit, unfähig war, sich zu konzentrieren.

Vielleicht wären sie zugrunde gegangen, wenn sich nicht manchmal in tiefer Nacht die Tür geöffnet hätte.

„Hier, rasch, trinkt!“

Köstliches, kaltes Wasser.

„Schnell, lauft die Stiege hinauf; an der Ecke links hinter dem Vorbau bleibt ihr stehen, in zehn Minuten pfeife ich.“

Weite – weite Welt. Kühle und rauschendes Meer, der Mond und die Wolken am Himmel – tiefe Atemzüge, ohne daß die Maschine den Körper marterte. So schön konnte das Leben sein, und so sehr konnte Schönheit weh tun.

Sie sahen ihn nie bei Licht, sie glaubten, daß er Schiffsheizer war.

„Egal“, sagte Olga, „ein deutscher Arbeiter, der uns hilft.“

Unvergeßliche Nacht, als zwei Apfelsinen hereingereicht wurden.

„Eine für dich und eine fürs Baby“, sagte Sabo.

„Selbstverständlich ist du eine.“

„Nein.“

„Doch, dein Zahnfleisch blutet schon.“

„Nichts blutet, geiekt hab ich mich.“

„Womit denn – mit dem Löffel?“

Es kam fast zum Streit. –

Manchmal träumten sie. Konnte es nicht sein, daß sie nach kurzer Haft freigelassen wurden? Was ließ sich bei Olga feststellen? Sie war jetzt Brasilianerin. Bis auf die Befreiung von Kurt hatte sie in Deutschland keine strafbare Handlung begangen.

„Wenn sie deine Narben sehen, lassen sie dich frei, Sabo.“

„Wenn sie deinen Zustand sehen – dich auch.“

In der Nacht, als sie die Apelsinen bekamen, hatte Olga nach dem Namen des Schiffes gefragt.

„La Coruna.“

„Wo legt ihr an?“

„Hamburg.“

„Und unterwegs?“

„Marseille oder Bordeaux, der Kapitän gibt nichts bekannt.“ –

„Sabo“, sagte Olga aufgeregt, „der Heizer wird uns helfen, wir werden entkommen. Ich kenne mich aus in Marseille.“

„Die werden uns im Hafen doppelt bewachen.“

„Klappt es nicht, dann hinterher – nach der Abfahrt. Er macht uns die Tür auf, wir springen und schwimmen.“

„Ich kann nicht schwimmen.“

„Ich halte dir den Kopf über Wasser.“

Nun hatten sie ein neues, belebendes Thema für stundenlange Gespräche.

CHRISTINA DO BRASIL

Die Nächte sind mild. Wir erwarten, besonders in den ersten Tagen, den Abend mit Ungeduld. Denn die feuchte Hitze des Tages macht uns nun doch wieder zu schaffen. Dreißig und zweiunddreißig Grad zeigt das Thermometer um die Mittagszeit. Dann ruhen auch die Arbeiter, die unser Schiff beladen. Sie legen sich irgendwo in den Schatten, rauchen eine Zigarette, unterhalten sich träge und müde, bis die Sirene sie erneut zur Arbeit ruft. Eines Tages, in so einer Mittagspause, werden wir mit Agostinio bekannt, einem Mann von vielleicht vierzig Jahren, der zu der Gruppe gehört, die unten in den Laderäumen die Zuckersäcke stapelt. Agostinio war uns schon oft aufgefallen, wir hatten ihn manchmal beobachtet, mit welcher Geschicklichkeit und Schnelligkeit und Kraft er die schweren Zuckersäcke stapelte, die von den Deckskränen pausenlos in den Raum geschafft werden. Das ist nur ein Griff, ein Ruck – und der Sack liegt genau dort, wo er liegen muß. Langsam sinkt das Schiff tiefer, von Tag zu Tag etwas mehr. Und die Laderäume füllen sich. Agostinio scheint nur aus Haut und Muskeln und Sehnen zu bestehen. Seine Magerkeit ist so auffällig wie seine Kraft. Unser Gespräch beginnt – wie überall auf der Welt – mit dem Wetter. Der Regen, der manchmal herunterprasselt, erschwert die Arbeit, weil er sie verzögert. Die Luken werden donnernd zugezogen und erst wieder geöffnet, wenn der Regen vorüber ist. Zucker ist gegen Regen so empfindlich wie Kaffee, das kann sich wohl jeder vorstellen.

Agostinio erzählt uns mit seiner tiefen Stimme, die gar nicht zu seinem mageren und schwächlichen Körper zu passen scheint, daß er, sobald unser Schiff fertig beladen ist, mindestens vierzehn Tage ohne Arbeit sein wird. Erst dann ist er wieder an der Reihe. Die Gewerkschaft, der er angehört, verteilt die vorhandene Arbeit so gerecht wie möglich. Vierzehn- oder fünfzehntausend Cruzeiros wird Agostinio verdient haben, wenn wir den Hafen verlassen. Und damit kommt er nicht aus. Seine Familie ist groß. Er lacht, erzählt von seinen Kindern. Es sind sechs Kinder, die noch bei ihm leben. Die älteste Tochter ist verheiratet in einem kleinen Nest des Innern. Sieben Kinder hat Agostinio satt machen müssen. Wie gesagt, sechs sind noch zu Hause, verdienen ein paar Pfennige mit kleinem Handel, mit Schuheputzen. Ein Junge – Agostinio erzählt von ihm mit Stolz – fährt, fünfzehnjährig, mit den Fischern schon hinaus und beweist viel Geschick.

Wir sitzen unter der Treppe zum C-Deck, rauchen Zigaretten. Und weil wir nun von uns erzählen, von unsern Familien in Deutschland, auch Fotografien hervorkramen, sagt Agostinio mit seiner dunklen Stimme: „Ich möchte einmal nach Europa fahren... schon als Kind hab ich manchmal davon geträumt, wenn ich sah, wie reich und gepflegt die Menschen waren, die von dort kamen.“

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt, Agostinio. Nicht alle, die von dort kommen, sind gute Leute.“

Er sieht uns an, lacht. „Nein, gewiß nicht. Man hört ja auch dies und das... Aber es soll doch bei euch ein ganz anderes Leben sein als bei uns, alles eben ganz anders. Wenn vielleicht auch nicht in allen Ländern Europas gleich gut, aber doch jedenfalls anders... Man sagt ja, es sei bei euch in Deutschland ständig furchtbar kalt... Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie ihr das aushaltet. Vor nichts hab ich mehr Furcht als vor Kälte.“

Wir sitzen sinnend eine Weile, dann sagen wir: „Aber es ist nicht immer kalt... und wir wünschten dir sehr, daß du einmal nach Deutschland kommen könntest, uns zu besuchen.“

„Ob ich es jemals schaffen werde? Ich glaube nicht mehr recht daran.“ Nach einer langen Pause fügt er eine Frage hinzu: „Gefällt es euch in unserm Land?“ Wir überlegen nicht lange, sagen: „Gewiß. Das Land ist schön, und euer Leben ist bewegt und bunt. Und es ist vor allem ganz neu für uns.“

Er nickt nachdenklich, sagt: „Das würde ich wohl auch sagen, wenn ich bei euch wäre. Die Menschen geben niemals Ruhe, immer wollen sie woanders sein, immer wollen sie Neues sehen. Und oft werden sie dann getäuscht von dem, was sie sehen... In meinem Land, das muß ich euch sagen, müßte manches anders aussehen. Und es wird ganz anders aussehen, wartet nur ab. So wie in eurem Land wird auch bei uns eines Tages Gerechtigkeit sein. Und dann werde ich täglich Arbeit haben... und eines Tages werde ich mir einen neuen Anzug kaufen und sogar eine Krawatte. Ich werde mir eine Schiffskarte besorgen – und dann werde ich vor euch stehen, werde sagen: Hier bin ich, nun hab ich es doch noch geschafft!“ Er lacht ein fröhliches, dunkles Lachen. Seine Augen leuchten, das Gesicht wird gesprengt von tausend Falten...

Diesem ersten Gespräch mit Agostinio folgen andere, wir werden täglich vertrauter miteinander. Wenn wir Post bekommen haben von zu Hause, erzählen wir Agostinio davon. Wir beugen uns über das Luk, wo er arbeitet, rufen einen Gruß hinunter, und er sieht einen Augenblick auf, winkt uns lachend zu.

Eines Tages, nach der Schicht, kommt er zu uns in die Kabine, sagt ohne Übergang: „Ich möchte euch bitten, heute mit mir zu kommen nach Olinda.

Mein Jorge hat heut Geburtstag, er wird sechzehn . . . Wir würden uns alle sehr freuen, wenn ihr uns besuchen würdet!“

Und so fahren wir mit ihm im alten Autobus nach Olinda hinaus, wo er seine Behausung hat. Olinda haben wir schon gesehen, haben diese schöne Siedlung bewundert, die einfachen und strengen Linien der Kirche, eines der ältesten Bauwerke, noch aus der Kolonialzeit stammend, die Sauberkeit der kleinen Häuser. Und waren auch dort auf kleine Prunkbauten reicher Herren gestoßen, die das Bild der schönen Siedlung nicht verschönten, weil sie von Protzerei und Geschmacklosigkeit zeugten.

Der Omnibus klappert über die Asphaltstraße, die nach Olinda hinausführt, am Shell-Lager vorbei, dessen Aluminiumtanks in der Nachmittags-sonne blitzen. Im Bus ist das Stimmengewirr, das wir immer wieder beobachten konnten auf solchen Fahrten. Die Reisenden unterhalten sich laut und ungeniert über alles, was sie gerade bewegt. Vorn der Fahrer scheint einen Schläger vor sich hin zu pfeifen. Unterhalb des Wagendaches, gleich über seinem Kopf, hat er ein Bild der Madonna befestigt – und ein Pin-up-Girl aus USA. Wie alle Busse in Recife ist auch dieser in einem schlimmen Zustand. Es ist nicht leicht, das Klappern und Quietschen zu überschreien, das der Wagen verursacht.

Kurz vor Olinda steigen wir aus. Es zieht sich einen Hügel hinan bis zur Kirche. Aber Agostinio führt uns nicht dorthin, sondern zu jener Siedlung, die vor Olinda liegt – zu den Favelas. Er verdient nicht genügend Geld, um „oben“ wohnen zu können . . .

Über eine Wiese, auf der Wäsche zum Trocknen liegt, kommen wir auf die „Hauptstraße“ dieser Hüttenkolonie. Bretterhütten, manchmal eine Behausung dazwischen, die kümmerlich aus Stein aufgebaut ist. An einer Ecke, dort, wo eine der vielen Gassen beginnt, eine kleine Bar. Einige Männer stehen davor, unterhalten sich träge mit dem Mann hinter der Theke, schlürfen ihren Kaffee. Grelle Reklameschilder: CINZANO und MARTINI bedecken die halbe Hausfront. In der rötlichen Erde, gegenüber der Bar, wühlen zwei Schweine. Die „Hauptstraße“ entlang zieht ein Händler mit Gemüse und Früchten. Er trägt zwei Körbe an einem Tragebalken, wie wir ihn auch in manchen Gegenden zu Hause benutzen. Barfuß zieht er durch die Straße, ruft mit schallender Stimme seine Waren aus. Agostinio aber führt uns von der „Hauptstraße“ durch eine der vielen Gassen. Wir erregen Neugier.

„He, Agostinio, wen bringst du denn da? Du hast wohl Besuch vom reichen Onkel?“ ruft ein schönes junges Mädchen uns nach. Sie ist umrundet von Kindern. Schwarzhäutige und weißhäutige Kinder. Kinder mit Wuschelköpfen, Kinder mit den schräggeschnittenen, schmalen Augen asiatischer Völker, Kinder, deren Eltern sichtlich von den Ureinwohnern des

Landes, von den Indianern, abstammen. Hier kennt man keinen Rassenhaß, es ist kein Problem, ob ein Kind weiß- oder schwarzhäutig ist...

Agostinio aber führt uns bis fast an den Strand. Hier stehen die Hütten auf Pfählen, und es führen schmale Brettersteige zu den Eingängen. Die Pfähle stehen im trüben Wasser, tragen die windschiefen Hütten.

„Die meisten Leute hier sind Fischer oder Fischhändler“, sagt Agostinio. „Es sind nur wenige im Hafen beschäftigt... ist ja auch so schon nicht genug Arbeit für uns da.“

Aus einer Hütte, ein wenig entfernt, dringt Gitarrenmusik und Singen. Wir gehen darauf zu. Agostinio weist mit dem Kopf nach dort. „Sie sind schon tüchtig dabei!“ Sein Lachen klingt froh und verrät die Freude auf das bevorstehende Fest.

Über einen Steg, der sich unter unsern Füßen biegt, betreten wir die Hütte. Sie hat einen großen Raum, in dem sich gewiß zwanzig Menschen befinden. Männer und Frauen hocken auf Kisten und Betten. Ein Tisch steht in der Mitte, der vollgetürmt ist mit Eßbarem und mit Flaschen.

Einen Augenblick lang wird es ganz still in der Hütte, als wir eintreten. Die Gitarre, gespielt von einem schwarzen Hünen, verstummt. Aller Augen richten sich auf uns.

Agostinio läßt uns eintreten, lacht ein wenig, sieht von einem zum andern, sagt: „Sitzt nicht so stumm... das hier sind Freunde von der ‚Amizade‘... gebt uns was zu trinken... Thomasio, spiel weiter. Einen Samba, bitte!“ Ein ganz kleines Zögern ist noch zu spüren, dann greift der Hüne wieder in die Saiten, und es reißt die Musik die Zuhörer mit. Die Verlegenheit, die wir Fremden verursacht haben, ist vorüber.

„Sucht euch Platz!“ sagt Agostinio, weist auf ein leeres, weiß bezogenes Bett. Wir hocken uns hin. Agostinio kommt mit einer Flasche Zuckerrohrschnaps, wir trinken jeder einen Schluck, lassen die Flasche dann weiter herumgehen. Der Schnaps schmeckt scharf, brennt in der Kehle und läßt einen faden Geschmack zurück. Wir fragen Agostinio nach dem Geburtstagskind. Er stellt uns strahlend seinen Sohn vor. Und der schüttelt uns lachend die Hand, daß wir meinen, er würde sie uns zerquetschen. Unsere Geschenke finden die Zustimmung aller, wie es scheint. Es wird gleich eine Flasche davon geöffnet. Die meisten Leute im Raum sind Fischer, die mit Flößen, mit den Jangadas, weit aufs Meer hinausfahren. Und sollten die Fischer in Brasilien anders sein als Fischer in anderen Ländern?

Die Frau Agostinios kommt aus der Küche, bietet uns schmackhaft gebratene und scharf gewürzte Fische an. Wir greifen tüchtig zu. Krebsfleisch, das in einer dunkelgrünen Soße schwimmt, erweist sich als sehr wohl-schmeckend. Wir essen, wir trinken – und sind unvermerkt ein Teil dieser fröhlichen Runde geworden.

Agostinios achtzehnjährige Tochter ist von großer Schönheit. Sie erzählt lachend ein Kindererlebnis, das dem Geburtstagssohn vor Jahren geschehen ist. Mit blitzenden Augen sieht sie von einem zum anderen. Und der Geburtstagssohn ist in Verlegenheit. Die Zuhörer lachen, wieder geht die Flasche reihum.

„Christina ist mein Sorgenkind“, sagt Agostinio leise. Um uns ist Gelächter und Stimmengewirr, Rauch von Zigaretten und Tabakpfeifen erfüllt den Raum. „Sie ist schön – verliebt euch nur nicht in sie. . . Ich glaube, ich werde noch einmal Ärger bekommen ihretwegen. Sie verdreht den Burschen die Köpfe, und es hat schon manche Rauferei ihretwegen gegeben. . . Aber wenn ihr denkt, daß sie heiraten will, dann irrt ihr euch. Sie tändelt und tändelt. Es wird Zeit, daß sie an einen festen Mann denkt. Aber seit sie das Kind hat, ist es ganz vorbei. Ich hab sie verprügelt nach Strich und Faden – meint ihr, sie sagt, wer der Vater ist? Sie denkt nicht dran.“

Wir schauen hinüber zur schönen Christina, sie winkt uns lachend zu, zeigt ihr blendendweißes Gebiß. Und dann hebt sie als erste die Flasche, trinkt einen kräftigen Schluck. Und dem jungen Mann, der neben ihr sitzt, klopfte sie auf die Finger, als er nach der Flasche greift. Sie hat sich nun einmal vorgenommen, daß wir als nächste daraus trinken. . .

Aber der kleine Vorfall ist doch wohl ganz in der Ordnung, denn Agostinio sagt: „Sie ist doch ein gutes Mädchen. . . Wer weiß, ob ich an ihrer Stelle verraten hätte, wer der Kerl war. . . Ich glaube, ich hätte es auch nicht gesagt. Sie wird wohl nach mir kommen!“

Eine Geburtstagsfeier unter brasilianischen Fischern und Hafenarbeitern. Als es dunkel geworden ist, wird allen die Hütte zu eng, denn es tanzt sich schlecht in der Enge, und die Wände wackeln auf den Pfählen. Der Schnaps hat die Fröhlichkeit immer weiter geschürt. Und dann ziehen wir zum Strand hinunter. Ein Feuer prasselt, wirft heftige Lichter und Schatten über uns alle, die wir im Kreis sitzen, macht unsere Gesichter zu bewegten, rötlich glänzenden fremden Gesichtern. Nicht weit von uns liegen die auf den Strand gezogenen Jangadas, jene Flöße aus Balsa-Holz, auf denen die Fischer hinausfahren. Verwegen sind diese Flöße getakelt, und oft stehen die Fischer bis zu den Knien im Wasser.

Thomasio, der Gitarrenspieler, hat sein Instrument einem anderen Fischer gegeben und tanzt nun im Schein des Feuers einen alten Tanz nach einem fremden Rhythmus. Die Zuschauer klatschen den Takt mit den Händen dazu. Der Tanz mag überliefert sein durch die Jahrhunderte, er mag von den afrikanischen Vorfahren stammen, die einstmals als Sklaven in das Land Brasilien verschleppt wurden. Rings um das Feuer tanzt Thomasio, angestrahlt von der Glut, angefeuert von den Rhythmen.

Über uns glänzen die Sterne, flimmert das Kreuz des Südens. Ein fremder Himmel. Die Palmen wispern im Nachtwind. Irgendwo schreit ein Vogel.

Nun sind auch die anderen aufgestanden, der Rhythmus wechselt. Ich tanze unbeholfen mit Christina einen Samba, wohlwollend beobachtet von Agostinio und seinen Freunden. Ein fremdes Land? Ohne Frage, ein fremdes Land! Fremde Menschen? Nein, keine fremden Menschen! Die Arbeiter und Fischer vom Donaudelta, vom Schwarzen Meer, von den Küsten Rügens, vom Greifswalder Bodden, von der Kieler Bucht oder von Recife de Pernambuco – sie alle gleichen sich. Keine fremden Menschen! Ich flüstere Christina beim Tanzen ins Ohr: „Christina do Brasil. . .“

Agostinio fragt, es ist schon weit in der Nacht: „Und wann, Amigo, wann wirst du wieder zu Hause sein?“

„Bald, Agostinio, wir sind ja nur noch zwei Tage in Recife. Es geht ja bald heimwärts. . .“

„Ah! Du wirst uns vergessen, wenn du erst wieder im kalten Deutschland bist!“

„Vergessen, Agostinio? Vergessen?“

Wir sehen uns an, schütteln zur gleichen Sekunde den Kopf. „Nein, nicht wahr, nicht vergessen!“ sagt Agostinio.

DIE ROTE KAMILLE

Fernsehspiel

Am 25. August 1944 ermordeten deutsche SS-Schergen auf deutschem Boden Mussa Dshalil, einen tatarischen Dichter von Rang. Im Sommer 1942, während einer Kesselschlacht, war der Dichter schwerverwundet in Gefangenschaft geraten. Einige Zeit darauf wurde er in eines der Sonderlager übergeführt, in denen das deutsche Oberkommando versuchte, aus sowjetischen Kriegsgefangenen nichtrussischer Nationalität Truppenverbände aufzustellen, um sie gegen die Rote Armee einzusetzen. Mussa Dshalil, durch den Namen Gumerow getarnt, schuf eine illegale Widerstandsgruppe. (In dem Fernsehspiel trägt er den Namen Hussa Dshamil bzw. Mugerow.) In aufopfernder Arbeit gelang es ihm, die faschistischen Pläne zu durchkreuzen: Auf dem Wege zur Front meuterte die Einheit und lief zu den Partisanen über. Im August 1943 kamen die Faschisten den Illegalen auf die Spur. Mussa Dshalil und seine elf Kampfgefährten wurden daraufhin nach Berlin-Moabit gebracht, wo er, den Tod vor Augen, jenen Zyklus schrieb, der bei uns unter dem Titel „Aus dem Moabiter Heft“ (siehe NDL Heft 4/1958) bekannt geworden ist. Mit ihm schrieb er sich in die Herzen der Völker ein.

II. Bild

1943. Sonderlager Wüstenau. (Irgendwo zwischen Weichsel und Elbe.) Revierstube. Die beiden eng aneinandergerückten, pritschenähnlichen Betten verbindet ein ungehobeltes Brett. Darauf das Schachbrett mit primitiven, selbstgefertigten Figuren. Bolat Mugerow (in Wirklichkeit Hussa Dshamil) und Timur spielen im Bett liegend Schach.

MUGEROW (zieht einen Läufer): Schach!

Timur zieht den König. Faruk kommt in Legionärsuniform, ohne anzuklopfen, herein. Mugerow und Timur werfen einen schrägen Blick nach unten und setzen das Spiel fort.

FARUK: Hm. Recht warm in eurer Stube. Kein Wunder. Das Revier ist ja neuerdings dem Hauptlager angeschlossen... (Geht zum Bett Mugerows.) Zug, Gegenzug, gewinnen oder verlieren, wie im Leben... Italienische Eröffnung!

TIMUR (*ohne aufzuschauen*): Falsch! Französische!

FARUK: Ich bin für die tatarische.

MUGEROW (*ohne den Blick zu heben*): Die kenne ich nicht.

FARUK: Es wird Zeit, sie kennenzulernen. . . Die Eröffnung bereitet zwar einiges Kopfzerbrechen, hat man aber den toten Punkt überwunden, dann geht es Zug um Zug. . .

MUGEROW: . . . dem sicheren Ende entgegen.

FARUK: Eher einer glänzenden Endstellung entgegen. (*Mit einer Geste:*) Wollen wir uns nicht bekanntmachen? Dshamil Hussa.

MUGEROW (*im Begriff, eine Figur zu ziehen, hält sie in der Luft*): Wie war der Name?

FARUK (*betont*): Hussa Dshamil. (*Mugerow wirft im Affekt das Schachbrett hinunter, starrt Faruk an. In Mugerows Gesicht: Erstaunen, Empörung. Faruk unsicher geworden:*) Ihr starrt mich an . . . Ja, der Name spricht Bände. Noch nie gehört?

(*Mugerow und Timur sammeln etwas umständlich die Schachfiguren auf.*)

MUGEROW (*mit abgewandtem Gesicht*): Nein.

FARUK (*nimmt den Springer vom Bett, betrachtet ihn. Zu Mugerow*): Sie kennen nicht den Namen des Mannes, dessen Gedichte sogar in den Schulfibeln stehen?

MUGEROW (*blickt Faruk fest in die Augen*): Aus dem hilflosen Alter sind wir schon heraus. Übrigens, als ich zur Schule ging, mußte ich statt der Gedichte die Suren aus dem Koran pauken. So war das damals. . .

TIMUR (*unbeherrscht*): Dshamil sind Sie? Hussa Dshamil? Sie?

MUGEROW (*rasch*): Warum nicht?

TIMUR: Aber in dieser Uniform. Ein Dichter, dessen Verse unsere Schulkinder lernen. Wie reimt sich das zusammen?

MUGEROW (*leicht ironisch*): Das ist sozusagen eine klassische Ausnahme.

FARUK: Irrtum! Das ist die Regel.

MUGEROW (*überlegen*): So?

FARUK (*unsicher*): Es soll zur Regel werden. . . In dieser Uniform sind wir unserer Heimat näher, als je zuvor. Das Recht unserer Väter wird wieder zu seinem Recht kommen. Man wird wieder Gruben und Güter zu eigen haben. Die Uhr mit den fünf Zacken auf dem Turm ist abgelaufen.

MUGEROW: Verstehe: Die tatarische Eröffnung.

TIMUR: Die Figuren braun gegen rot.

MUGEROW: Ein Spiel ohne remis.

FARUK: Nur gewinnen.

TIMUR: Nur verlieren.

MUGEROW: Wie dem auch sei: Was gerecht ist, wird immer grünen.

FARUK (*über ein ungeschicktes Argument erfreut*): Danke für das Argument. Die Armbinde unserer Legion ist grün . . . Und Hussa Dshamil (*klopft an seine Brust*) wird dafür sorgen, daß die grünen Zweige Blüten treiben. (*Mugerow, empört, beherrscht sich nur mit Mühe.*) Der Kessel in der Legion hat mehr Kalorien zu bieten, als der im Revier. In vier Wochen nimmt jeder von euch zehn Kilo zu. Ihr kriegt Stadurlaub. Dafür Sorge ich. Und wer ein Lustchen verspürt nach einem Paar rosiger Pfirsiche, der hat in der Stadt Gelegenheit, sie zu pflücken. (*Flüstert:*) Junges polnisches Blut. Munitionsarbeiterinnen. In den Wohnbaracken gleich hinter dem Fabrikgelände . . . Diese Pfirsiche sind nicht zu verachten.

(*Mugerow schweigt, kämpft die Erregung nieder.*)

TIMUR (*vor Wut überschäumend*): Das wagen Sie uns anzubieten?

FARUK (*überrascht*): Reicht das noch nicht aus? (*Strenger:*) Schön! Dem störrischen Pferd den richtigen Kantschu! Hört genau zu! Es liegt ein Befehl vor: Wer der Legion nicht beitritt, wandert ab in den Steinbruch.

TIMUR (*heftig*): Drohen? Vierzig Tode sind wir schon gestorben, an der Front und auf dem Wege hierher.

FARUK (*lächelnd*): Überlegt es euch! Ich gebe euch . . . acht Tage Zeit. (*Geht ab.*)

12. Bild

Dasselbe Lager. Kulturbaracke. Talgat hat ein Podium gezimmert. An der einen Ecke müssen noch einige Bretter eingepaßt werden. Talgat schneidet ein Brett auf Länge.

MUGEROW (*kommt mit einigen Brettern herein, legt sie auf das Podium.*

Er tut so, als helfe er Talgat): Dem falschen Dshamil müßte man die Maske herunterreißen.

TALGAT: Vorsicht! Damit gefährdest du die Sicherheit des richtigen.

MUGEROW: Darum geht es mir nicht. Er schändet meinen Namen, treibt damit Verrat.

TALGAT: Das falsche Spiel kommt uns zupaß. Wir mischen mit.

MUGEROW (*entschieden*): Nein! Ich lasse mich melden und sage, wer ich bin.

TALGAT: Dann schlägst du uns eine scharfe Waffe aus der Hand . . . und kommst auf die Abschußliste.

MUGEROW (*verzweifelt*): Ich kann nicht aus meiner Haut. (*Talgat setzt wieder die Säge an, schüttelt den Kopf. Mugerow nach einer Pause:*) Angenommen, ich mischte mit, nur angenommen. Meine Aisylyu, mein Töchterchen Juldus . . . Wenn ich einst wieder vor ihnen stehe, wer-

den sie mich mit den Augen verdammen. Kein zärtliches Wort wird über ihre Lippen kommen. Und die Genossen? ... Wie soll ich sie daheim überzeugen, daß ich unserer Sache treu geblieben bin?

TALGAT: Wie haben die alten Bolschewiki gearbeitet? (*Blickt zur Tür:*)

Sie setzten an den schwächsten Punkten an. Erst recht dort, wo Menschen ins eigene Verderben rannten.

MUGEROW (*gedankenverloren*): Ich soll meine Juldus verraten? Gar die Legionärsuniform anziehen? Ich bringe es nicht fertig ...

TALGAT: Es gibt Pflichten, denen man sich nicht entziehen kann ... (*Paßt das abgeschnittene Brett ein.*) Mich hat die Uniform in der Zarenarmee nicht gehindert, für die Partei zu arbeiten und die Soldaten für die Idee Lenins zu gewinnen.

MUGEROW: Damals hat es noch keine Rote Armee gegeben.

TALGAT: Auch damals galt es, mit den Gewehren dem Krieg den Garaus zu machen. (*Kommt näher.*) Hat es sich bei euch im Revier schon herumgesprochen?

MUGEROW: Was?

TALGAT: Das Hauptlager wird erweitert. Alle Tage neue Zugänge. (*Paßt ein neues Brett ein.*) Die Herren haben große Pläne. Wir auch. (*Nagelt mit sichtlicher Wut das Brett fest.*) Der Entschluß ist gefaßt: Wir treten der Legion bei.

MUGEROW (*entsetzt*): Wir Genossen?

TALGAT (*fest*): Ja. Wir – Genossen.

(*Mugerow geht mit hängenden Schultern hinaus.*)

13. Bild

Revierstube. Timur baut am Bett. Auf dem Schemel ein rucksackartiger Sack. Timurs Bewegungen sind fabrig, kraftlos.

MUGEROW (*kommt leichten Schrittes herein, das Hemd aufgeknöpft, die Wattejacke über die Schultern gehängt*): Warum machst du keine Morgengymnastik?

TIMUR (*weicht seinem Blick aus*): Wozu?

MUGEROW (*knöpft sein Hemd zu. Beginnt seine Sachen zusammenzusuchen*): Tu etwas für deinen Körper! Der Geist wird es dir danken.

TIMUR: Es hat keinen Zweck.

MUGEROW (*beißt ein Stückchen vom Brot ab, trinkt Tee*): Weil wir im Steinbruch, in der Hölle landen? Keine Untergangsstimmung! Geh! Du brauchst Lebensluft!

TIMUR: Gib dir keine Mühe!

MUGEROW: Bisweilen muß man den Menschen zu seinem eigenen Wohl zwingen. Nimm Vernunft an! Raus an die frische Luft! *(Timur läßt sich willenlos hinausdrängen. Mugerow, bevor er die Tür schließt:)* Und bring Kraft mit, den Brustkorb voll bis an den Rand! Du wirst sie brauchen. *(Verstaut Wäschestücke, Fußlappen, Rasierpinsel usw. ein wenig unordentlich im Rucksack. Holt aus dem Strohsack einen Tabaksbeutel aus rotem Saffianleder. Wiegt das Beuteltchen in der Hand, schüttet den Inhalt auf die Handfläche, betrachtet die Erde:)* Du Heimaterde! Hast mich treu begleitet. In wieviel Hüllen. *(Mit verstellter Stimme, als spreche ein Unteroffizier der faschistischen Wehrmacht:)* „Was ist da drin in dem Lappen?“ Heilerde... *(Lacht.)* Und das war gar nicht gelogen. *(Schüttet die Erde behutsam in den Beutel.)* Einst hast du eine Kamillenstaude genährt... Die rote Kamille. *(Geschäftig.)* Ich muß es aufschreiben. *(Reißt den Rand von einer Nazizeitung ab. Schreibt mit einem winzigen Stückchen Graphit:)*

Sonnenlicht nimmt seinen Lauf,
früh weckt's die Kamillen auf.
Wie sie sich da recken, strecken,
sich mit Schelmenblicken necken,
wie der Wind sich an sie schmiegt,
ihre Blütenblätter wiegt!

(Überblendung vom Gesicht Dshamils auf ein Kamillenfeld. Ein todwunder Rotarmist kriecht durch das Feld.)

Und es wäscht sie auf der Au
reiner, frischer, duft'ger Tau.
Plötzlich – sieh, die sanft sich wiegen
und bescheiden sich vergnügen,
fahren auf, stehn wie im Bann:
alle starren eine an...
Alle schneeweiß, sie nur loht
gleichwie Blut so flammendrot.
Alles ringsum dringt in sie:
„Warum bist du wie noch nie –
rot vom Kelche bis zum Grund?“

(Die Kräfte des Rotarmisten verlassen ihn.)

Keinen Fußbreit gab er preis...
und ich wusch mein Weiß darin.

(Der Rotarmist bricht tot zusammen. Man sieht nur noch vom Winde bewegte Kamillen.)

(Aufblenden.)

MUGEROW (*schreibt. Nach kurzer Pause unterbricht er das Schreiben*):

Für wen habe ich es aufgeschrieben? Für wen? Mein Gedicht stirbt, bevor es aufblüht. (*Zerknüllt den Streifen.*) Und die anderen, die mir in der Seele glühen? „Das Tüchlein“, „Das Mädchenlied“. Auch die? (*Springt auf. Das Für und Wider spiegelt sich in seinem Gesicht. Er denkt. Seine Lippen bewegen sich nicht:*) Hier verlässlicher Zündstoff, dort die Legion. Die Legion ist das Pulverfaß, aber auf der anderen Seite der Barrikade. Frontwechsel wäre Vaterlandsverrat... Nein, dann lieber ab in den Steinbruch, und der Feind soll kein leichtes Spiel mit uns haben... (*Pause.*) Die Rote Armee kämpft verzweifelt. Und im Lager stecken die Faschisten sowohl die Verführer wie die Verführten in die Legionärsuniform, wollen ihnen Gewehre in die Hand drücken. (*Er spricht wieder:*) Und was tue ich? (*Resigniert:*) Ich karre Steine, (*Schwächer als zuvor:*) karre Steine, (*Unter Aufbietung der letzten Kraft:*) karre Steine, (*Lallend, am Tiefpunkt angelangt:*) karre Steine, bis mich die Beine nicht mehr tragen... (*Keucht:*) Diese Widerspruchsbarrikade... (*Draußen hallen Schritte.*)

TALGAT (*kommt herein. In der Hand eine Werkzeugkiste*): Alles dicht? Bläst nicht der Wind bei euch durch die Ritzen? (*Geht zum Fenster. Gespielt:*) Natürlich. Das Fenster schließt ja nicht. (*Stellt seine Werkzeugkiste ab.*) Na, das kriegen wir schon hin. (*Mit Seitenblick auf Mugerow:*) Ohne Späne wird's wohl hier nicht abgehen. (*Hebt den Fensterflügel heraus, stellt ihn auf den Schemel. Greift nach dem Hobel.*) Nun, wie steht es mit dir? Willst du nicht doch Hand anlegen? (*Mugerow senkt die Augen, antwortet nicht. Talgat energischer:*) Dann halte wenigstens den Fensterflügel. (*Mugerow tut es. Talgat holt einige Hobelspäne herunter. Pause:*) Ich verstehe: Im Labyrinth der Gefühle habt ihr Künstler einige Irrgänge mehr. (*Mugerow schweigt. Talgat paßt das Fenster ein. Nimmt es wieder heraus. Arbeitet mit einem Stechbeitel.*) Alles wäre sehr einfach: Wir nehmen den Hörer ab und fragen bei der großen Familie drüben an: Hört mal zu, Genossen, so und so steht es. Wie sollen wir uns verhalten? Richtlinien gibt es keine. Könnt ihr nicht einen Beschluß fassen?

MUGEROW: Hör auf! Eines Tages werden wir Rechenschaft ablegen müssen.

TALGAT: Sehr richtig! Man wird uns allen die Frage aller Fragen vorlegen: Habt ihr den Kampf fortgesetzt? (*Mugerow macht eine hilflose Bewegung. Talgat setzt das Fenster ein. Nimmt sein Werkzeug. Geht ab.*)

Dasselbe Lager. Duschraum. Das Wasser sprüht. Leichte Dampf Wolken.

HABDULLA (*unter der Dusche, prustet*): Hach, einen See voll Wasser über meinen Pelz rinnen lassen.

SACHRUM (*stellt sich unter die Dusche*): Nimm Seife dazu, Habdulla, dann reicht eine Pfütze voll, um den Dreck runterzuspülen.

HABDULLA (*in Abwehr*): Deutsche Seife? Allah, erbarme dich meiner! Schleppe die deutsche Uniform den ganzen Tag über. Die wird mir noch im Grabe auf der Haut brennen. Jetzt wieder Habdulla sein! Unschuldiger, wie ein neugeborenes Kind. Eine Viertelstunde nur... Wenn ich die Augen schließe und das Wasser auf meinem Körper spüre, ist's mir, als sei ich zu Hause in Sarapul und tauche in unsre Kama. Sie ist breit bei uns und tief. Wiesenufer – nicht satt zu sehen... Lach ihn aus, den albernsten Habdulla.

SACHRUM (*seift sich ein*): Für wen hältst du mich. Deine Kama ist meine Wolga... (*Habdulla beginnt ein tatarisches Lied zu singen. Sachrum mit leichter Ironie*): Man hat schon seinen Kummer, wenn man in der deutschen Uniform steckt.

HABDULLA: Hm. Aus freien Stücken... Zu dieser Geschichte bin ich gekommen wie eine ungedeckte Stute zum Fohlen... Ich schlürfe gerade die Rübensuppe aus meinem Holzschuh...

SACHRUM (*ihn unterbrechend*): Holzschuh? In unserem Lager ging's viel nobler zu: wir hatten verrostete Konservenbüchsen.

HABDULLA: Da wird befohlen: „Wäsche fassen!“ Schwach auf den Beinen, torkeln wir hin. Ein Gefreiter, Stiernacken, Arme wie beim Gorilla, schmeißt mir zwei Unterhemden und zwei Unterhosen zu. Ich messe – sie passen. „Unterschreib, du schlitzäugiges Schwein!“ schnarrt der Kerl. Ich hätt's nicht tun sollen. Schon deswegen nicht. Aber unsereiner hat doch eine Lammsgeduld.

SACHRUM: Und du setzt deinen Namen auf den Wisch.

HABDULLA (*bitter*): Die verfluchte Lammsgeduld... Dann heißt es: „Oberkleidung fassen!“ Und da geben sie die nagelneue Legionärsuniform aus. Mit Spiegeln und Achselklappen. He, sag ich, das ist nichts für meine Schultern. Sechs Kameraden und ich machen den Spaß nicht mit. Da krieg ich einen Stoß ins Kreuz und poliere mit meiner Backe den Fußboden in einer Arrestzelle. Vierzehn Tage blieben wir in dem finsternen Loch bei Wasser und Brot.

SACHRUM: Das kennen wir. Reib mir den Rücken ab. Tu mir den Dienst.

HABDULLA (*reibt den Rücken mit einer Scheuerbürste ab*): Als die Zeit

um ist, führt man uns dem Lagerführer vor. Ein richtiger Edelgermane thront hinter seinem Schreibtisch: Auf der Glatze drei strohblonde Haare. Die Lippen: verschluckt. In den wimperlosen Augen: frostiges Blau. Spricht uns russisch an. Mit fremdem Akzent, versteht sich. „Na, Kinder, was habt ihr ausgefressen?“

SACHRUM: Ganz jovial.

HABDULLA: Die Leutseligkeit selbst. Wir melden den Vorgang. Da grient er und läßt den Bogen bringen, auf dem wir die Wäsche quittiert hatten. Oben drüber lese ich: „Wir treten hiermit freiwillig der Legion ‚Idel-Ural‘ bei ... Wir schwören ...“ und so weiter und so fort. Mit dem Finger rutsche ich auf dem Bogen rauf und runter und finde mein eigenes Gekritzel. Allah, steh mir bei! Vor Schreck kann ich mich nicht von der Stelle rühren. Auch die Kameraden stehn da, wie festgefroren. Dem Lagerführer sein Gefreß ist krebsrot. „Na seht ihr, wie rasch sich alles klärt“, krächzt er ... (*Resigniert:*) Seitdem kloppe ich Griffe für den Deutschen. (*Er tritt wieder unter seine Dusche.*) Daß Allah das zuläßt ...

SACHRUM: Der Allah wird es nicht zulassen, wenn du es nicht zuläßt, Habdulla.

15. Bild

Revierstube. Mugerow baut am Bett. Sein Rucksack steht gepackt neben dem Bett. Timur kommt herein.

MUGEROW (*erstaunt*): Wie siehst du aus?

TIMUR: Ich war bei Ahmed. (*Verzweifelt:*) Die meisten unterschreiben ... Unterschreiben. Erwürgen könnte ich die Verräter mit meinen eigenen Händen. Was doch der Hunger nicht alles zustandebringt.

MUGEROW: Der Feind hat eine feine Witterung. Den atavistischen Selbsterhaltungstrieb nutzt er sehr geschickt aus.

TIMUR: Bist du fertig?

MUGEROW (*die Frage überhörend, wie im Selbstgespräch*): Ich frage mich: Ist jeder von ihnen ein Söldling? ... Und wenn die Uniform zur Tarnung dient?

TIMUR (*scharf*): Wer einen deutschen Stahlhelm aufhat, muß faschistisch handeln.

MUGEROW (*lebhaft*): Und wenn wir unsere Landsleute beeinflussen, unter dem deutschen Stahlhelm sowjetisch zu denken und zu handeln?

TIMUR (*bitter-ironisch*): Unter dem faschistischen Kommando sowjetisch denken und handeln ... Gefährliche Illusion!

MUGEROW: Gefährlich! Aber keine Illusion. Wenn wir die feindlichen

Pläne durchkreuzen wollen, dürfen wir uns beim Feinde die Uniform ausborgen. Nur dann!

TIMUR (*überrascht, leidenschaftlich*): Du willst der Legion beitreten? Bist du von Sinnen?

MUGEROW: In dieser Minute ist mir alles klargeworden: Wir dürfen unsere Landsleute nicht im Stich lassen. In der schweren Stunde. Wir dürfen das nicht! Unter keinen Umständen!

TIMUR (*voll Empörung*): Verräter! (*Reißt seinen Rucksack vom Bett, greift die Jacke und Mütze und läuft hinaus.*)

MUGEROW (*in seiner Stimme klingt Verzweiflung mit, daß es ihm nicht gelang, Timur zu überzeugen*): Timur!.. (*Setzt sich auf Timurs Bett. Stützt den Kopf mit den Händen.*)

TALGAT (*kommt herein. Freudig erregt*): Daß ich dich noch antreffe. Etwas, was dein Herz erwärmt. Ahmed hat heute nacht Moskau empfangen.

MUGEROW (*überrascht*): Moskau?! (*Talgat nickt vielsagend. Mugerow erregt:*) Wo stehen wir?

TALGAT: Die Unseren sind endlich im Vormarsch. Gestern haben wir Kursk zurückerobert. Das Donezbecken ist zur Hälfte wieder in unseren Händen.

MUGEROW (*fällt Talgat um den Hals*): Was für ein Tag, Talgat. Was für ein Tag... Wer war denn der Glückliche?

TALGAT: Ich habe es ja schon gesagt. Ahmed war es.

MUGEROW: Welcher Ahmed?

TALGAT: Na, der im Waschhaus.

MUGEROW (*im Tone höchsten Bedauerns*): Nicht eine Silbe davon hat er Timur verraten. Timur darf nicht zugrunde gehen. Jetzt erst recht nicht! (*Überstürzt:*) Ich muß zu ihm! (*Er rennt hinaus.*)

Schlußszene

Dasselbe Lager. Auf dem Appellplatz ist eine Einheit der Legion „Idel-Ural“ angetreten. Die Legionäre in Uniform, aber ohne Waffen. Um das Karree herum eine Postenkette von deutschen Feldgendarmen und tatarischen Wachposten. In geringer Entfernung vom Lagerkommandanten: Dedecius, Jubum, einige Feldgendarmen und einige Tataren von der Wache. Die deutschen Feldgendarmen sind mit Maschinenpistolen, die tatarischen Posten mit Infanteriegewehren ausgerüstet.

Der Lagerkommandant schreitet die Front ab, blickt in die Gesichter der Legionäre. Geht zur Mitte des Karrees.

LAGERKOMMANDANT HERMANN VON ROSENECK: Legionäre!

Ihr seid angetreten, um aus euren Reihen bolschewistische Aufwiegler und Hetzer mit Schimpf und Schande auszustoßen, denn sie besudeln euer Ehrenkleid, eure Uniform. Eure Urväter, die Begründer der „Goldenen Horde“, wußten, wie man schändlichen Verrat tilgt. Der Verräter wurde an den Schwanz eines Pferdes gebunden und zu Tode geschleift. Ihr Legionäre, die ihr unter der Schirmherrschaft des Führers aller Führer die „Grüne Horde“ begründen werdet, müßt ebenso unnachsichtig sein. Unter euch ist der gesuchte Hussa Dshamil. Er verbirgt sich unter falschem Namen. Statt zu eurer Erbauung Lieder zu dichten, verfaßt er hochverräterische Schriften. Wenn er wirklich ein Mann ist und kein feiger Hund, dann wird er vortreten. (*In Kommandoton:*) Hussa Dshamil, zwei Schritt vor! (*Sein Blick sucht die Reihen ab. Höhnisch:*) Also nicht. (*Kommando:*) Stillgestanden! Zugweise abzählen. Jeder fünfte einen Schritt vor! (*Das Abzählen beginnt. Fünfzehn Mann treten vor.*) Legionäre! Eure Kameraden werde ich standrechtlich erschießen lassen, wenn sich der bolschewistische Hetzer nicht unverzüglich meldet.

(*Drei Mann treten gleichzeitig vor und marschieren auf Roseneck zu. Sie kommen aus drei verschiedenen Abteilungen.*)

HAIDAR: Hussa Dshamil meldet sich zur Stelle!

HABDULLA: Hussa Dshamil angetreten, Herr Oberstleutnant.

DER SCHNURRBÄRTIGE LEGIONÄR (*nachlässig*): Hier habt ihr mich!
Ich bin Hussa Dshamil.

Von ROSENECK (*überrascht, spöttisch*): Ihr wollt also euer Späßchen. (*Drohend:*) Ihr sollt es haben. (*Mustert die drei Legionäre:*) Drei? Ich brauche nur einen. Wer von euch ist es? (*Zu Haidar:*) Ein Gedicht!

HAIDAR (*verwirrt, denn darauf war er nicht vorbereitet. Er sinnt und rezitiert*): „Nur der ist Dichter, der es wagt,
das Leben dichtend neu zu formen. . .“ (*Stockt.*)

Von ROSENECK: Weiter, weiter (*Haidar blickt verlegen auf seine Fußspitzen. Schweigt.*) Der Name?

FELDWEBEL JUHUM: Haidar. (*Haidar tritt nach kurzem Zögern einige Schritte zurück.*)

HABDULLA (*tritt rasch vor*):

„Ihr lieben Feinde mein, noch halt' ich Ruh'.
Es schweigt mein Grimm für eine kurze Stunde.
Allein mein Blick umfaßt die ganze Runde,
Und eh ihr's euch versehn könnt, greif ich zu.“

Von ROSENECK (*kämpft seine Empörung nieder*): Drohen, das hat mir noch gefehlt, du Pferdedieb. (*Wütend:*) Wie heißt du?

FELDWEBEL JUHUM: Habdulla Alichanow.

Von ROSENECK (*zu dem schnurrbärtigen Legionär*): Na, schnauzbärtiger Lermontow!

DER SCHNURRBÄRTIGE LEGIONÄR (*tritt vor. Ohne Pose. Ungezwungen*):

„Sonnenlicht nimmt seinen Lauf,
früh weckt's die Kamillen auf.
Wie sie sich da recken, strecken,
sich mit Schelmenblicken necken . . .“

MUGEROW (*drückt Talgat den roten Beutel mit Erde in die Hand. Er flüstert*): Heimerde! (*Gibt Talgat ein kleines Notizbuch*): Meine Gedichte. Jetzt trete ich vor.

TALGAT (*hält ihn fest*): Warte! (*Steckt den Beutel und das Notizbuch in die Tasche*.)

(*Feldwebel Jubum flüstert dem Kommandanten etwas ins Ohr*.)

Von ROSENECK (*zu dem Legionär*): Im Lager schon bekannt. Ein anderes! Ein neues Gedicht! . . . Nun? (*Der schnurrbärtige Legionär blickt verlegen drein. von Roseneck spöttisch*): Also doch nicht Lermontow. (*Der schnurrbärtige Legionär tritt zu Haidar und Habdulla. Von Roseneck zu Dedecius*): Ab mit den Leuten! (*Dedecius grüßt*.)

EIN LEGIONÄR (*rennt aus dem neugebildeten Glied vor und fällt vor Roseneck aufs Knie*): Erbarmen, Herr Oberst! Erbarmen! Zu Hause warten neun Kinder auf mich. Nehmen Sie nicht meinen Kindern den Ernährer. Erbarmen!

Von ROSENECK: Gut. Zurück ins Glied. In die alte Einheit! Noch jemand, der kniend seine Reue zeigen möchte?

DSHAMIL-MUGEROW (*stürmt vor. Die Legionäre preschen auseinander, um ihn durchzulassen. Mit geballter Faust vor Roseneck, zornentbrannt*):

Das lügst du, Henker: Ich und niederknien!
Ward mir auch Kerker, Sklavenfron zuteil –
nicht flehend, daß von euch mir sei verziehen,
steh ich noch aufrecht, köpft mich schon das Beil!
Daß Scheusale wie dich aus euren Reihen
ich hundert nur, nicht tausend weggemäht,
das ist die bittere Schuld, die zu verzeihen
mein eigen Volk ich auf den Knien bät.

Von ROSENECK (*außer sich*): Das ist er! Das ist er! Festnehmen!

DSHAMIL (*reißt sich die Uniformjacke vom Leibe und gibt damit das Signal, seinem Beispiel zu folgen*): Ja, ich bin es!

(*Feldwebel Jubum packt Dshamil und dreht ihm die Arme nach hinten. Dedecius legt Dshamil Handschellen an. Haidar, Habdulla, der schnurrbärtige Legionär, ebenfalls ohne Jacken, werden von Feldgendarmen ge-*

fesselt. Die übrigen Legionäre reißen sich die Uniformjacken herunter und werfen sie auf einen Haufen.)

DEDECIUS (Kommando): Ich lasse schießen! (Die Legionäre formieren sich wieder. Die meisten stehen in Unterhemden. Sie lassen sich nicht provozieren.)

Von ROSENECK (Kommando): Den neugebildeten Zug und die vier Mann abführen. (Zu Dedecius:) Oberleutnant!

(Das Kommando, Maschinenpistolen im Anschlag, nimmt den Zug und die vier Mann in die Mitte und marschiert ab. Haidar, Habdulla, der schnurrbärtige Legionär in der letzten Reihe. Zuallerletzt: Dshamil, der sich einige Male umdreht. Als sie an den Legionären vorbeikommen, stimmen diese das aufrüttelnde tatarische Lied aus der Oper „Mussa Dshalil“ von Shiganow an.)

Zu unseren Beiträgen

„Zwischen den Küsten“ ist ein Kapitel aus dem ersten Buch eines neuen, soeben abgeschlossenen Romans von Arnold Zweig. Der Roman trägt den Titel: „Traum ist teuer“.

Ruth Werners biographischer Roman „Olga Benario, Geschichte eines tapferen Lebens“, aus dem wir einen Auszug abdrucken, wird vom Verlag Neues Leben herausgegeben.

Herbert Nachbar reiste im vergangenen Jahr mit dem Frachtschiff „Freundschaft“, das von den Brasilianern „Amizade“ genannt wird. Der Auszug „Christina do Brasil“ ist dem Buch „Brasilienfahrt“ entnommen, das, mit zahlreichen Fotos versehen, im VEB Hinstorff Verlag Rostock, erscheinen wird. Der Verlag hatte den Auftrag zu der Reise gegeben.

Das Fernsehspiel „Die rote Kamille“ wird zur Zeit vom Autor und von der Dramaturgie des Deutschen Fernsehfunks für die Sendung vorbereitet. Die Nachdichtung der Dshalil-Verse stammt von Franz Leschnitzer.

Infolge der veröffentlichten Materialien vom V. Deutschen Schriftstellerkongreß sind in diesem Heft die Rubriken „Umschau“ und „Neue Bücher“ eingeschränkt. Sie erscheinen verstärkt wieder in Heft 9 und 10/1961.

Heinz Auerbach

Dramatik aus dem Äther

In der Natur gibt es Dinge, die in ihrer Art so großartig sind, daß sie uns im Innersten berühren: das Meer, die Ströme, der Wald, das Hochgebirge und manches andere. Aber auch unser technisches Zeitalter birgt poetische Elemente. Zum Beispiel besitzt das stählerne Band eines Schienenstranges, der die Horizonte verbindet, einen eigenartigen Reiz. Alfred Matusche, der in seinem Fernsehspiel *„Die gleiche Strecke“* die Geschichte einer kleinen Eisenbahnlinie gestaltet, verwendet bewußt die symbolhafte Wirkung des Milieus. Die Strecke wird zu einem ständig mitspielenden Requisit von großer Aussagekraft.

Ihre Geschichte beginnt in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg. Der schnell erstarkte deutsche Imperialismus rüstet zu seinem ersten Anlauf auf die Neuverteilung von Macht und Reichtum in der Welt. Häufiger als bisher rollen Züge über die blitzenden Gleise. Mit ihnen rollt der Tod; denn am Ende der Bahnlinie steht eine Munitionsfabrik. Sie gibt der Linie ein Scheinleben.

Auch der Streckenarbeiter Paul avanciert infolge des Ausbaus der Linie zum Streckenwärter. Damit beginnt für ihn ein Lebensabschnitt, auf dem er das Glück zu finden hofft: eine kleine, aber gesicherte Existenz, Frau, Kind und den Frieden in seinen vier Wänden. Ihn kümmert nicht, wem er diese „Karriere“ zu verdanken hat und wozu die Munition gebraucht wird, die täglich über seine Strecke rollt. Es bedarf einer langen Zeit und bitterer Erfahrung, um den Arbeiter Paul die Sinnlosigkeit und Verderblichkeit solch kurzsichtigen Alleingangs zu lehren.

Man könnte nun meinen, daß die Erfahrungen unseres Streckenwärters Zusammenstoßen mit der „Ordnung“ des kaiserlichen oder des faschistischen Deutschlands entsprängen. Dem ist jedoch nicht so. Paul bleibt (bis auf einen einzigen Moment am Ende des Stückes) Objekt eines turbulenten Treibens, das ihn einfach mitreißt. Eigentliche Triebkraft seiner Entwicklung ist seine etwas verquere Sexualität. Der Zusammenprall – anders kann man diese Begegnung kaum bezeichnen – mit einem höchst ungleichen Schwesternpaar wird daher für ihn zur Katastrophe. Aus seiner Beziehung zu beiden Schwestern entwickelt sich eine abstruse und außerhalb aller Normen stehende Familienbeziehung. Diese Dinge wirken doppelt beklemmend, weil die Psychologie der Figuren und die dramatische Entwicklung im wesentlichen stimmen und weil sie ihren Eindruck auf den Zuschauer nicht verfehlen.

Einige Beispiele: Paul erwürgt seine Schwägerin, die Mutter eines seiner Kinder, nachdem sie ihn fast zwei Jahrzehnte lang gezwungen hat, seine Vaterschaft zu verheimlichen. Diese Frau unterstützte voller hysterischem Fanatismus das aufkommende Naziregime und Pauls Sarggläubigen Sohn, ihren Neffen. Sie weigerte sich, einem aufkommenden Liebesverhältnis zwischen diesem Sohn und ihrer eigenen Tochter rechtzeitig dadurch zu begegnen, daß sie die jungen Leute über ihre nahe Verwandtschaft als Halbgeschwister aufklärte. Oder: Paul läßt seinen Sohn, der mit der Lokomotive vom Depot kommt, um seine Nazikumpane zur „Machtergreifung“ nach Berlin zu transportieren, wissentlich verunglücken. Das

tut ein grundsätzlich unpolitischer Paul, ein Mensch, der in seinem engen Streben nach persönlichem Glück nie über eine allgemeine unverbindliche Sympathie zu der Sache der organisierten Arbeiterbewegung hinauskam. Es ist nicht ganz leicht, an einen so plötzlichen, so tiefreichenden und dabei so ungenügend motivierten Umschwung zu glauben.

Bei aller Ablehnung philiströser Konfliktlosigkeit und ohne prude sein zu wollen: Was in diesem Fernsehspiel über den Zuschauer hereinbricht, ist ein bißchen viel. Die Absonderlichkeit der dargestellten Schicksale überschattet auch die in der Gegenwart, in unserer Republik spielenden, ihrer Anlage nach positiven Schlusszenen und läßt uns nicht recht froh werden. Jedes dieser – in sich ohnehin fragwürdigen – Ereignisse bedürfte sorgfältigster Vorbereitung der Motivierung, wenn es den Angelpunkt eines dramatischen Konflikts bilden soll. Hier aber reißen sich die Katastrophen aneinander zu einer Kette des Entsetzens, welche die gesellschaftskritischen Absichten des Stückes fast zudeckt.

Walter Baumerts Fernsehspiel „Die unbekannte Größe“ ist das dritte einer Reihe („Die grüne Mappe“, „Die Lawine“), mit der Baumert nicht unwesentlichen Einfluß auf die Herausbildung unserer jungen Fernseh dramatik genommen hat. Nach der „Lawine“ mit ihrem für ein Fernsehspiel ungewöhnlich weiten Handlungsbogen wendet sich der Autor diesmal wieder einer übersichtlicheren und dynamischeren Handlung zu.

In einem Chemiewerk unserer Republik ereignet sich während eines Versuchs ein Unglück. An dem Versuch sind zwei Chemiker aus derselben Familie beteiligt: Vater und Sohn. Der Vater gehört zu der sogenannten „alten Intelligenz“, das heißt zu dem Kreis jener intellektuellen, deren Weltbild sich noch in der kapitalistischen Gesellschaft formte, die jedoch all ihre Kraft in den Dienst des sozialistischen Staates stellen. Der Sohn ist in unserer Gesellschaftsordnung groß

geworden. Für ihn sind gesellschaftliche Pflichten, Planwirtschaft und kollektives Handeln, Achtung vor dem arbeitenden Menschen von Kindheit an „bekannte Größen“.

Ursache jener Explosion war eine Nachlässigkeit des jungen Kolbing. In einem Anfall von Panik flieht er nach Westdeutschland. Zurück bleiben sein Vater und seine Frau. Zurück bleibt die Frage nach deren Entscheidung für oder wider den Sohn, für oder wider den Staat, für oder wider die Menschen, deren Achtung und Vertrauen die beiden Kolbings, Vater und Sohn, in Jahren gemeinsamer schwerer Arbeit erworben hatten.

Diese Frage trägt den Grundkonflikt des Fernsehspiels. Daß sie beantwortet wird, ohne daß man auch nur einen Augenblick das Gefühl hat, auf der Schulbank zu sitzen, ist das Hauptverdienst des Werkes; es ist ermöglicht dadurch, daß unsere Republik und die Partei der Arbeiterklasse solche und ähnliche Fragen täglich in der Praxis unseres gesellschaftlichen Lebens lösen.

Baumert behandelt die Frage nicht abstrakt, als müßten Voraussetzungen und Wirkungen immer und überall dieselben sein. Er zeigt die *konkrete* Wahrheit, die unter bestimmten subjektiven Aspekten so unterschiedlich und dabei doch Teil einer großen, allgemeinen Wahrheit ist. Es ist ja nicht so, daß der alte Kolbing und seine Schwiegertochter vor einem allwissenden und allgerechten Richter erscheinen müßten, der nach objektiver Sichtung der Verhältnisse sein „Schuldig“ oder „Unschuldig“ spräche. Richter ist vielmehr die Umwelt. Und diese Umwelt besteht aus Menschen mit den verschiedensten individuellen Anlagen und Erfahrungen.

Da ist der Werkleiter, ein alter, bewährter und erfahrener Genosse, ehemaliger Arbeiter. Er hat in der Vergangenheit nicht viel Gutes von den „Akademikern“ und „Chefs“ erfahren, und auch manche neuere Erfahrung mit „Intelligenzlern“ hat ihn mißtrauisch gemacht. Ihm

geht es um die in seine Hände gelegten Werte, und so vergißt er manchmal, daß man die Menschen nicht über einen Kamm scheren darf. Dann ist da der Parteisekretär, ein junger Genosse, der ähnlich dem jungen Kolbing in unserer Zeit zum Sozialisten erzogen wurde. Ihm fehlt manche niederdrückende Erfahrung. Er hat das Recht zu einem gesunden Optimismus. Er glaubt an den alten Kolbing, kämpft um ihn, um ein gutes vertrauensvolles Verhältnis zwischen Genossen und Parteilosen, zwischen Jungen und Alten, zwischen Arbeiterklasse und alter wie neuer Intelligenz.

Und da sind die vielen Namenlosen, deren klarer Blick im entscheidenden Augenblick den Ausschlag gibt. Die „unbekannte Größe“ trägt einen neuen Sieg davon. Sie offenbart sich als die Summe jener menschlichen Qualitäten, die das ethische Antlitz unserer sozialistischen Gesellschaft prägen: innere Sauberkeit, Wahrhaftigkeit, gegenseitiges Vertrauen, Hingabe an die übernommene Pflicht, Treue, Bescheidenheit – man kann sie nicht alle aufzählen, die Prädikate echter Persönlichkeit, denen seit je die Achtung der Menschen gehört und die erst in unserer Gesellschaft die Bedingungen echter Blüte vorfinden.

„*Treibjagd*“ heißt ein neues Fernsehspiel aus der Feder des Autorenkollektivs Bodo Uhse, Gotthold Gloger und Heinz Kaminitzer. In einem vorangegangenen Fernsehspiel („Der Tod und sein General“) hatten sich dieselben Autoren mit der unheilvollen Tradition des deutschen Militarismus auseinandergesetzt. Diesmal geht es um die ideologische Vorbereitung des von den Bonner Militärs geplanten Blitzkrieges.

An einer westdeutschen Oberschule kommt es in einer der oberen Klassen zu einer Katastrophe, die einem Schüler das Leben kostet. Die eigenartigen Umstände dieses Todes werfen Licht auf die Erziehung der westdeutschen Jugend und auf manche ihrer Erzieher, gewisse „Ehemalige“ mit zerhackten Gesichtern, Mar-

schierer und Schläger, oder auch Schreibtischverbrecher vom Schlage eines Eichmann oder Globke. Andere, zartbesaitete Humanisten mit demokratischen Ambitionen und Illusionen, werden von ihnen glatt an die Wand gedrückt. Aber da ist doch jemand: die Antifaschistin Dr. Bell, Lehrerin für deutsche Sprache und Literatur. Als Spruchkammervorsitzende hat sie sich nach dem Krieg dafür eingesetzt, die Nazipest für immer aus Deutschland zu bannen. Nun glauben die „Ehemaligen“ den Zeitpunkt gekommen, gegen sie ein Kesseltreiben zu inszenieren. Erstes Opfer ist jedoch nicht sie, sondern einer ihrer Schüler. Unter dem Einfluß der ihm anerzogenen verlogenen Phrasen von Ehre und Treue, Tapferkeit und Heldenmut begeht er nach einer scheinbaren Enttäuschung Selbstmord.

Die Autoren wollten in der Misere der westdeutschen Schule die Geisteshaltung des offiziellen westdeutschen Staates widerspiegeln. Sie erfaßten aber ihren Gegenstand nicht in seiner ganzen Widersprüchlichkeit. Kann man zum Beispiel die politisch-weltanschauliche Atmosphäre an den westdeutschen Schulen gültig darstellen, ohne die Rolle der recht zahlreichen Lehrer zu berücksichtigen, die in der SPD eine Gewähr für Demokratie und sozialen Fortschritt zu finden glauben? Durch sie wird der grundlegende Konflikt, der Neofaschisten und konsequente Demokraten gegenübergestellt, keineswegs gemildert, wohl aber wird er kompliziert. Der Einfluß des Sozialdemokratismus auf die westdeutsche Jugend darf nicht ausgeklammert werden, wenn es nicht zu einer Fehleinschätzung der westdeutschen Verhältnisse kommen soll.

Der Ausgang des Stückes stimmt nachdenklich. Gibt es für die westdeutsche studierende Jugend wirklich nur die Perspektive, entweder im offenen faschistischen „Herrenmenschentum“ oder in der Selbstaufgabe zu enden? Sprechen nicht viele mutige Aktionen der westdeutschen und der Westberliner Jugend gegen einen gewissen Fatalismus, der uns aus diesem Werk anzuwehen scheint? Der größere

Teil der westdeutschen Studenten hat sich von den Marburger Exzessen faschistischer Rowdys distanziert. Hier ist in der Wirklichkeit eine Kraft wirksam, von der das Werk nur wenig spüren läßt.

Auch die Profilierung der Figuren ist unterschiedlich geglückt. Gerade Dr. Bell, die einzige positive Figur von Gewicht, entbehrt der Überzeugungskraft. Man spürt bei ihr keinerlei Verbundenheit mit Gleichgesinnten, auch keine zielgerichtete Aktivität. Sie ist eine eigenbrötlerische Intellektuelle, die wohl für Frieden, Freiheit und Menschlichkeit eintritt, aber aus ihrer Isolierung nicht herausfindet, weshalb ihr Tun gesellschaftlich unfruchtbar bleibt. Ihre staubtrockene Schulmeisterlichkeit müßte selbst Gutwillige vor den Kopf stoßen. Damit fehlt aber der Handlung die echte Polarität; denn auch auf der Gegenseite ist nur Mittelmäßigkeit versammelt.

Das Hörspiel „Unrast“ von Alfred Matusche erinnert mich an eine Welt, von der wir glaubten, sie sei tot und begraben: die Welt der Expressionisten vor und nach dem ersten Weltkrieg, die von wirklichkeitsfremden, scheinrevolutionären Kapriolen geprägt war.

Was veranlaßt mich zu einem solchen Vergleich? Vor allem die Ersetzung echter Handlung durch Scheinhandlung, durch lose verknüpfte Bilder. Von drei jungen Menschen ist die Rede. Suse verbrachte ihre Kindheit auf Jahrmärkten und Rummelplätzen, Kurt ist ein junger Maler, Henning ein Betonarbeiter. Allen dreien liegt die Unrast „im Blute“. Bei Suse ist sie ein „Erbteil“ ihrer Mutter, bei Kurt ein Aufbegehren gegen die Eintönigkeit der alltäglichen Pflichten, bei Henning ein Überbleibsel der ruhelosen Kriegsjahre.

Suses und Kurts Weg führt vom Kohlenplatz, auf dem Suses Vater nach vielen Wanderjahren seßhaft wurde, hinaus auf die Landstraße, zur Baustelle, wo Henning gerade wieder einmal sein Ränzlein schnürt. Und Henning („Ich bin noch heute auf dem Sprung. Leben will ich. Nicht mich gewöhnen.“) findet in Suse („Die Augen, da ist Stolz drin. Sie will

mehr, mehr als wir ihr geben können.“) den Menschen, der ihm die Sinnlosigkeit seines ewigen Wanderns bewußt macht. Suse, von Kurt mißachtet und beleidigt, fühlt sich von Henning erstmals geliebt; sie erwacht zu neuem Selbstbewußtsein. Kurt besinnt sich auf die Malerei: „Ich werde malen. Deine Tochter werde ich malen. Suse, mit der gelben Papierblume im Haar, so wie ich sie gestern abend gesehen habe, hier auf der Baustelle. Und wenn ich's hundertmal versuche – das Bild wird gut.“

Das ist alles.

Nichts liegt mir ferner, als den Handlungsbegriff dogmatisch einzuengen. Aber eine solche Entleerung wie hier muß Besorgnis erwecken. Auf der gleichen Linie liegt die wirklichkeitsfremde Gestaltung der Charaktere, denen echte Individualität völlig abgeht. Nicht Menschen einer bestimmten Zeit mit bestimmten Zügen und Gedanken treten uns gegenüber, sondern aus der Retorte destillierte Schemen, abstrakte Typen, die allerorts und jederzeit Zeugnis ablegen könnten von den Räsonnements ihres geistigen Vaters zum Thema „Unrast“. Auch wer das Bemühen des Autors um unschematische Gestaltung eines subjektiven Anliegens anerkennt, muß sich die Frage nach dem Sinn dieser Art Literatur stellen.

Die Unstetigkeit junger Menschen, ihre Sehnsucht nach außergewöhnlichen Erlebnissen, ihr Suchen nach einem Lebensinhalt hätte sich besser in Erlebnissen und Gedanken einfangen lassen, die diesen Prozeß in der spezifischen Gestalt unserer Zeit zum Ausdruck bringen. Davon ist bei Matusche nichts zu spüren. Seine Gestalten wirken, verglichen mit den Jugendlichen, die von Aue bis Rostock, von Schwedt bis Eisenach arbeiten, lernen und auch mal über die Stränge schlagen, wie Brackwasser am Rande eines großen Stromes.

Recht abwegig ist auch die Gestaltung der Liebesbeziehungen zwischen diesen jungen Menschen. Jeder Versuch, das Aufblühen neuer Liebesbeziehungen künstlerisch zu erfassen, sei uns willkommen. Der

Beitrag Matusches zu diesem Thema ist jedoch wenig erfreulich. In seinem Hörspiel wird von dem Verhältnis eines jungen Mädchens zu einem jungen Mann gesprochen, wie von der Kopulation zweier Straßenkötter. Das ist nun wirklich nicht einmal neu, geschweige künstlerisch.

Informationen

Dem Vorstand des Deutschen Schriftstellerverbandes, der auf dem V. Deutschen Schriftstellerkongreß gewählt wurde, gehören an: Anna Seghers als Vorsitzende; Hans Marchwitza und Erwin Strittmatter als stellvertretende Vorsitzende; weitere Mitglieder sind:

Alexander Abusch, Bruno Apitz, Helmut Baierl, Gerhard Baumert, Lilly Becher, Otto Braun, Willi Bredel, Jurij Brezan, Franz Fühmann, Hans-Jürgen Geerds, Walter Gorrish, Otto Gotsche, Peter Hacks, Helmut Hauptmann, Harald Hauser, Stephan Hermlin, Wieland Herzfelde, Stefan Heym, Wolfgang Joho, Bruno Kaiser, Henryk Keisch, Eduard Klein, Wolfgang Kohlhaase, Kuba, Alfred Kurella, Peter Huchel, Hans Koch, Georg Maurer, Armin Müller, Wolfgang Neuhäus, Herbert Nachbar, Dieter Noll, Helmut Preißler, Annemarie Reinhard, Werner Reinowski, Helmut Sakowski, Maximilian Scheer, Wolfgang Schreyer, Rosemarie Schuder, Jo Schulz, Jeanne Stern, Kurt Stern, Michael Tschesno-Hell, Bodo Uhse, Jan Petersen, Alex Wedding, Paul Wiens, Gustav von Wangenheim, Christa Wolf, Max Zimmering, Hedda Zinner, Herbert Jobst. Zu Nachfolgekandidaten wurden

gewählt: Walter Werner, Hermann Kant, Lothar Kusche, Edith Bergner, Manfred Richter, Jens Gerlach.

Neugewählte Ehrenmitglieder des Vorstandes sind: Hans Lorbeer, Ludwig Renn, Walther Victor, Benno Voelkner, Ehm Welk, Arnold Zweig.

Am 2. Juli verunglückte Ernest Hemingway beim Waffenreinigen in seinem Heim in Ketchum im USA-Staat Idaho tödlich. Hemingway, der im 62. Lebensjahr stand, hatte im Jahre 1954 den Nobelpreis für Literatur erhalten.

Angesichts der zunehmenden Faschisierung und Militarisierung Westdeutschlands entschloß sich der Schriftsteller Fritz von Unruh, die Bundesrepublik zu verlassen und aus seiner nunmehr dritten Emigration erst zurückzukehren, wenn ein demokratisches und friedliebendes Regierungssystem auch in der Bundesrepublik errichtet worden ist.

Mit dem Vaterländischen Verdienstorden wurden Willi Bredel und Wieland Herzfelde geehrt.

Der Johannes-R.-Becher-Preis wurde Georg Maurer und Uwe Berger verliehen.

Mit der Johannes-R.-Becher-Medaille, der höchsten Auszeichnung des Deutschen Kulturbundes, wurden u. a. die folgenden Schriftsteller ausgezeichnet: Alexander Abusch, Lilly Becher, Willi Bredel, Herbert Ihering, Alfred Kurella, Annemarie Langen-Koffler, Ludwig Renn, Anna Seghers und Arnold Zweig.

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig.

Druck: 1/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 5259. A 715